This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

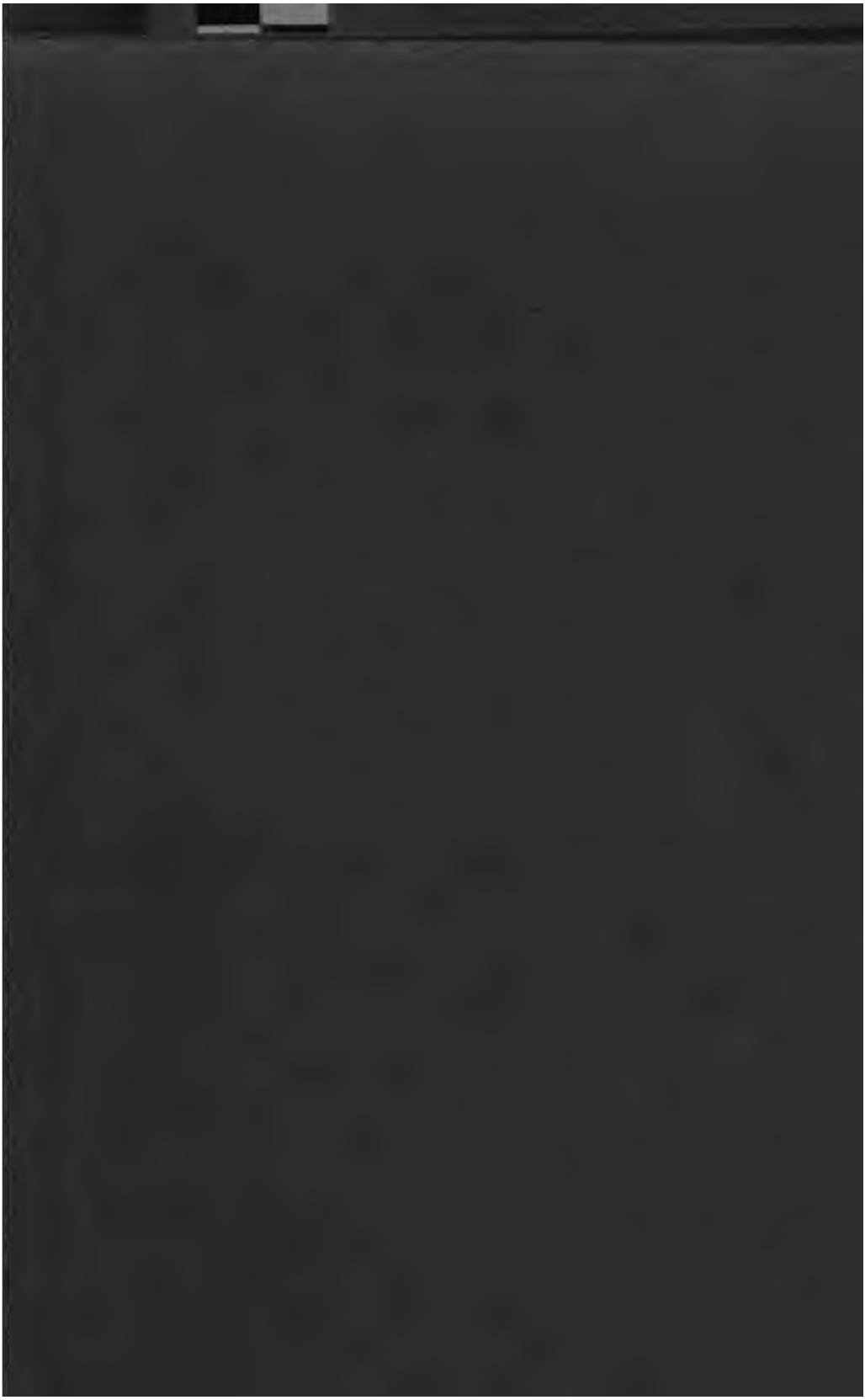
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD LIBRARIES

STANFORD LIBRARIES

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919



Die Transvaalsphinx.

Bilder

aus dem

südafrikanischen Leben

von

Heinrich C. Nebel.

Berlin 1905.
Druck und Verlag von Wilhelm Baensch
Aktien-Gesellschaft.

Herrn

Dr. Otto Lindenberg

in treuer, dankbarer Freundschaft

zugeeignet.

1. Kapitel.

Rien ne va plus!

Jüngſt war im Bekanntenkreiſe wieder einmal von Reiſen und Wandern die Rede, und ein junger Freund fragte mich: „Was hat Sie eigentlich nach Südafrika gebracht?“ „Die Wella!“ antwortete ich lakoniſch. „Die Wella?“ fragten auf einmal alle neugierig. Mein junger Freund war etwas verlegen; er glaubte, daß ich dieſe Frage als eine Indiskretion empfunden und ihm, um jede weite Erörterung abzuſchneiden, einfach den Namen meines Dampfers genannt habe. Ein Leutnant, der am Tiſch ſaß, ließ ein verſtändnisinniges „Aha!“ hören, er vermutete hinter dem Namen eine junge Dame und als Grund meiner Reiſe ein Liebesabenteuer, einen Korb oder „unüberwindliche Hinderniſſe“. Ich weidete mich noch einen Augenblick an dem Kopfzerbrechen, welches meine Antwort verurſacht hatte, dann überraſchte ich die Freunde durch die Erklärung, daß die Wella ein Pferd geweſen ſei. „Ein ſehr gutes Pferd vermutlich, wenn es Sie bis Südafrika gebracht hat!“ witzelte der Leutnant. — Nun, ſie gehörte ſicherlich nicht zu den ſchlechteſten Produkten des rheiniſchen Geſtütes, aus dem ſie hervorgegangen war, die kleine drahtige Stute mit den feinen Feſſeln, der vielverſprechenden Rückenpartie und dem klugen Köpfchen; aber mit dem großen Graditzer Hengſt hatte ſie es eben doch nicht aufnehmen können, und das Rennen, für welches ich ſie mit einem Eigenſinn, der einer beſſeren Sache wert geweſen wäre, gewettet, hatte ſie verloren. Kleine Urſachen, große Wirkungen!

Ich hatte gehofft, mit Wella einen großen Coup „landen“ zu können und all zu viel auf eine Karte gesetzt. Nun war die Entscheidung gegen mich gefallen, und es galt die Konsequenzen zu ziehen. Was ich in meinem Portefeuille hatte, reichte bei guter Einteilung noch gerade aus, um mir den Rückzug zu decken, um mir einen dezenten Abgang von der Bühne zu gestatten, auf der ich mich ein paar Akte lang so wohl gefühlt. Trotzdem wußte ich, daß ich ohne all zu große Wehmut Abschied nehmen konnte von der Welt, die nur die „Outsiders“ für langweilig erklären, während die „Favorits“ sie nach wie vor amüsant finden werden, von den netten jungen Leuten, die das Leben von der exklusiven Klubtribüne herab betrachten, wie ein interessantes Rennen, bei dem sich die „Professionals“ nach Kräften abrackern müssen, und von den schönen eleganten Frauen, deren zarte Füßchen sorglos über den weichen Sand gleiten, als sei die Erde ein großer Herrschaftspark.

Das liebliche Oostal hatte für die Rennwoche Festschmuck angelegt, Baden-Baden war in diesen letzten Augusttagen zauberisch schön. Als ich früh am Morgen hinausgefahren war nach Iffezheim, dem herrlichen Rennplatz am Rhein, um mir die Probegalopps anzusehen, da war gerade die Sonne aufgegangen hinter den dunklen Schwarzwaldbergen, von den alten Bäumen der Allee sangen mir die Amseln frohe Hoffnung ins Herz, und der lachende Himmel erfüllte mich mit stolzer Siegesgewißheit. Das war mein Verderben. „Heute oder nie!“ hatte ich mir gesagt und als ein Buchmacher gerade an den Paddoks Wella mit vier zu eins anbot, nahm ich noch einmal einen größeren Betrag, trotzdem ich mir am Abend zuvor gelobt hatte, es mit den im Klub gewetteten Summen bewenden zu lassen.

Verloren! Wie die Karten am Abend zuvor gegen mich gefallen waren, Schlag um Schlag, so die Entscheidung auf dem grünen Rasen. Am Himmel zogen dunkle Wolken herauf, und der Rennplatz leerte sich noch ehe das Programm beendet war. Eine schlanke junge Dame in eleganter Renntoilette klopfte mir mit dem Fächer auf den Arm. „Wollen nach Hause fahren, die interessanten Events sind ja vorbei und es kann jeden Augenblick losregnen! Sie steuern doch wieder?“ Ich nickte nur, nahm meinen Mantel und gab ihr den Arm. Die Mailcoach des Klubs fuhr vor. Die Diener stießen in ihre silbernen Tuten und bald war die kleine Gesellschaft beisammen, mit der wir hergefahren waren. Die älteren Damen stiegen in den geschlossenen Fonds des Wagens, die jungen kletterten zu den Herren auf das Verdeck, meine Gefährtin kam zu mir auf den Bock, ein kleiner Klapps und die vier Ungarn zogen an. „Wie haben Sie sich amüsiert, Miß Ellen?“ fragte ich die junge Dame. „Köstlich,

es ist wundervoll hier, aber ich habe 10 Mark auf Ihren Tip verloren, auf Wella!" „Das ist ja entsetzlich, meine Gnädige!" Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; sie war die einzige Tochter eines der reichsten südafrikanischen Minenmagnaten und bedauerte den Verlust von 10 Mark, während ich ... „Sie sind garnicht so lustig, wie vorhin!" „Das macht das Wetter, Miß Ellen!" „Ja, es ist gar kein Verlaß darauf. Bei uns in Südafrika regnet es ein paar Wochen im Jahr gründlich, aber dann ist es auch vorbei, und während der übrigen Zeit braucht man nicht damit zu rechnen." „Wo gefällt es Ihnen besser, in Südafrika, oder in Europa?" „Es ist schön hier," sagte sie nachdenklich, „aber ich könnte nicht immer hier leben. Man wird so kleinlich hier, dort unten ist alles weiter, großartiger, reicher; der Kampf ums Dasein ist viel, viel härter und schwerer, aber er schafft auch andere Menschen, nicht bessere vielleicht, aber kraftvollere, zielbewußte, die sich in jeder Lebenslage mit ihrem eigenen Wollen stark zu behaupten wissen. Vergleichen Sie doch meinen Vater mit den anderen Herren hier, dann werden Sie das sofort erkennen. Er ist durch sehr harte Zeiten hindurchgegangen, wenn das auch schon lange her ist, er hat Glück gehabt, vielleicht mehr als viele andere; aber keiner kann behaupten, daß ihm sein Vermögen in den Schoß gefallen sei. Wie hat er gearbeitet, und wie arbeitet er heute noch, trotzdem er doch zu seiner Erholung hier ist, zur Erholung von wirklichen Strapazen, nicht von denen der Londoner und Pariser Saison und der Ostender Frühjahrskampagne!" Meine Nachbarin war ordentlich warm geworden; ich hätte dem zierlichen Geschöpf in dem kostbaren Spitzenkostüm so viel Ernst garnicht zugetraut. Die Pferde nahmen indes jetzt, wo wir in der Stadt waren, meine ganze Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß ich die Unterhaltung nicht fortsetzen konnte. Aber ich hatte einen Faden gefunden, den meine Gedanken weiter spannen. In schlankem Trab fuhren wir am Kurpark vorbei und da waren wir auch schon am Eingang der Lichtenthaler Allee, wo das Haus des Internationalen Klubs liegt. Wann würde ich wieder „four in hand" durch das Oostal fahren? Ich war den Damen beim Aussteigen behilflich, für den Abend verabredeten wir uns, dann schritt ich langsam dem Stephanie-Hotel zu. In meinem Zimmer überdachte ich meine Lage, am nächsten Tage wollte ich abreisen. Wohin? Ich wartete auf eine Inspiration, aber jedenfalls wollte ich möglichst weit fort von dem Schauplatz mondainer Verlockungen, unter andere Menschen, in eine andere Welt. Ich wollte arbeiten, Geld verdienen; so schwer konnte das doch nicht sein, ich hatte schließlich ja auch etwas gelernt, aber allerdings, wie ich bei

näherem Ueberlegen einsah, nichts, was mir draußen in der weiten unheimlichen Welt der Arbeit, so rasch zu einer Position verhelfen konnte.

Am Abend traf ich Miß Ellen in einer Loge des kleinen hübschen Theaterchens. Ihr Vater, ein jovialer, alter Herr mit kupferrotem Gesicht und einem mächtigen schlohweißen Schnurrbart, welcher das Amerikanische seines Typs etwas verwischte, begrüßte mich mit herzlichem Händedruck. Sie selbst nickte mir freundlich zu, ließ sich aber in ihrer Unterhaltung mit einem sehr eleganten jungen Marquis nicht stören, der ihr eifrig die Cour machte. Die Damen waren alle in großer Toilette, die Herren im Frack, es war ein wunderschönes Bild voll leuchtender, farbensatter Pracht, voll Jugend, Grazie, Schönheit und Frohsinn. Die Elite der internationalen Gesellschaft, welche die Rennwoche im Oosthal nie zu versäumen pflegt, hatte sich hier ein Stelldichein gegeben, um den einschmeichelnden Melodien der „Fledermaus" zu lauschen, um zu flüstern, zu flirten, zu medisieren. In der Hofloge saß der greise Großherzog von Baden, dessen vornehmes, gütiges Gesicht der lange weiße Vollbart umrahmte; neben ihm der Präsident des Internationalen Klubs, Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar, der ihm so außerordentlich ähnlich sah, und der Fürst Fürstenberg, den man eher für einen exotischen Diplomaten, als für einen deutschen Standesherrn gehalten hätte. In der Proszeniumsloge saßen einige Wiener Sportsleute: der Bankier Baron Springer, Herr von Péchy, dessen Maikönig der Tip für den großen Preis war, Herr von Szemere, Hektor Baltazzi und mehrere andere Mitglieder des Internationalen Klubs. Dort drüben saß der alte Graf Henckel zwischen seinen Freunden aus der Pariser Zeit, dem Marquis d'Haussonville und dem Vicomte d'Harcourt, in einer anderen Loge unterhielten sich einige Herren des Berliner Union-Klubs mit Graf Claus Rosen, dem gefeierten jungen dänischen Herrenreiter, der auf dem grünen Rasen Sieg um Sieg errang. Die Rothschildschen Damen waren mit dem Herzog von Gramont und einem schottischen Lord erschienen; der junge Baron Oppenheim machte einer bildschönen Spanierin den Hof, während die alte Mrs. Astor, die als einzigen Schmuck zu ihrem einfach dunklen Kleide zwei Perlenreihen von fabelhaftem Werte trug, eine Anzahl bildschöner junger Amerikanerinnen bemutterte.

Ich sehe das noch alles vor mir, als wenn es gestern gewesen wäre, es war doch einer der letzten Eindrücke aus der Welt, von der ich Abschied nehmen sollte. Nach dem zweiten Akt schlug Miß Ellen einen Bummel durch den Kurgarten und die Kolonnaden vor, und wir verließen das Theater. Im Kurgarten war es schwarz

von Menſchen, und wir hatten Mühe, bis zur Terraſſe vorzudringen, wo ein Tiſch für uns reſerviert war. Der weite Raſenplatz erſtrahlte im Licht von tauſend und abertauſend kleinen Flämmchen, zwiſchen denen ſich feurige Räder drehten, welche kleine glühende Kugeln in die Luft warfen. Die ausgezeichnete Kapelle ſpielte den Pilgermarſch, während man um uns in mindeſtens zehn Sprachen die Reize des lieblichen Oostales pries. Diskret hatte inzwiſchen der Kellner den „Mumm“ entkorkt und nun ſtießen wir an auf die Damen, auf Baden-Baden, auf ein Wiederſehen, auf gute Freundſchaft; heiße Lebensluſt flammte aus allen Augen, die Wangen röteten ſich, das Geſpräch wurde immer lebhafter, bis die Souperſtunde ſchlug, die uns nach dem Klub rief. Dort war auf der wundervollen Veranda, die nach der Allee zu lag für mindeſtens 100 Perſonen gedeckt. Orchideen und herrliche La France-Roſen waren über die Tafel geſtreut, auf welche hunderte von Kerzen in mächtigen ſilbernen Leuchtern ein mildes angenehmes Licht warfen. In den Laubengängen hingen zahlloſe Lampions, zwiſchen denen hier und da lichte Toiletten und ſchneeige Schultern, oder ein ſchimmernder Ordensſtern aufblitzten. Während der Tafel ſpielte eine Zigeunerkapelle, dann wurde an kleinen Tiſchchen in rebenumrankten Lauben der Kaffee ſerviert, wobei ſich die Herren als wahrhafte Kolumbuſſe im Entdecken verſchwiegener „flirting-corners“ erwieſen. Da Miß Ellen den Arm ihres Marquis genommen hatte, leiſtete ich ihrem Vater Geſellſchaft. Der Champagner hatte den alten Herrn geſprächig gemacht, und während er mir dies und das aus ſeinem reichbewegten Leben erzählte, kryſtalliſierte ſich aus dem Chaos der auf mich einſtürmenden Gedanken ein klarer Plan heraus. Wie er gekämpft hatte, wollte auch ich kämpfen, alle Vorurteile von mir werfen und mir im Süden des ſchwarzen Erdteils aus eigener Kraft ein neues Leben gründen, ein Leben der Arbeit.

Früh am nächſten Morgen ſaß ich im Zug, und am Abend kam ich nach einer herrlichen Fahrt nach dem alten Köln. Dort traf ich alle Vorbereitungen für die große Reiſe. Niemand fand es beſonders auffallend, daß, wer ſoviel kreuz und quer durch Europa gefahren war, einmal eine größere Ueberſee-Reiſe unternehmen wollte. Iſt doch in unſeren Tagen eine Fahrt nach dem Kap lange nicht ein ſolches Ereignis, wie es vor einem halben Jahrhundert noch eine Tour nach der Schweiz war. Für mich war allerdings dieſe Reiſe ein Ereignis; ſie bedeutete den Abſchluß einer unvergeßlich ſchönen Zeit frohen, ſorgloſen Lebensgenuſſes, die mir in dieſer Weiſe, das wußte ich genau, niemals wieder beſchieden ſein würde.

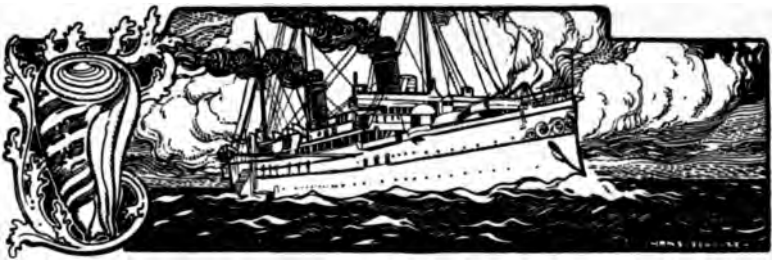
Denn auch wenn es mir in Südafrika glückte, woran ich ja glaubte, so konnten doch viele Jahre, wenn nicht Jahrzehnte vergehen, ehe ich mir eine Europareise würde erlauben können, und dann würde ich selbst nicht mehr der Alte sein. Sentimental bin ich indes nie gewesen und ich hatte auch viel zu viel mit meinen Zukunftsplänen zu tun, um eine Trauermiene aufzusetzen. Nach kurzem Aufenthalt in der alten Rheinstadt ging es weiter nach Ostende. Wie manche frohe Stunde hatte ich in dem entzückenden belgischen Seebad verbracht. Ich benutzte den kurzen Aufenthalt, um noch einmal die Digue de mer entlang zu gehen, an den reizenden kleinen Villen und den großen eleganten Hotels vorbei, auf deren Terrassen ich so oft im frohen Kreis Bachus und Venus gehuldigt. Im Kursaal war Réunion, ich begriff plötzlich nicht, wie die Leute an nichts mehr denken mochten, als an ihr Amüsement und blieb neidlos draußen. Als ich später bei Noppency noch eine Tasse Kaffee trinken wollte, lief ich einer alten Bekannten in die Arme, die mich nicht mehr losließ. Als ich sie mit meinem Plan bekannt machte, wollte sie gleich mitkommen nach Südafrika, ich erzählte ihr aber, daß dort erst jetzt wieder sechs junge Damen von einem „Ameisenlöwen“ aufgefressen worden seien, was sie abzuschrecken schien.

London, Victoria Station! Ein Outside-Porter nahm mein Gepäck und brachte es ins Grosvenor-Hotel, das dicht bei der Station liegt, und in dem ich früher mehrmals abgestiegen war. Zwei Freunde, an die ich aus Köln geschrieben, hatten Nachricht nach dem Hotel gegeben, daß sie in Schottland auf der Moorhuhn-Jagd seien, ich solle nachkommen. Es war wirklich, wie der alte Herr in Baden-Baden gesagt, es hatte kein Mensch etwas Ernsthaftes zu tun in der Welt, in der ich mich bisher bewegt hatte; merkwürdig, daß mir das erst jetzt auffiel. An verschiedenen Stellen suchte ich mich dann über etwaige Aussichten in Südafrika zu informieren; ich sprach bei mehreren Bekannten vor und ließ mir einige Empfehlungsbriefe mitgeben. Ein Großkaufmann meinte, ich solle unter allen Umständen versuchen, schon in London einen Kontrakt für Südafrika zu machen, da dort nur schwer etwas zu finden sei. Dieser Rat war indes leichter erteilt als befolgt. „Verstehen Sie sich auf landwirtschaftliche Maschinen?“ fragte der eine. „Haben Sie Branchekenntnisse?“ erkundigte sich ein anderer, während ein dritter sogar wissen wollte, ob ich stenographieren oder Maschine schreiben könne. Ich verstand mich auf nichts von alledem. Ich hatte eine Ahnung von der Juristerei und einige nationalökonomische Kenntnisse, wußte einen guten Gaul mit Verstand zu reiten, kannte die neuesten amerikanischen

Tänze und verstand in ein paar europäischen Sprachen zu causieren. Aber in den neuen Verhältnissen gab mir das höchstens ein Anrecht auf eine Oberkellnerstelle. Nachdem ich 14 Tage mit unnützen Gängen verplempert, entschloß ich mich kurz, am nächsten Sonnabend auf gut Glück abzufahren, zur Not mußte sich doch immer eine Arbeit für einen intelligenten Kerl, oder wenn es schon weiter nichts war, für zwei kräftige Arme finden „dort unten", und ich hatte ja noch genug, um eine Zeit lang zusehen zu können.

Ich nahm mir ein Billet für die „Dunvegan Castle" und fuhr nach Southampton. Dort war das Schiff, das am Freitag von London abgeht, gerade angekommen, und ich konnte mein Gepäck sofort an Bord bringen lassen. In den Docks begegnete ich einem alten Herrn, der eine junge Dame am Arme führte. Zu meinem größten Erstaunen erkannte ich Miß Ellen mit ihrem Vater, die mich sehr freundlich, wenn auch etwas verwundert begrüßten. Der alte Herr schien sogar einen Augenblick peinlich berührt zu sein als er hörte, daß ich gleichfalls mit der „Dunvegan Castle" nach dem Kap wolle; er beruhigte sich indes bald wieder, als er sah, daß ich mich der größten Zurückhaltung seinem Töchterchen gegenüber befleißigte. Er hatte ein Telegramm aus Kimberley erhalten, daß seine Anwesenheit dringend erwünscht sei, und er hatte keinen Moment gezögert, zu den Geschäften zurückzukehren. Gemeinsam besichtigten wir das Schiff, das uns für die nächsten drei Wochen Unterkunft gewähren sollte. Es war eines der kleineren Schiffe der berühmten Castle-Linie, die zusammen mit der Union-Linie den wöchentlichen Verkehr nach dem Kap vermittelt, ein sogenannter „Intermedian Steamer." Die Kabinen waren ganz komfortabel, und die Gesellschaftsräume wiesen sogar einen gewissen Luxus auf, der sich allerdings mit dem der großen Amerika-Dampfer in keiner Weise messen konnte. Einige Passagiere waren schon in London an Bord gegangen, die meisten aber kamen erst hier in Southampton aufs Schiff und in den „Empereß Docks" herrschte ein ungemein reges Leben. Wagen auf Wagen fuhr vor, und der große Krahn war unablässig damit beschäftigt, die riesigen Koffer auf das Schiff zu schaffen, dessen Bauch sie rasch verschlang. Einige Händler suchten Deckstühle an die Passagiere zu verkaufen, andere boten Postkarten, oder die Londoner Morgenblätter an; dazwischen drängten Hausierer mit Knöpfen, Nadeln, Hosenträgern und tausenderlei Dingen, die man bei einer solchen Reise so nötig braucht und so oft vergißt. Fast alle Passagiere wurden von Freunden oder Angehörigen an Bord gebracht, sodaß es von Menschen auf dem Dampfer wimmelte.

Interessante Physiognomieenstudien konnte man da machen. Die Einen strahlten vor Vergnügen, einmal auf einem richtigen großen Übersee-Dampfer sich ergehen zu können, die Anderen schien schon langsam aber sicher der Trennungsschmerz zu beschleichen, wieder Anderen liefen die hellen Tränen über die Wangen. Dort hielten Mann und Frau sich innig umschlungen, als gelte es einen Abschied fürs Leben, hier küßte ein Vater immer und immer wieder seine zwei herzigen blonden Mädchen. Geschäftsfreunde besprachen noch eilig einige wichtige Angelegenheiten, Braut und Bräutigam sagten sich ein letztes Liebeswort, dann ertönte die Glocke, und alle Nichtpassagiere mußten das Schiff verlassen. Pustend fuhr eine Lokomotive in das Dock ein bis dicht an den Dampfer heran, sie brachte die „Mail" die Überseepost aus London. Hastig wurden die Postsäcke auf das Deck geworfen, wo die Beamten der Gesellschaft sie in Empfang nahmen und die Siegel prüften, dann wurden die Taue losgemacht, die Ankerkette rasselte, die Brücke wurde ans Land gezogen. Alle Passagiere kamen an Deck. Die Zurückbleibenden warfen kleine Münzen, die uns Glück und Reichtum bringen sollten, aufs Schiff. Die Stewards-Kapelle intonierte die britische Nationalhymne und langsam, mit majestätischem Ernst, glitt die „Dunvegan Castle" von zwei kleinen Schleppern gezogen aus dem Hafen. Am Quai standen viele tausende von Menschen. Die Männer hatten die Hüte abgenommen, die Frauen schwenkten die Tücher. „Glückliche Reise!" und „Auf Wiedersehn!" scholl es herüber und hinüber, dann stimmten alle wie auf Kommando das „Rule Britannia" an. Miß Ellen stand neben mir am Railing — „Es war doch schön in Europa!" sagte sie leise und eine Träne schimmerte in ihren herrlichen dunklen Augen. Für einen Moment überkam es auch mich wie Trennungsweh. Niemand hatte mir das Geleite gegeben; unter all den Tausenden die da am Quai standen, kannte ich keinen, und keiner kannte mich, und doch war es mir, als müßte auch ich ihnen ein Abschiedswort, ein „Auf Wiedersehen!" zurufen. Immer größer wurde die Entfernung zwischen uns und der Menge am Quai, deren laute Rufe nur noch wie ein leises Murmeln an unser Ohr drangen, bis schließlich der Hafen unseren Blicken entschwand und unser Schiff unter eigenem Dampf hinausfuhr. Fernem Land und einer ungewissen Zukunft führte es mich entgegen, aber der Himmel war blau, wie an jenem Augusttage in Baden-Baden und um den Mastbaum flatterte eine silbergraue Möve, ich nahm sie als gutes Omen.



2. Kapitel.

Southward Bound.

Ein großer Überſeedampfer iſt eine Welt für ſich, eine Welt mit vielen Mängeln und Vorzügen, jedenfalls aber eine Welt, deren Bewohner gar ſehr auf einander angewieſen ſind, und die ſich in einander ſchicken müſſen, auch wenn das nicht immer ganz leicht iſt. Unſer Schiff war ſo ziemlich bis auf den letzten Platz beſetzt, und ich mußte eine an ſich nicht ſehr große Kabine mit noch zwei Reiſegefährten teilen. Beide waren höchſt ſonderbare Käuze. Der eine, ein rieſenhafter Schotte, war nach ſeiner eigenen Ausſprache ein vorzüglicher Menſch, aber er hatte zwei Krankheiten: er litt erſtens an chroniſcher Trunkſucht und zweitens an Kleptomanie. Er hatte drei Flaſchen Whisky mit an Bord gebracht, „weil man den ganzen Vormittag am Büffet nichts bekommen könne, bis der Dampfer den Hafen verlaſſen habe," und er ſtahl alles, was nicht feſtgeſchraubt war, gab es aber gutwillig wieder heraus, wenn man ihm mit dem Kapitän drohte. Wie ich ſpäter in Kapſtadt erfuhr, war er ein ſteinreicher Mann und hatte das Stehlen wirklich durchaus nicht nötig, aber er war nicht immer Millionär geweſen, und ſeine Wiege hatte in einer Straße von Edinburg geſtanden, in der die Kinder in einem Alter zum Stehlen dreſſiert werden, in dem man ihnen anderswo das erſte Tiſchgebet beibringt, und in der ein Schluck Schnaps die Belohnung für den erſten Fleißzettel iſt, den ſie in Geſtalt einer nicht von ihnen gefüllten Geldbörſe nach Hauſe bringen. Sein Gegenſtück war der andere Kabinengenoſſe, der aus Irland ſtammte und die Ehrlichkeit ſo weit trieb, daß er jeden gebrauchten

Zahnstocher nach Tisch sorgfältig wieder in den auf der Tafel stehenden Porzellannapf zurücklegte. Mochten sich andere daran bereichern! Als er eines Tages früh am Morgen auf dem Deck einen Zopf fand, an dem man ziehen konnte, ohne irgend jemandem wehe zu tun, war er tagelang rastlos bemüht, die Besitzerin ausfindig zu machen, um ihr ihr Eigentum zurückzustellen. Immer trug er den Zopf bei sich, und jeder Dame hat er ihn mindestens zweimal gezeigt, ohne daß ihn eine beansprucht hätte. Eines Nachts weckte er mich auf, er wollte mich fragen, ob ich nicht auch der Ansicht sei, daß Miß Soundso den Zopf verloren haben müsse. Ich konnte ihn nur mit dem Hinweis beruhigen, daß er den Zopf ja doch erst am nächsten Morgen zurückgeben dürfe. Die Miß wies natürlich den Zopf entrüstet zurück, trotzdem die Haarfarbe stimmte. Sie war jedenfalls vorsichtig genug gewesen, sich einen Reservezopf mitzunehmen.

Gleich am ersten Tage unserer Abfahrt machten wir mit der Tücke der See Bekanntschaft. Das große Schiff schaukelte wie eine Nußschale an den bedenklich aussehenden Klippen und Riffs vorüber, die der Insel Wight nach Süden zu vorgelagert sind und bei der ersten Mahlzeit waren wir durchaus „en petit comité.“ Die meisten Herrschaften hatten es vorgezogen, die Kabine vorläufig nicht mehr zu verlassen, nachdem sie sich dort installiert hatten. Außer den Glücklichen, welche niemals und unter keinen Umständen seekrank werden, und zu denen Gott sei Dank auch ich gehöre, kamen nur diejenigen zu Tisch, welchen man eingeredet hatte, daß die Seekrankheit durch Energie und tüchtiges Essen zu bekämpfen sei. Sie erlitten indes mit ihrer Theorie im vollsten Sinne des Wortes Schiffbruch, und bereits beim Fisch hatte unsere Tafel eine bedenkliche Ähnlichkeit mit einem Ehemänner-Stammtisch nach Mitternacht. Einer nach dem andern drückte sich mit einer Miene stummer Verzweiflung möglichst unauffällig, um den Spott der übrigen nicht herauszufordern. Am Abend war wieder herrliches Wetter, aber nun hatte mich Miß Ellens Vater schon so tief in „eine“ Partie Piquet verwickelt, daß ich die Sterne erst bewundern konnte, als das elektrische Licht im Spielzimmer trotz unserer energischen Gegenwehr ausgedreht wurde.

Am andern Morgen kamen wir in den Golf von Biscaya. Wer dieses heimtückischste der Europas Küsten bespülenden Gewässer kennt, dem brauche ich nicht zu versichern, daß die Dampfergesellschaft ohne große Kosten bei Tisch selbst Austern hätte servieren lassen dürfen. Dafür war die Stewardeß an diesem Tage das geplagteste

Geschöpf auf dem Schiff, denn die Damen klingelten in ihren Kabinen, daß man Lust bekam, die ganze Elektrizitäts-Industrie zu verfluchen, obgleich es der ja ohnehin schlecht genug geht. An Deck waren außer Miß Ellen nur noch wenige weibliche Wesen, darunter eine junge Frau, die mir wegen ihrer prachtvollen Erscheinung und ihrer raffiniert einfachen Toilette schon Tags zuvor aufgefallen war. Durch Zufall kamen wir ins Gespräch. Sie war eine geborene Afrikanerin und kehrte von einem „Trip“ nach Paris zu ihrem Gatten, einem reichen Wollhändler in Natal, zurück, der sich mehr nach ihr zu sehnen schien als sie sich nach ihm. Mrs. Donovan schwärmte für Frankreich, für Paris und die Pariser, von denen sie in Superlativen sprach, die bewiesen, daß sie am Seinestrande begeisterungsfähiger geworden war, als man das in südafrikanischen Wollhändlerkreisen gemeinhin zu sein pflegt. Sie hatte übrigens den „Bildungstic“, sprach viel von Philosophie, Kunst und Ästhetik, las aber mit Vorliebe Louys und Catulle Mendès, was ich ihr indes verzieh, da sie eine wirklich geschmackvolle Broche von Lalique trug, bei Redfern „arbeiten“ ließ und die feste Absicht hatte, Esther Meyer, deren neuestes „Gedicht“ ihr pikantes Haupt schmückte, am Kap zu lanzieren. In ihrem Urteil über Menschen und Dinge war Mrs. Donovan übrigens reichlich unbarmherzig, und da ich ein großer Freund jeglichen Klatsches bin, so freute ich mich schon innig auf die Zeit, wo wir unsere Deckstühle näher aneinander rücken und über die Schiffsgesellschaft nach Herzen medisieren würden. Immerhin war es mir etwas unbehaglich, als meine neue Bekanntschaft sich am Nachmittage im Salon ziemlich laut über die „faden“ Klubmenschen und „Tagediebe“ moqierte, welche die Bäder des Kontinents unsicher machten und kein anderes Lebensziel hätten, als Tennis spielen, Rennen besuchen und Sekt trinken. Miß Ellen las gerade die „Tit Bits“, war es Zufall, daß sie mich einen Augenblick nachdenklich ansah? Ich halte sie nach wie vor nicht für boshaft.

Am nächsten Tage liefen wir Lissabon an. Miß Ellen, ihr Vater, Mrs. Donovan und ich hatten einen gemeinsamen Ausflug durch die Stadt verabredet, der vom Wetter sehr begünstigt war. Lissabon macht von weitem einen ganz wunderbaren Eindruck, der allerdings, wie bei allen südlichen Häfen nicht in der Weise anhält, wenn man genauer hinsieht. Trotzdem hatten wir die Exkursion nicht zu bereuen. Wir schlenderten durch die herrliche, breite Avenida da Libertade, eine Prachtstraße, wie man sie nicht so leicht in einer anderen Stadt Europas findet. Die Praca da Commercio zeigte uns ein farbensattes Bild südlichen Lebens, freilich viel südländischer

Schmutz war auch dabei. Ein paar junge Leute bettelten uns an, mit der Begründung, daß sie Studenten seien; ob man das in Deutschland wohl auch als ein Motiv für öffentlichen Straßenbettel gelten ließe? Die Damen interessierten sich lebhaft für die bronzene Reiterstatue Josés I., dessen Lebensgeschichte Mrs. Donovan zum besten gab. Ich bin sicher, daß sie sich gestern Abend im Conversationslexikon darauf vorbereitet hat. Um den Platz herum, auf dem die Statue steht, gruppieren sich die hauptsächlichsten staatlichen und städtischen Gebäude. Nachdem wir einen Imbiß eingenommen und dazu von dem guten, aber schweren portugiesischen Wein gekostet hatten, fuhren wir zum Convento dos Jerominos, der in der Vorstadt Belem liegt und unstreitig die fesselndste Sehenswürdigkeit in der nächsten Umgebung der portugiesischen Hauptstadt ist. Die wundervoll graziöse und doch so einfache Architektur dieses Baudenkmals macht einen tiefen Eindruck. Auf einer Spazierfahrt trafen wir dann mehrfach auch auf maurische Überreste, gewaltige, schneeweiße, halbzertrümmerte Marmorbauten, durch deren hohe Fenster der klare Himmel leuchtete. Schlanke breitblätterige Palmen, zerlumpte braune Bettler, dazwischen modisch gekleidete Damen in lichten Toiletten und niedliche Blumenmädchen mit blitzenden, schwarzen Augen, die unermüdlich hinter unserem Wagen herliefen, gaben dem wechselnden Bild den Charakter des malerischsten Durcheinander, welches das nordische Auge entzücken mußte.

Rascher als uns lieb war, verging die kurze Spanne Zeit, die uns für den Besuch Lissabons zugemessen war. Wir mußten wieder an Bord. Auf dem Schiff erfuhren wir jedoch, daß sich die Abfahrt noch etwas verzögern würde. An Schlafen war nicht zu denken; unzählige größere und kleinere Boote umgaben unseren Dampfer. Welcher Lärm, welches Getöse, wie auf einem Markte. Sonngebräunte Burschen bieten noch immer unermüdlich ihre Waren an: Spitzen, Stickereien, Körbe, geflochtene Sessel, Blumen, Südfrüchte usw. Der Konkurrenzkampf wird um so heftiger, je näher die Abfahrtsstunde rückt. Wenn man die zornentflammten Gesichter, die funkelnden Augen sieht und die in höchster Wut hingeworfenen Worte hört, dann könnte man glauben, daß sich diese Menschen im nächsten Augenblicke beim Halse packen und mit den Zähnen zerfleischen würden. Wir blieben auf dem Deck sitzen und sahen uns die Komödie an, denn in den Kajüten ist es zu schwül. Schließlich gegen 11 Uhr gibt der Dampfer mit mächtigem Pfiff das Signal zur Abfahrt. Die Boote mit den Händlern entfernen sich allmählich, die Glocke läßt sich zum zweiten Male hören — und endlich: „go ahead!“ — wir fahren ab.

Beim Einschlafen vernehme ich wieder durch die Wände der Kabine das breite, sehnsuchtsvolle Schäumen der Wellen. Das Schiff schaukelt sich, als wolle es uns in Schlummer wiegen, bis unser Bewußtsein in dieser Bewegung langsam schwindet.

Am anderen Morgen sehen wir gerade noch den letzten Streifen von Europa langsam unseren Blicken entgleiten. Der Ozean war bewegt, und unsere Fahrt ging wie über Hügel und Gräben. Aber welch ein Unterschied zwischen diesem Wasser und den kurzen, sich bäumenden Wellen im Golfe von Biscaya. Die breite Bewegung ermüdete nicht, man erkennt in ihr nur die Herrlichkeit des Oceans im Vergleich mit den kleineren Meeren. Die Mehrzahl unserer Reisegefährten schien jetzt den Kampf mit der Seekrankheit siegreich beendigt zu haben, und auf dem Promenadendeck entwickelte sich ein lebhaftes Treiben. Die Herren stolzierten in leichten Flanellanzügen auf und ab und sahen so siegesgewiß um sich, als ob sie niemals verzweiflungsvoll dem Meergott geopfert hätten, die Damen waren zwar meistens noch etwas blaß, aber auch sie gewannen allmählich der Seereise Geschmack ab. Die junge Frau eines englischen Offiziers, der nach Mauritius versetzt worden war, wohin sie ihm jetzt folgte, lief wieder tapfer hinter ihren beiden blonden Jungen her, die zwischen den Stühlen und Bänken herumtollten, wenn sie nicht gerade in irgend einer Ecke kollerten, um ein „Match" auszufechten. Die Bengels hatten „Ma's" Seekrankheit tüchtig mißbraucht. Auffallend viel Kinder waren überhaupt an Bord, es ist das eine charakteristische Eigentümlichkeit aller englischer Passagierdampfer, da die Engländerin ihre Kinder überallhin mitschleppt, sei es nun ein Kirchgang, eine Landpartie oder eine große Ueberſee-Reise, die sie zu unternehmen hat.

Der Kapitän hatte zum Glück dafür gesorgt, daß die Kleinen unter Aufsicht der Stewardeß oder ihrer Mütter für sich aßen, so daß man wenigstens bei Tisch vor den Kobolden bewahrt blieb. Überhaupt tat der Kapitän alles, um uns die Zeit, während der wir gewissermaßen seine Gäste waren, so angenehm als möglich zu machen. Eines Morgens ließ er sogar ein Tennisnetz aufspannen, und alle möglichen „Sports" mit kleinen hübschen Preisen wurden abgehalten. Den Hauptzeitvertreib am Vormittag bildeten die sogenannten „Sweeps". Es wurden tausend Loose zu einem Schilling ausgegeben, von denen 20 gezogen wurden; diese 20 Loose bildeten dann die engere Lotterie. Sie trugen die Ziffern 500, 510 usw. bis 700. Derjenige, dessen Ziffer der Zahl der von dem Schiff in den letzten 24 Stunden zurückgelegten Seemeilen am nächsten kam, gewann dann die 1000 M. Wer ein Zahlenloos gewonnen hatte,

konnte es entweder behalten oder zur Auktion geben, die um ½12 Uhr veranstaltet wurde. Je nachdem nun das Schiff nach Ansicht der Passagiere schneller oder langsamer gefahren war, waren bei der Auktion die höheren oder niederen Nummern begehrt. Der Kapitän und alle Leute von der Mannschaft, die es wissen konnten, hüllten sich natürlich in tiefes Schweigen, wenn man sie um einen „Tip" bat, auf welche Nummer man bieten solle. So wurden auf der Auktion sehr häufig die niederen Nummern „favorisiert", während wir tatsächlich ziemlich viel Meilen zurückgelegt hatten und umgekehrt. Es gab dann jedesmal zu großem, allgemeinen Jubel Veranlassung, wenn ein Hitzkopf, der durchaus gewinnen wollte, 25 £ für eine Nummer bezahlt hatte, die auch nicht einmal annähernd die Zahl der zurückgelegten Meilen traf. In der Hitze des Gefechtes wurde aber sogar mehrfach für eine besonders aussichtsreiche Nummer mehr bezahlt, als überhaupt damit zu gewinnen war. Man kann sich denken, mit welcher Spannung der Kapitän erwartet wurde, der 5 Minuten nach 12 Uhr die Entscheidung brachte. Von dem Erlös der Auktion wurde stets ein Prozentsatz für die Schiffskapelle und die Mannschaften abgezogen, und das Hübsche an dem ganzen Spiel war, daß es eben wirklich ein Zeitvertreib blieb, da es fast durchweg sehr reiche Leute waren, welche sich an den „Sweeps" beteiligten und kaum einer dabei auf den Geldgewinn ausging.

Sobald am Nachmittage das „Sweep" entschieden war, begann das Promenadenkonzert, das bis zum „Luncheon" dauerte. Nach Tisch spielte ich dann gewöhnlich mit Miß Ellens Vater die übliche Partie Piquet oder Ecarté, wobei wir uns über Land und Leute in Südafrika unterhielten, d. h. er erzählte und ich hörte zu. Je mehr ich später die Verhältnisse in Südafrika kennen lernte, desto wertvoller wurde die Erinnerung an diese Unterhaltungen für mich, in denen einer der gründlichsten Kenner des Landes mir aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen so manchen Wink gab, der mich vor falschen Vorurteilen und vor unnützen Fehlern bewahrte, die vielleicht für mich recht folgenschwer geworden wären. Am Abend war abwechselnd Ball oder Konzert mit Solovorträgen und kleinen Aufführungen. Schon zum Diner erschienen der englischen Sitte gemäß die Herren im „evening dress", die Damen in großer Toilette, wobei man manche exotische Schönheit in Diamanten bewundern konnte, wie sie in Europa kaum eine Herzogin zu einem Hoffeste trägt.

Während ich mich bei der Abreise darauf vorbereitet hatte, die Langeweile der endlos scheinenden Seereise stoisch zu ertragen, schwand mir nun die Zeit wie im Fluge, und ich war förmlich

überraſcht, als eines Morgens die gewaltigen Felſenmaſſen von Porto Santos vor uns auftauchten. Vier Stunden ſpäter gingen wir vor Funchal-Madeira vor Anker. Nach einer mehrtägigen Fahrt iſt es eine nicht geringe Befriedigung, wenn die angeſtrengte Tätigkeit der Schraube ſtiller und ſchwächer wird, das Schiff ſeine Schnelligkeit vermindert und man vor ſich das ruhige Waſſer des Hafens ſieht. Noch ehe der Anker unſeres Dampfers heruntergelaſſen war, umdrängte uns eine Unmaſſe kleinerer und größerer Boote, einige waren ſo klein, daß ſie zeitweiſe vollſtändig in den Vertiefungen der Wellen verſchwanden, um einen Augenblick ſpäter ganz naß und glänzend wieder zum Vorſchein zu kommen. Von allen Seiten umringten uns tiefbraune Geſellen, die uns lärmend aufforderten, in ihre Kähne zu ſteigen, andere kletterten mit einer fabelhaften, affenartigen Geſchicklichkeit an Bord, noch ehe das Fallreep herunter gelaſſen war, und baten uns, ein Geldſtück ins Meer zu werfen, damit ſie es tauchend ſuchen könnten. Es berührte uns angenehm, daß das Bettelvolk es ſich hier wenigſtens nicht ſo leicht zu machen ſchien wie in Liſſabon, und alsbald flogen ein paar Sixpence-Stücke ins Meer. Nun ſtürzten ſich die Bengels aus den Kähnen, vom Deck, von der Brücke, oder wo ſie gerade ſtanden, wie auf Kommando ins Meer und man ſah gleich darauf nur noch ein Bündel ſchwarzer Beine und rieſiger Füſſe. Zuweilen unterſchied man noch ihren Körper unter den Wogen, wie ſie ſich knäulten, verdrängten und um das Geld kämpften wie die Karpfen um einen Brodbrocken, dann plötzlich tauchten die rabenſchwarzen Köpfe wieder auf der Oberfläche auf, weit riſſen ſie die Mäuler auseinander, um das ſalzige Waſſer auszuſpeien, und der glückliche Sieger zeigte ſtrahlend ſein Geldſtück, das er dann in Ermangelung einer Taſche in den Mund ſteckte. Natürlich ging es auch hierbei unter den Engländern nicht ohne Wetten ab und „three cheers“ begrüßten einen kleinen „Outſider“, welcher blitzſchnell das Geldſtück erfaßt hatte, das zwei große Kerle im heftigen Kampfe fallen ließen.

Wir hatten indes keine Zeit dem amüſanten Schauſpiel lange zuzuſehen. Es zog uns hinüber nach dem herrlichen Eiland, das da vor unſeren Augen eine Pracht der Vegetation entfaltete, welche beinahe in Übermut ausartete. Wie behaglich ſich das alles in der Sonne wärmte, wie üppig der Reichtum dieſer Inſel ſein mußte. Durch die ſchäumenden grünen Wogen führte uns ein bauchiger Kahn ans Land. Wie aber hatte uns der erſte Blick auf Funchal-Madeira getäuſcht. Kaum ſtiegen wir an Land, da umdrängte uns ungeſtüm eine rieſige Schar halbverhungerter Bettler, größtenteils

elende Krüppel oder todesmatte Kranke, deren große gierige Augen uns unverwandt anstarrten, deren abgezehrten Hände sich nach einer Gabe ausstreckten. Diese Bettler inmitten der kraftstrotzenden, herrlichen Natur geben Madeira ein ganz eigenes, melancholisches Gepräge. Überall hin verfolgen sie den Fremden, um ihm andauernd die Stimmung zu verderben, so daß man oft versucht ist zu glauben, in Madeira gebe es nur Fremde und Bettler. Ich kenne Neapel und Port Said, Algier und Konstantinopel, aber so unverhüllt, so kraß ist mir das menschliche Elend dort kaum je entgegengetreten, wie auf Madeira. Unsere Cicerone war eifrig bemüht, uns Funchal nur von der angenehmen Seite zu zeigen. Unten am Hafen sieht ja auch wirklich alles noch verhältnismäßig sauber und ordentlich aus, und auch die wunderbare breite, schattige Allee, die vom Quai nach der Hauptstraße führt, macht einen wohltuenden Eindruck; aber man braucht wahrlich kein besonders scharfer Beobachter zu sein, um zu erkennen, wie verelendet dieses Funchal ist mit seinen armseligen „Höhlenbewohnern", seiner beutegierigen Fremden-Industrie und seinen bankerotten, staatlichen und kommunalen Instituten. Als Fortbewegungsmittel benutzten wir die landesüblichen breiten Schlitten, die von Ochsen gezogen werden. Diese Ochsenschlitten haben im Laufe der Jahre die großen Steine, welche das Pflaster bilden, derartig poliert, daß der dieser Glätte ungewohnte Fußgänger leicht zu Falle kommt.

Funchal steigt vom Meere aus terrassenförmig an, und die Häuschen oben am Berg schmiegen sich zutraulich an die gewaltigen Felsmassen an, die ein eigenartiges Amphitheater bilden, dessen Arena die azurblaue Flut ist. Mit der Zahnradbahn fuhren wir nach Nossa Senhora da Monte, einem alten Bergkloster, von dem man einen eigenartig schönen Blick auf das herrliche Panorama hat. Oben auf dem Berge liegt die Fremdenkolonie Funchals, die sich überwiegend aus Engländern zusammensetzt, welche nicht nur sich selbst in entzückenden gartenbekränzten Villen komfortabel eingerichtet, sondern auch für die Stadt und ihre Bewohner sehr viel getan haben. Ich machte bei einer mir befreundeten Hamburger Familie Besuch, die seit Jahren der Gesundheit eines Sohnes wegen auf Madeira weilte und mit Land und Leuten völlig vertraut war. Man bestätigte mir nur das, was ich mit eigenen Augen gesehen hatte. Die Freunde begleiteten mich dann wieder nach der Stadt. Auf dem Postgebäude, das den Eindruck eines kahlen und verwahrlosten Stalles machte, nahm ich die Briefe in Empfang, die aus der Heimat für mich eingelaufen waren. Wir besuchten noch den Fruchtmarkt, wo man

Riesenkörbe voll Trauben, Bananen, Pfirsichen, Maulbeeren, Feigen und Mandarinen für unglaublich billiges Geld kaufen kann, den Blumenmarkt, auf dem ich für unsere Damen wahrhafte Riesenbouquets erstand und den Bazar, wo ich einen silbernen Miniaturochsenwagen einhandelte, der in zierlicher Filigranarbeit ausgeführt war. Im Hotel Belmont am Hafen trafen wir uns dann alle wieder zum Diner, das der französische Koch tadellos zubereitet hatte. Der Umstand, daß die verschiedensten Sorten Madeirawein gekostet werden mußten, hob die Stimmung sehr, die sich, wie ich konstatieren konnte, bei den meisten durch den Besuch Funchals nicht gerade gebessert hatte. Gemeinsam unternahmen wir dann noch einen

kurzen Spaziergang, nach einem der öffentlichen Gärten, der mit seinen tropischen Bäumen, seinen farbenprächtigen Blumenbeeten und den fächerförmigen Riesenpalmen einen sehr exotischen Eindruck machte.

Fast vergraben unter Blumen und Früchten fuhren wir schließlich wieder im Kahn zum Schiff zurück, das sich in einen ganz tollen Jahrmarkt verwandelt hatte. Alle möglichen Händler, die Papageien, Kanarienvögel, Stickereien, Schmuck, Korbflechtarbeiten und Früchte verkauften, hatten sich in ihren abenteuerlichen Kostümen auf dem Verdeck etabliert und das Geschnattere, Ausrufen, Anbieten und Feilschen vereinigte sich zu einem ohrenbetäubenden Lärm. Es war wohl Absicht des Kapitäns uns einen so kurzen Aufenthalt anzuzeigen — oder hatte er sich gar verrechnet? Der Schiffskrahn

nimmt ruhig und ununterbrochen die Kohlen auf, dabei ist das Getöse der Zahnräder und das Rasseln der Ketten so heftig, daß einer den anderen nicht versteht. Wurden jedoch die Ohren gemartert, so kamen die Augen um so besser weg. Wir sahen die Sonne wie einen glühenden, purpurfarbenen Riesenball hinter den Höhen von San Martino versinken, die kleinen weißen Häuschen sahen aus, als ob sie in lichten Flammen ständen. Tausend kleine Fenster glitzerten wie flüssiges Gold, und das Meer leuchtete in hundert Farben. Dann trat ziemlich plötzlich die Dunkelheit ein. Nach und nach entzündete sich bald da, bald dort hinter den Fenstern der Häuschen ein Licht, dann immer mehr und mehr, bis ganz Madeira aussah, wie ein Riesenpalast mit hundert festlich erleuchteten Sälen. Leise tönten portugiesische und spanische Weisen zu uns herüber, dazwischen eine Guitarre oder ein Dudelsack mit wehmütigem Klageton, es war eine seltsam ergreifende Stimmung. Dann rasselte die Ankerkette, stärker rauschten die Wogen, und wieder ging es hinaus in den stillen Ozean, bis auch das letzte Licht Madeiras dem Blick entschwunden war. Unsere eigene Musikkapelle trat wieder in ihre Rechte; bis spät in die Nacht unterhielten wir Neulinge uns über unsere ersten Eindrücke auf afrikanischem Boden.

3. Kapitel.

Perlen des Atlantic.

Nachdem wir Madeira kannten, vermochten die kanariſchen Inſeln, die vor Madeira ſicherlich ſehr bewundert worden wären, keinen beſonderen Eindruck mehr auf uns zu machen. Wir legten in Puerto de la Luz an und verbummelten einen Nachmittag in der Hauptſtadt Las Palmas. Die Kathedrale iſt recht impoſant, geradezu elegant iſt das Opernhaus, durch welches Las Palmas eine gewiſſe muſikaliſche Berühmtheit erlangt hat, da auch die Kräfte ganz vorzügliche ſind. Übrigens gaſtieren im Laufe des Winters berühmte Divas und Sänger hier, d'Andrade iſt für den November angekündigt. In einer kleinen Taverne tranken wir den vorzüglichen inländiſchen Rotwein, „Sak" genannt, auf dem Markte, wo man die beſten Apfelſinen der Welt kaufen ſoll, verſorgten wir uns aufs neue mit Früchten. Eines der lieblichſten Täler des Südens ſoll das idylliſche Barranco de Tenoga ſein, deſſen Genuß uns durch die Mücken indeſſen arg verkümmert wurde. Mit der Eiſenbahn fuhren wir zum Hafen zurück, denn Las Palmas liegt nicht direkt am Meer. Als Erinnerung nahm ich eines der berühmten kanariſchen Meſſer mit, wie ſie bei den Eingeborenen im Gebrauch ſind. Ein hübſches ſcharf geſchliffenes Ding, das mir ſpäter einmal recht nützlich war.

Auf dem Schiff wurde es jetzt von Tag zu Tag gemütlicher, auch die Steifſten waren allmälig aufgetaut und begannen ſich zu der großen Familie zu zählen, welche die Paſſagiere eines Dampfers bilden. Wenn ſich die Menſchen ſchon auf ſtundenlanger gemeinſamer

Eisenbahnfahrt oft so überraschend schnell nahe kommen, wie erst auf solch wochenlanger Meerfahrt bei so völlig fremden und neuen Eindrücken. Da wir auffallend viele hübsche junge Damen und natürlich eine große Anzahl begeisterungsfähiger Herren an Bord hatten, so wurde geradezu unheimlich stark geflirtet, und wenn man abends über das Deck bummelte, dann war es auffallend zu sehen, wie viele Nischen so ein Dampfer hat, in die gerade zwei Deckstühle hineinpassen. Oft wurde man, ohne es zu wollen, zum Horcher, und einmal konnte ich kaum das Lachen halten, als ein riesenhafter vierschrötiger Engländer, bei einer niedlichen kleinen Pariserin seine auswendig gelernten französischen Phrasen mit einem unmöglichen Accent, aber darum nicht ohne Wirkung anbrachte. Ich war der einzige Deutsche an Bord, und da ich bald französisch, bald englisch und bald holländisch sprach, so hielt man mich auf Grund einer mir unverständlichen Logik für einen Russen, zum größten Amüsement Miß Ellens, die sich königlich freute, wenn sie mir ein paar Worte zurufen konnte, die niemand verstand, allerdings wir beide auch nicht, da sie willkürlich erfunden waren, um die Gesellschaft an der Nase herumzuführen. Um Miß Ellens Vater nicht weiter mißtrauisch zu machen, flirtete ich eifrig mit der schönen Mrs. Donovan, die gutmütig genug war, den Elephanten zu spielen, eine Rolle die der gefeierten Afrikanderin sicher neu war.

Als wir eines Morgens wieder Tennis spielten, tauchte in weiter Ferne ein kleines dunkles Pünktchen auf, sofort holten wir unsere Perspektivs, und bald wurde das kleine Pünktchen zu einem mächtigen Berg. Es war der berühmte Peak von Teneriffa, eine kolossale, dunkle, schroff ansteigende Masse, die mit jeder Seemeile, um welche man ihr näher kam, eindrucksvoller ward. Wir fuhren um Anaga Point herum, an Igueste und San Andrea vorbei und warfen gegenüber von Santa Cruz Anker, das von der See einen entzückenden Anblick bietet. Die Stadt ist jedoch, wie wir uns bald überzeugen sollten, noch viel schmutziger als Funchal. Der Schmutz hat hier indes eine Entschuldigung für sich, da Santa Cruz sehr wasserarm ist. Die Häuser sind dabei so eng aneinander gebaut, daß man glauben möchte, sie wären zusammengeklebt. Die Architektur, wo man von einer solchen sprechen darf, ist ein seltsames Mischmasch von allen möglichen Stilarten. Sehr hübsch sind die kleinen blumenumrankten Balkons, die wie Schwalbennester an den Häusern hingen. Da wir hier etwas länger verweilten, ritt ich mit einigen Herren nach dem ziemlich entfernten Orotava. Man hatte uns gesagt, es seien nur 10 englische Meilen bis dorthin, aber es war tatsächlich

mehr als doppelt so viel, und wir ritten so ziemlich die ganze Nacht hindurch. Trotzdem hat wohl keiner von uns diesen Ritt auf schmalen, palmenumsäumten Bergpfaden unter funkelndem südlichem Sternenhimmel bereut. Orotava, das nördlich von Santa Cruz liegt, ist Luftkurort und recht fashionabel. Wir frühstückten dort sehr gut, bekamen sogar bayerisches Bier und lernten einige nette Engländerinnen und einen deutschen Professor kennen, der eine neue Ameisenart entdecken wollte. Für den Rückweg mußten wir die Eisenbahn benutzen.

* * *

Vor zwei Tagen hatte die Dunvegan Castle den Aequator passiert, nur noch zehn Tage Fahrt trennten uns vom Kap, und auf den heutigen Abend war der große Maskenball festgesetzt, der für einen eleganten Steamer der Castle-Linie nun einmal unerläßlich ist.

Das Diner war vorüber, das Verdeck der ersten Klasse leer, alles war in die Kabinen gegangen, um für das bevorstehende Amüsement Toilette zu machen. Ich machte nachdenklich meine „Diät-Promenade". Beim Diner war zum ersten Male eine Dame bei Tisch erschienen, welche all die Tage krank in ihrer Kabine verbracht hatte. Sie sah auch jetzt noch schwer leidend aus, aber trotzdem erkannte ich in ihr auf den ersten Blick den Gegenstand meiner glühendsten Jünglingsträume wieder, und einige rasch gewechselte Worte hatten uns bereits die Brücke vom „einst" zum „heute" geschlagen.

Lady Diana Wellington hatte beschlossen, nicht an dem Abendvergnügen teilzunehmen, der Arzt hatte ihr das Tanzen streng verboten, und sie sehnte sich auch wohl nicht danach. Ich selbst hatte keinen „Fancy Dress" im Koffer und begnügte mich mit dem Frack, den ich zum Diner angelegt. So rückte ich, nachdem ich sie in einer verborgenen Nische entdeckt hatte, meinen Stuhl neben den ihren, und wir sahen gemeinsam hinaus auf das schimmernde Meer, auf dem noch die letzten Schatten des Abendrots zitterten. Fern, fern im Osten begrenzte ein dunkler Streifen den Horizont, der Himmel zeigte die rotgelbe Färbung des südlichen Firmaments kurz nach dem Sonnenuntergang.

„Dort drüben liegt Afrika!" sagte Lady Diana laut. Ein Fröstеln ging durch ihre zarte Gestalt, ihre dunklen, träumerischen Augen senkten sich in die endlose Ferne.

„Wo ist Herbert?" fragte sie dann plötzlich. „Glauben Sie, daß er tanzen wird?"

Ich glaubte es nicht, ich wußte es; ich sah von der Seite in das blasse, feine Gesicht mit dem Leidenszug, den die entsetzliche Krankheit ihm eingegraben, dann zuckte ich leicht die Achseln. „Es ist so einförmig, das Leben auf dem Schiff, und Sir Herbert ist daran gewöhnt, sich irgendwie zu betätigen, vielleicht ist ihm eine Ablenkung ganz gut."

„Vielleicht!" sagte sie ganz tonlos.

In dem Moment erschien eine Gestalt an dem Eingang des Salons. Ein breitschulteriger Riese, Sir Herbert Wellington, den ich täglich mit den jungen Damen der Schiffsgesellschaft hatte flirten sehen, ohne zu ahnen, daß er Dianas Gatte war. Rasch kam er auf uns zu.

In der Uniform der Horseguards mußte dieser nordische Recke ein Bild männlicher Schönheit sein, in Knickerbockers und groß-karrierter Sportsjacke sah er aus wie eine Karrikatur. Mit den robusten Fingern fuhr er einige Male erregt durch den langen, dicken Schnurrbart, dann klemmte er in einer Art Verlegenheit das Glas ins Auge und überreichte seiner Frau mit einer galanten Bewegung eine prachtvolle weiße Rose. Lady Diana hielt seine Hand einen Augenblick fest und sah zu ihm auf mit einem Blick, der mir lange nicht aus dem Sinn gegangen ist.

Glühendheiße Leidenschaft mischte sich darin mit wehmütigem Entsagen, wilde Eifersucht mit matter Resignation. Es war, als wollte sie sich mit diesem Blick an ihm festsaugen, an ihm und an dem Leben, das so traurig und doch so schön war, und von dem sie scheiden sollte, sie, in der sonnigsten Blüte der Jahre. Sir Herbert kannte den Wurm, der an diesem jungen Leben nagte, er kannte die tötliche Krankheit, der diese holde Blume verfallen war, und einen Moment ging es über sein Gesicht wie Rührung, die selten kontrastierte zu den kühnen, wetterharten Zügen, zu dem brutalen Mund und der scharfen Adlernase. Er zog seinen Feldstuhl neben den seiner Frau und warf sich hinein, Dianas kleine weiße Fingerchen streichelten seine gebräunte, harige Hand.

„Wirst du tanzen, mein Darling?" brachte sie mit mühsam verhaltener Aufregung hervor.

Sir Herbert spielte mit seinem Glas, dann sagte er ruhig: „Selbstverständlich!" — „Dann werde ich mich ankleiden lassen," erklärte sie mit plötzlichem Entschluß. — „Nonsens, Diana! Du weißt, der Doktor hat es verboten."

Sie konnte nicht antworten, ein heftiger Hustenanfall schüttelte sie, dann fiel sie kraftlos zurück. Sir Herbert biß an seinem

Schnurrbart, dann küßte er ihr reiches, köſtliches Goldhaar und ſtand auf.

„Du mußt jede Aufregung vermeiden, mein Liebling!“ brummte er, ich werde Tom ſchicken, daß er den Stuhl auf die andere Seite trägt, da iſt es wärmer, und Du kannſt die Muſik hören.“

„Bleib noch!“ ſtieß ſie zwiſchen Huſten mühſam hervor, aber er war ſchon im Dunkel verſchwunden.

Sie war in ſich zuſammengeſunken und ſagte kein Wort mehr, nur ein keuchendes Geräuſch in ihrer Bruſt verriet, daß ſie atmete.

Ich dachte an jenen Abend in dem ariſtokratiſchen Palais in Belgrave Square, wo ich ſie im Hauſe ihrer Eltern zum erſten Male geſehen, wo ich ſie zum erſten Male bewundert in dem berauſchenden Liebreiz ihrer ſiebzehn Jahre, wo ſie gefeiert worden war wie eine kleine Königin. Damals erzählte ſich London, daß Englands eleganteſter Diplomat, der älteſte Sohn einer uralten herzoglichen Familie, um ihre Hand angehalten. Sie hatte ihn verſchmäht um des ſchönen Gardekavalleriſten willen, dem der Abenteurer im Blut ſteckte, um des Habenichts willen, der erſt nach der Heirat mit ihren Millionen ſeinen tollen Ruf in der Lebewelt begründet.

Alles hatte ihr abgeraten, ſie aber hatte ihr Köpfchen durchgeſetzt und war Mrs. Wellington geworden. Als er es dann zu toll trieb, hatte ihn die Königin aus Mitleid mit der jungen Frau nach Indien geſchickt, wo er wenigſtens nur ſich allein kompromittierte, das allerdings gründlich. Nach drei Jahren war er auch dort nicht mehr zu halten, trotzdem er mit wahrer Tollkühnheit gegen die Afridis gefochten, trotzdem er Sieg auf Sieg nach England melden konnte, trotzdem er ſich auf dem Schlachtfeld ſogar den Adel geholt.

Ein fürchterlicher Skandal mit einer jungen Dame der anglo-indiſchen Geſellſchaft hatte ihn von Bombay bis Rangoon unmöglich gemacht. Nur ſeine Stellung bewahrte ihn vor dem Äußerſten, aber mit der Karriere war es vorbei, er mußte quittieren. Von den Unſummen, die Diana ihm allmählich hinübergeſchickt, war nichts mehr übrig, die Millionen waren arg zuſammengeſchmolzen, die arme Frau war an nagender Sehnſucht und ſchwerem Herzeleid ſehr ernſtlich erkrankt, aber ſie lebte auf, als ſie ihn wieder hatte. Ihr Glück dauerte nur kurze Zeit. Als er merkte, daß man ihn in den angeſehenen Klubs mied, ſank er tiefer und tiefer, ſchließlich verkehrte er nur noch in Spelunken, deren Parfüm er in ſein kahles Heim hinübertrug.

Diana ſah ein, daß es nicht ſo weiter gehen konnte. Sie ſelbſt veranlaßte ihn, in die Dienſte der Chartered Company zu treten, die damals kühne Offiziere brauchte und es mit der Ver-

gangenheit nicht so genau nahm. Während er nach Südafrika ging, etablierte sie sich als Putzmacherin in einer entlegenen Vorstadt.

Aber mit ihrer Lebenskraft, ihrem Lebensmut war es vorbei. Sie arbeitete, um ihm hie und da ein paar Sovereigns schicken zu können; das einzige Kind war ihr gestorben, während er in Indien war.

In Südafrika ging von neuem Herberts Stern auf, Leute wie ihn konnte man dort brauchen, zu Exzentrizitäten fehlten ihm Zeit und Gelegenheit: Wie hatte sich Diana gefreut, als vor zwei Jahren die erste Tausendpfundnote über den Ozean herübergekommen war als Zeichen, wie gut es ihm ging.

Schon damals wollte er sie herüberholen, da kam der Jamesoneinfall, an dem er in leitender Stellung teilgenommen hatte, und der ihn nach London vor das Gericht führte.

Aber das offizielle England urteilte damals mild; Sir Herbert war trotz des offenbaren Raubzuges der Held des Tages. Trotz des gefüllten Beutels nahm er sich diesmal in London mehr zusammen; Diana schwamm in einem Meer von Seligkeit.

Durch Cecil Rhodes war ihm unter der Hand eine leitende Stellung in Kapstadt angeboten worden, jetzt wollten sie zusammen hinüber. — — —

Der Steamer mit seinem ganzen eleganten Müßiggang war für Sir Herbert Gift. Er fing wieder an zu spielen und war keineswegs unempfänglich gegen die Huldigungen, welche die Damenwelt dem noch immer imposanten Landsknecht überreichlich entgegenbrachte.

Diana litt entsetzlich, wenn sie nur daran dachte, wie er jeder Schürze nachjagen würde, während ihre Krankheit, die die Seeluft nicht mehr bessern konnte, sie hinderte, an seiner Seite zu sein.

Nun, da ihr Husten sich gelegt, sprach sie offen mit mir von vergangenen Tagen; sie gestand mir ihre schwärmerische Sehnsucht nach dem sonnigen Süden, von dem sie Heilung hoffte und wo ihre Gedanken Jahre durch den geliebten Mann begleitet.

Heute war für sie ein großer Tag. Der Arzt hatte ihr zum ersten Male erlaubt aufzustehen und nun sollte sie noch heute Nacht das Kreuz des Südens sehen, der Kapitän hatte es bei Tisch angekündigt, und Diana freute sich darauf wie ein Kind.

Ich reichte ihr den Arm zu einem kurzen Spaziergang, langsam gingen wir auf die Backbordsalons zu. Vom Firmament her glänzte ein heller Schein, der erste Stern war aufgegangen und stand in klarer, leuchtender Helle am südlichen Himmel. Mit stiller Innigkeit sah sie zu ihm empor, wie zu einer Offenbarung; da klang vom Mitteldeck her leise der Geishawalzer, der Ball hatte begonnen.

Diana wandte sich jäh um. Dort drüben im hellen Licht walzte Sir Herbert in der kleidsamen Uniform der Mashonaland Mounted Police mit einer kleinen Amerikanerin. Ich fühlte, wie meine Begleiterin zitterte. Plötzlich zog sie ihren Arm aus meinem und stieg ohne ein Wort nach der Kajüte hinab. Sinnend sah ich in das lustige Getriebe. Alle Nationen fast hatten zu diesem Kostümball ihre kleidsamsten Trachten geliefert, und aus dem Koffer so manchen Globetrotters waren märchenhafte Fürstenkleider und seltsame Waffen hervorgeholt worden.

Auf den Walzer folgte eine Mazurka. Als die Quadrille von dem jungen Seeoffizier, der den Ball einleitete, angesagt wurde, erschien in der Kajütentür eine weiße Gestalt.

Wie auf ein Zauberwort sah alles nach ihr hin. Diana Wellington als indische Rané mit dem Fürstendiadem in den blonden Locken, einen weiten Schwanenpelz um die Schultern, totenblaß, aber mit fröhlichem Gesicht.

Sir Herbert eilte auf sie zu. Er war betroffen von ihrer überirdischen Schönheit. „Wir werden vis-à-vis tanzen", sagte sie leise zu mir, dann legte sie ihren Arm in den ihres Mannes und trat in die Reihe. Rasch engagierte ich und stellte mich ihr gegenüber auf.

Ich sah, wie Sir Robert einen Moment den Arm um sie schlang, ich sah ihr seliges Lächeln, die kleinen Perlenzähnchen, den süßen, feinen Mund.

Die Musik setzte ein. Dianas Wangen röteten sich, sie tanzte trotz des Einwandes ihres Mannes, als sei sie niemals krank gewesen; nur bei dem wilden Rundtanz blieb sie jedesmal stehen.

Dann kam die letzte Tour. Diana glühte, alle Vorsicht war vergessen; rasch faßte sie links und rechts die Hände der Tänzer, und in wirbelnder Eile ging es ein-, zweimal im Kreise herum. Dann hielt sie inne. Ihre Brust wogte, der Atem flog, ihre Hand krampfte sich in die ihres Mannes; der hatte gerade noch Zeit, den Arm um sie zu legen, sonst wäre sie umgefallen. Er bettete sie sanft in den Feldstuhl und deckte sie mit einem Leopardenfell zu. An dem Fächer, den ihre feinen, schönen Hände fest umschlossen hielten, konnte man sehen, wie ihr Inneres arbeitete. Plötzlich trat ein kleiner Blutstropfen auf ihre Lippen, ihr Köpfchen sank herab, angstvoll blickte ihr Sir Herbert in die Augen, die starr und verglast ins Weite sahen.

Diana Wellington war erlöst. Am Himmel aber stand in leuchtender, flimmernder Pracht, in strahlendem Demantfunkeln

das Wahrzeichen, das sie nicht mehr schauen sollte, — das Kreuz des Südens!

* * *

Mit außerordentlicher Spannung und in der uneingestandenen Hoffnung, daß neue Eindrücke die schwere Niedergeschlagenheit von uns nehmen möchten, welche sich seit jenem Abend unser Aller bemächtigt, die wir dies wehe Sterben inmitten des freudig pulsierenden Lebens geschaut, erwarteten wir den nächsten Landungsplatz St. Helena. Auch die meisten „Afrikaner" unserer Schiffsgesellschaft kannten die berühmte Insel nicht, da nur die kleineren Dampfer dort anlegen. Die Einfahrt in den Hafen von Jamestown war recht malerisch, im übrigen bietet St. Helena sehr wenig. Wir ließen es uns nicht verdrießen, durch eine schmale Schlucht, die zwischen hohen Bergrücken ansteigt, nach Longwood zu reiten, wo das Häuschen lag, in dem Napoleon seine letzten Lebensjahre verbracht hat. Als ich die elende, halbverfallene Hütte sah, die einst den großen Kaiser beherbergt, flogen meine Gedanken über das Weltmeer zurück, zu der „Lichtstadt" an der Seine. Ich dachte an die Tuilerien, einstmals die herrlichste Fürstenresidenz, an den Triumphbogen, den man Napoleon zu Ehren erbaut hatte, an die Elyseeischen Felder, über die er so oft sein Roß gelenkt, der „petit caporal." Welch tiefe Tragik, ein Kaiserreich erobert zu haben, um in dieser Hütte zu sterben, wie ein von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener. Longwood gehört noch immer der Familie Bonaparte, die aber allem Anschein sich nicht verpflichtet fühlt, etwas für diese historische Stätte zu tun. Dafür haben Raritätenbarbaren aus aller Herren Länder hier böse gehaust. Die Zimmer sind auch des primitivsten Meublements beraubt, und an der Wand, an der Napoleons Sterbebett stand, hing die Tapete in Fetzen herunter. So vergeht der Ruhm der Welt! Wir waren tief verstimmt, als wir Longwood verließen. Unten in Jamestown gab es wenig genug zu sehen.

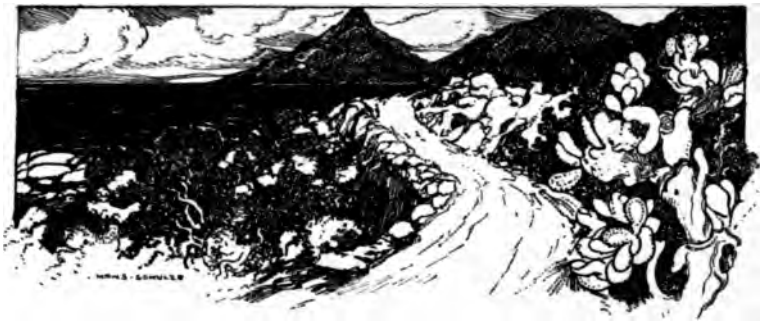
Trotzdem der Ort ziemlich dicht bevölkert ist, waren die Straßen wie ausgestorben. In dem einzigen „Restaurant" war man nicht darauf vorbereitet, eine Gesellschaft von ungefähr hundert verwöhnten Leuten zu bewirten, die meisten kehrten darum bald nach dem Schiff zurück, um die Mahlzeit nicht zu versäumen. Ich blieb noch mit einigen Engländern an Land, und so konnten wir am Abend auf dem Schiff von einem recht interessanten Tanzfest der Eingeborenen berichten, das wir durch Zufall zu sehen bekommen hatten. Die St. Helener, ein Mischvolk von Europäern und Negern, sind ein prachtvoller Menschenschlag, sie haben durchweg

wohlgebildete und sympathische Gesichtszüge, und der feine Bronzeton der Hautfarbe gibt den graziösen schlanken Frauen etwas sehr Pikantes. Viele wandern nach dem Kap aus, wo sie als Dienstboten wegen ihrer Anstelligkeit gern beschäftigt werden, aber allerdings auch verhältnismäßig oft völlig verkommen.

Bei Sonnenuntergang kehrten wir auf das Schiff zurück, es war hohe Flut, das ganze Bassin, gefüllt und glatt wie eine riesige Fensterscheibe, erstrahlte in dem rotgoldigen Licht der versinkenden Sonne. Eine Stunde später wiegten wir uns auf den vom Monde glänzenden Wellen und sahen andächtig empor zum Kreuz des Südens, an dem sich Diana Wellington nicht mehr hatte freuen sollen. Wir wachten jetzt einen großen Teil der Nacht hindurch und schliefen dafür am Tage, denn die Hitze wurde nachgerade sehr drückend. Mit Eifer wurde nun wieder die Karte studiert, um festzustellen, welche Orte sich dort drüben an der afrikanischen Küste befanden, die wir nie sahen, und der wir doch nahe waren. Zwanzig Tage waren wir nun schon auf See und das Ende unserer Fahrt stand bevor. Noch zwei Tage, dann waren wir in Kapstadt, dann würde für mich ein neues Leben beginnen, mit neuen Freuden vielleicht, aber auch mit Sorgen, wie ich sie bisher nicht gekannt. In der Nacht wurde es mir doch manchmal himmelangst, wenn ich an die Zukunft und ihre mir verborgenen Geheimnisse und Schrecken dachte, aber wenn dann wieder die Sonne über dem Meer aufging und ich noch im Schlafanzug meine Morgenpromenade machte, zog immer wieder die Hoffnung in mein Herz ein. Ich mußte schließlich siegen!

Die letzte Nacht vor Kapstadt wollte ich an Deck verbringen, da der Kapitän in aller Frühe in den Hafen einzufahren gedachte; das Wetter machte mir indes einen Strich durch die Rechnung. Nicht etwa als ob wir Sturm gehabt hätten, aber es regnete so furchtbar, wie ich es in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Nicht Wasserschnüre, nein, ganze Ströme ließen Himmel und Meer in eines zusammenfließen. Dabei war die Luft mit Elektrizität überladen. Weiße, grüne und blaurote Blitze zerrissen die fast greifbare Finsternis. Das Rollen des Donners setzte kaum einen Augenblick aus, es krachte immer furchtbarer, und da plötzlich vernahm ich deutlich ein Echo in der Ferne. Ich sah den Schiffsoffizier an, der neben mir in der Kabine stand, er nickte: „Afrika! Land“. Die Passagiere liefen, durch das Unwetter und durch die undurchdringliche Finsternis beunruhigt, im Salon durcheinander, viele in den unmöglichsten Kostümen. Man sprach von einem Zusammenstoß, waren wir doch schon in der Tafelbai, die von Dampfern wimmelte. Um Unglück zu verhüten,

ſchrillte ununterbrochen die Schiffspfeife, und außerdem ließ man das Nebelhorn ertönen. Trotz des Donners hörten wir bald rechts, bald links ähnliche Laute zu uns herüberdringen, die von anderen Schiffen kommen mußten, und plötzlich ſtand die Maſchine ſtill. Der Kapitän trat in den Salon, nachdem er ſeinen Ölmantel einem Matroſen gegeben, er war guter Dinge wie immer. „Wir liegen vor Kapſtadt, meine Herrſchaften, Sie könnten es vom Fenſter aus ſehen, wenn nicht dieſes — Pardon, meine Damen! — verdammte Sauwetter uns die Ausſicht verdürbe". Wir ſahen auf die Uhr, es war $^1/_2 5$ und ſo befolgten wir den Rat des Kapitäns und legten uns noch etwas aufs Ohr. Als ich nach kurzem, unruhigem Schlaf erwachte, ſah die Sonne in meine kleine Kabine hinein. Ich ſprang aus dem Bett und ſchlüpfte eilig in die Kleider. Als ich auf Deck trat, ſetzte ſich die Schraube gerade wieder in Bewegung, und langſam fuhren wir in die Docks ein. Das Bild aber, das ſich meinem Auge darbot, ſteht heute noch friſch vor meiner Seele. Rieſenhaft türmte ſich vor mir ein graues, nur von einer ſchwachen Grasnarbe bedecktes Bergmaſſiv, das ausſah, als wenn man den Gauriſankar in halber Höhe glatt durchgeſägt hätte. Flankiert wurde dieſer koloſſale Fels von zwei ſchlankeren Bergkegeln, die neben ihm ſtanden, wie etwa zwei phantaſtiſch hohe Minarets neben einer gigantiſchen Moſchee. Das war der Tafelberg mit Lions Head und Devils Peak. Auf den erſten Blick erfaßte ich nur das Grandioſe, das faſt ſchaurig Fremdartige der Landſchaft, dann aber ſah ich auch, wie eine Perlenkette reizender Landhäuſer den wilden Rieſen bis faſt zur halben Höhe ſchmückte, wie Gärten ſeine Sohle bekränzten, wie reizende Täler ſich zwiſchen ihm und ſeinen beiden Wächtern landeinwärts zogen, wie ein wunderliebliches Städtchen ſich auf einer Landzunge bis weit hinaus ins Meer behaglich in ſeinem Schutze ausſtreckte, wie ſchneeweiße Paläſte ſich in der blauen Bai ſpiegelten, in der ſich Schiff an Schiff und Maſt an Maſt drängte. Der erſte Blick auf Kapſtadt iſt überwältigend, der zweite beruhigend, der dritte erfüllt den Beſchauer ſchon mit lindem, wohligen Behagen, er genießt mit vollen Zügen die ſeltene Schönheit. Es iſt, als wenn ſich nervenerſchreckende beklemmende Diſſonanzen in ſanfte, tief zu Herzen dringende Harmonien auflöſen, die noch lange in der Seele nachzittern.



4. Kapitel.

Am Kap.

In den Kapſtädter Docks hat man keine Zeit, ſich lange ſeinen Reflexionen hinzugeben. Sobald vom Lande her die kleinen Stege aufs Schiff geſchoben ſind, ſtürmt eine wahre Flutwelle von Menſchen auf uns ein. Verwandte und Freunde fallen ſich in die Arme, dunkelfarbige Gepäckträger und die Angeſtellten der großen Transportfirmen, welche die Bagage der Reiſenden übernehmen, drängen ſich an uns heran. „I am Mackenzie for your luggage!“ ſchreit mir ein rieſenhafter Schotte in weißem Nangking-Anzug mit hohem Tropenhelm ins Ohr. Miß Ellens Vater meint, ich könne ihm ruhig meinen Koffer anvertrauen und ruft ihm zu: „Grand National-Hotel!“ „Wir wollen dort abſteigen,“ fügte er, ſich zu mir wendend, hinzu, „und ich denke, es wird das beſte ſein, Sie kommen auch dorthin, es iſt ein engliſches Haus erſten Ranges!“ Ich erklärte mich damit ſofort einverſtanden und freute mich innerlich, daß ich mir doch das Zutrauen des alten Herrn gewonnen haben mußte, das unter den neuen Verhältniſſen für mich recht ſchwer wog. Einen Augenblick ſpäter war der Minenmagnat von einem Kreiſe von Geſchäftsfreunden, Sekretären, Depeſchenboten umringt, man ſah ſofort, daß er für die Kapſtädter die wichtigſte Perſönlichkeit an Bord unſeres Schiffes war.

Auf mich ſelbſt angewieſen, ſuchte ich mir einen Weg durch die bunte Menge zu bahnen. Bunt war ſie wirklich. Da ſah man hochbeinige Kaffern in rot- oder blaugeſäumten Drelljacken oder in ſchmutzigen Blouſen, indiſche Fruchthändler, welche turbanbedeckten

Hauptes mit den flachen Körben am Arm gravitätisch von einem zum anderen stolzierten, Malayen in ihren rosafarbenen, kaftanartigen Röcken, schlitzäugige Chinesen mit langen Zöpfen in buntseidenen Jacken, Missionare im schwarzen Talar, Diakonissinnen in heller Tracht mit großen gefälteten Hauben, arabische Händler, Fellverkäufer, die schreiend ihre Ware anboten, Hafenbeamte in Khakiröcken, Schutzleute und Soldaten in bunten Uniformen und dazwischen Europäer im eleganten Salonrock oder im Tropenanzug. Fast alle Nationen der Erde waren hier vertreten, man lachte, brüllte und gestikulierte, und ein toller Wirrwarr von fremdländischen Lauten und Accenten schlugen an mein Ohr.

Mit einiger Mühe fand ich mich schließlich bis zur Zollstation, wo meine Koffer bald eintrafen. Die Revision war sehr milde, nur für meine Gewehre mußte ich Einfuhr- und Waffensteuer entrichten, und zwar ein Pfund Sterling für jeden Lauf. Nachdem dieses Geschäft erledigt war, stieg ich in einen der bereitstehenden weißen „Handsomes." Die Handsomes sehen in Kapstadt meist etwas heruntergekommen aus, und das ist kein Wunder, da ich hinterher erfuhr, daß die alten Londoner Kutschen zumeist nach dem Kap transportiert werden, wo man sie nur weiß lackiert und Wände und Dach durch Segeltuch ersetzt. Die Dinger sind aber hübsch luftig und schützen dabei gut vor der südlichen Sonne. Auf der Fahrt von den Docks nach der etwa 20 Minuten davon entfernten City gibts wenig zu sehen, hie und da ein Negertrupp, der zur Arbeit zog, eine Patrouille, oder eine Schwadron Volunteers, die zum Exerzieren ausrückte.

Das „Grand National-Hotel" liegt fünf Schritt vom Bahnhof entfernt, im Centrum der Stadt. Er macht einen recht nüchternen Eindruck, dieser drei Stock hohe rötliche Steinbau, und äußerlich wie innerlich unterschied sich dieses Hotel denn auch in nichts von den modernen Karawanserein nordischer Weltstädte, es war alles tadellos korrekt und nichts charakteristisch. In den meisten englischen Kolonien sind die Hotelpreise sehr hoch, im „Grand National!" kostet ein mäßiges Zimmer fünfundzwanzig Mark pro Tag, allerdings ist die Pension da einbegriffen, so daß man doch wieder nicht allzu teuer lebt, wenn man alle Mahlzeiten im Hotel nimmt. In Anbetracht der weitgehenden Rücksichten aber, welche der Engländer überall in der Welt für seine persönliche Freiheit fordert, mutet es seltsam an, daß die Hoteliers hier direkt einen Zwang auf ihn auszuüben wagen, denn es ist ihnen gleichgiltig, wo man speisen will, man muß unter allen Umständen seine Mahlzeiten in dem Hotel bezahlen, in welchem

man wohnt; Zimmer ohne Penſion werden nirgends abgegeben. Ich ſagte mich alſo zur Table d'hote — ſchreckliches Wort, dem man auch am Kap nicht entrinnen kann — an, beeilte mich dann aber, etwas mehr von der Kapſtadt zu ſehen, die vom Schiff aus einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Vor dem Hotel ſtanden zahlreiche „Junrikſhas“ kurzweg „Rikſhas“ genannt, die kleinen zweiſitzigen Korbwägelchen, die von einem Kuli gezogen werden. Die Kulis ſind ſehr phantaſtiſch heraus-

geputzt, ſie tragen einen rieſigen Kopfſchmuck aus Federn, ein geſticktes Hemd, das bis an die Knie reicht und durch eine grellfarbene Schärpe in der Taille feſtgehalten wird, um die nackten, ebenholzfarbenen Beine ſchlingen ſich Schellenbänder, deren Glöckchen beim Laufen leiſe aneinanderklingen. Der Riksha-Kuli läuft ſo ſchnell wie ein Ponny und iſt geradezu unermüdlich. Neunzig Prozent holen ſich bei dem Gewerbe allerdings die Schwindſucht, darum ſcheint ſich aber niemand zu kümmern. Man dirigiert die Kulis mit dem Stock, indem man ſie entweder am linken oder am rechten Arm berührt, oder ihnen auf den Rücken klopft, was bedeutet, daß ſie halten ſollen. Straßen-

namen usw. kennen die Kulis nicht, man kann sich ihrer also nur bedienen, wenn man den Weg selbst kennt oder spazieren fahren will, wobei sie den Fremden allerdings sicher wieder zu dem Orte bringen, an dem er eingestiegen ist.

Ich steuerte meinen „Boy" nach dem Tafelberge zu, dessen dunkles Massiv sich, von der Sonne bestrahlt, prächtig vom lichtblauen Himmel abhob. Während meines ganzen Aufenthaltes in Kapstadt konnte ich mich dem eigenartigen Eindruck nicht entziehen, welchen der Kontrast dieser schroffen, wilden und unwirtlichen Berghöhen zu der lebensvollen, durch und durch modernen Weltstadt hervorruft. Adderley Street, die Hauptverkehrsader der Kapstadt, zieht sich zwischen zwei prächtigen Häuserreihen vom Bahnhof bis zum Berghang in mählicher Steigung hin. Hier befinden sich das Theater, die großen Bankhäuser, vor allem der elegante, schneeweiße Monumentalbau der „Standard Bank of South Africa," Hotels, Cafés und Konditoreien, elegante Modewarengeschäfte und andere Läden, die Redaktionen der größten Blätter und kasernenartige Geschäftshäuser im Londoner „City-Stil," nur ist alles hier neuer, eleganter, praktischer und geräumiger.

Auch eine elektrische Bahn läuft durch Adderley Street, welche Kapstadt mit den reizenden Villenstädten an den Abhängen des Tafelberges und Lions Head verbindet. An dem imposanten Gouvernementsgebäude, in dessen herrlichem Park sich eine Marmorstatue der Königin Victoria von dem lichten Grün der Palmen und Eucalypten abhebt, und an dem Botanischen Garten vorbei ging unser Weg. Wer sich für exotische Vegetation interessiert, der kann in diesem Garten Studien machen, denn die seltensten Gewächse der südlichen Welt blühen und gedeihen hier in tropischer Kraft und Mannigfaltigkeit, aber auch der Laie wird den üppigen Reichtum an Formen und Farben bewundern, die fremdartigen Orchideen und Schlingpflanzen anstaunen, die den Beeten den Charakter einer Malerpalette geben und dem ganzen Garten das Aussehen eines für eine seltene Festlichkeit überreich mit künstlichen Bändern, Guirlanden und phantastischen Blumen ausgeschmückten Parkes verleihen. Aber das alles ist Natur, die Sonne hat diese blumige Pracht hervorgebracht, die in frohestem Übermut zum blauen Himmel aufblickt.

Hinter dem Gouvernementsgebäude liegt die Kapstädter Hochschule, die, wie ich mich später überzeugte, geradezu mustergiltig eingerichtet ist, über hervorragende Lehrkräfte und eine Bibliothek von seltener Gediegenheit verfügt. Diese Bibliotheks-Räume wären wahrhaftig dazu angetan, in einem deutschen Archivar bitteren Neid

zu wecken, ſo praktiſch und überſichtlich iſt da, unter zu Hilfenahme einer raffinierten Technik, alles untergebracht.

Auf vielfach verſchlungenen, aber peinlich ſauber gehaltenen Pfaden fuhr ich dann weiter, zwiſchen gartenumſäumten Villen und ſchattigen Parks mit grünen Raſenflächen, immer bergan, bis ſich eine weite Schlucht vor mir auftat, der ein faſt betäubender Duft von Orangen, Myrthen und Jasmin entſtrömte. Unter überhängenden Felsmaſſen bargen ſich die blütenſchweren Bäumchen, die den Eingang zu dem finſteren Torweg, welcher in das Herz des Bergrieſen führt, gar lieblich bekränzten.

Einige Meter ging es nun ziemlich eben dahin, bis zu dem großen Reſervoir der Kapſtädter Waſſerleitung. Hier ſtieg ich aus, um mir die kunſtvolle Anlage genauer anzuſehen, und ſchließlich kletterte ich einen ſteilen Abhang hinauf über Geröll und Knieholz bis zu einem kleinen Plateau, von dem aus man Stadt und Berg und die weite, blaue Bucht mit den ſchweren Dampfern und den leichten Seglern, die wie Libellen über die Flut tanzten, mit einem Blick umſpannen konnte. Dieſer Blick allein müßte eine Reiſe nach dem Kap lohnen, klar und unverwiſcht ſteht heute noch das Panorama vor meinem geiſtigen Auge, das keine Feder zu beſchreiben

vermöchte, von dem selbst der genialste Maler kaum einen schwachen Abglanz auf die Leinwand zaubern könnte. Wer sich einmal versenken durfte in diese fast überirdische Schönheit, der wird eine heiße Sehnsucht mit sich durchs Leben tragen, aber auch eine Erinnerung von hier mit fortnehmen, die einen unverlierbaren geistigen Besitz bildet.

Es kam mir vor, als müsse ich in die Unterwelt hinabtauchen, als ich den Rückzug von meinem Aussichtspunkt antrat. Mein „Boy" machte ein ganz trostloses Gesicht, er hatte geglaubt, ich würde überhaupt nicht mehr zurückkommen. Als wir die Schlucht wieder verließen, stand die Sonne hoch im Zenith, ich mußte an den Heimweg denken, da ich noch einen Geschäftsfreund aufsuchen wollte. In dessen Villa an der Jamieson Street nahm ich das Luncheon auf einer Veranda, von der aus man einen großen Teil des Tales und der Stadt überblickte. Ich dachte, daß man sich ein solches Tuskulum wohl gefallen lassen könnte, als der Hausherr erklärte, er wolle sich von den Geschäften zurückziehen und hier seine Tage beschließen. Nach Tisch besuchten wir das Malayenviertel, dessen Schmutz einen ziemlich trostlosen Eindruck auf mich machte, obgleich das Fremdartige in den Lebensgewohnheiten der gelben Kerle vielfach in recht interessanter Form zum Ausdruck kam, vor allem die gemeinsam große „Küche" unter freiem Himmel mutete seltsam an.

5. Kapitel.

Süd-Afrika's ungekrönter Imperator.

Beim Diner im Grand National fand ſich ein nicht unbeträchtlicher Teil unſerer Schiffsgeſellſchaft wieder zuſammen. Außerdem ſpeiſten mit uns an der reich beſetzten Tafel ein paar vermögende Kapſtädter Junggeſellen, einige höhere Kolonial-Beamte, zwei Offiziere, Abgeordnete des Parlaments und eine berückend ſchöne auſtraliſche Sängerin, die am Abend zum erſten Mal in einer neuen engliſchen Operette auftreten ſollte. Miß Ellens Vater hatte an einem beſonderen Tiſche, an dem er, ſeine Tochter und ſeine Geſchäftsfreunde aus Kimberley und Johannesburg ſaßen, einen Platz für mich belegen laſſen. Ich machte eine Reihe intereſſanter Bekanntſchaften, man redete von Politik und Geſchäften, und ich bekam bald den Eindruck, daß hier am Kap mehr als anderswo die Politik durch die Geſchäfte und die Geſchäfte durch die Politik beeinflußt würden. Mochte aber von dem einen oder dem anderen die Rede ſein, immer wieder wurde in dieſem Kreiſe mit tiefer Ehrfurcht und warmer Verehrung ein Name genannt, den ich bisher in Deutſchland kaum anders als mit allen Zeichen des Abſcheus hatte erwähnen hören: Cecil Rhodes. Ich nahm anfangs an der

Unterhaltung nur wenig Teil, beobachtete aber um so genauer alles, was gesagt und wie es gesagt wurde. Als man aber schließlich Cecil Rhodes mit unserem Bismarck verglich, konnte ich es mir nicht versagen, wenn auch in höflicher Form, zu opponieren. Ich kam auf den Jameson-Einfall zu sprechen, und die Herren ließen mich ruhig meine Ansicht entwickeln. Als ich geendet hatte, sagte Miß Ellens Vater nur ganz kurz, „wollen sehen, ob ich Sie mit Rhodes bekannt machen kann." Alle schienen überzeugt, daß das ein unbedingt sicheres Mittel sein würde, mich zu einem begeisterten Verehrer dieses Mannes zu bekehren. Alle sahen für mich ein ungeheures Glück darin, daß ich, kaum in Süd-Afrika gelandet, erreichen sollte, was selbst den einflußreichen Geschäftsleuten um mich herum als Ziel ihres Ehrgeizes vorschwebte, dem Napoleon des Kaps, Süd-Afrikas ungekrönten Imperator, vorgestellt zu werden.

Nach dem Diner gingen wir ins Theater, um die australische Sängerin zu bewundern. Das Haus war bis auf den letzten Platz besetzt, nur durch Vermittelung seiner Freunde hatte Miß Ellens Vater noch drei Logenplätze bekommen können, von denen er mir einen abgab. Das Kapstädter Theater macht von außen einen ziemlich nüchternen Eindruck, innen ist es indes ganz hübsch ausgestattet. Das Gepräge des ungeheuerlichsten Luxus verlieh ihm aber erst das Publikum, das die sogenannten „Stalls" inne hatte. Ich weiß nicht, ob die Damen der Premiere zuliebe besonders großartig Toilette gemacht hatten, aber das weiß ich, daß ich eine ähnliche Toilettenpracht weder in der großen Oper in Paris, noch in „Her Majestys", weder in Ostende, noch in Brighton, weder in St. Petersburg, noch bei Madrider Stiergefechten gesehen habe. Und das will doch wohl schon etwas heißen.

Man braucht darum nicht zu glauben, daß die Toiletten der Kapstädter Damen besonders geschmackvoll gewesen wären. Herr Worth hätte sich vor Entsetzen geschüttelt über das grelle Durcheinander von Farben, und nicht einmal in Oxford Street, wo man doch in Buntheit schwelgt, hätte diese Vorliebe für das Regenbogenartige Absolution gefunden. Der Luxus dieser Kapstädter Damen hatte etwas Barbarisches. Trotz der schwersten Brokate, der ältesten Valenciennes-Spitzen und der großen Diamanten hatte man nur den Eindruck des fabelhaft Kostspieligen, aber nicht den der wirklichen Vornehmheit. Diese Parvenus-Gattinnen hatten sich darauf beschränkt, haselnußgroße Diamanten und ganz unwahrscheinlich imposant erscheinende Saphire auf die in ihrer Einfachheit so edlen alten Brüsseler Spitzen aufnähen zu lassen. Sie trugen Straußenfedern

auf Brokat und Applikationen von schwerem Silber auf leichter Modeseide. Nichts paßte zu einander, und das Ganze erdrückte die Körperformen, statt sie zu heben. Aber unermeßlich prächtig sah das alles doch aus. Es war eine Art Ausstellung, die man bewundern und doch wieder belächeln mußte. Die Kapstädter Herren schienen sehr stolz auf die geschmückten Puppen, die neben ihnen saßen. Ein Checkbuch konnten diese Krösusse schließlich nicht um den Hals tragen, so führten sie wenigstens einen Teil ihres Kapitals am Arme ins Theater. Ich neckte Miß Ellen etwas mit diesem ersten Eindruck von

„ihrem“ Süd-Afrika, aber sie empfand schon selbst das widerwärtig Protzenhafte dieser Schaustellung so stark, daß ich ihr nicht weiter wehe tun wollte.

Die neue englische Operette war sehr mäßig, aber gespielt und gesungen wurde sie nicht schlecht. Die Australierin war wirklich ein allerliebstes Persönchen mit einer gut ausgebildeten warmen Stimme und von quecksilberner Munterkeit. Es gelang ihr aber doch nicht, ihr Publikum hinzureißen, man unterhielt sich selbst während des Spieles sehr laut in den Logen, und die Herren verschwanden oft mitten im Akt, um in Eile einen Whisky zu genehmigen oder eine Cigarette zu rauchen. Auf den Gallerien saßen auffallend viel

Farbige, welche der Darstellung mit der größten Aufmerksamkeit folgten, aber hie und da ihren Empfindungen etwas ungeniert Ausdruck gaben, bis ein brutales Wort aus den Logen sie zum Kuschen brachte. Das Ganze hatte in seinen Kontrasten ein stark koloniales Gepräge und berührte mich deshalb fremdartig und nicht sehr sympathisch. Nach dem Theater saß ich noch mit einigen Herren im City-Club beisammen, wo ein brillantes Souper serviert, reichlich Champagner getrunken und später, als pièce de résistance — „Moselblümchen", ausgerechnet Moselblümchen, gereicht wurde, wovon die Flasche mehr kostete, als der teure „Mumm". Andere Länder, andere Weine!

Am nächsten Morgen unternahm ich mit einigen meiner neuen Freunde einen Ritt nach den reizenden, unter Weinfeldern vergrabenen Vorstädten der Kapstadt. Als ich zurückkam, fand ich eine Einladung vor, in der „The Right Honourable" Cecil Rhodes mich aufforderte, ihn in seiner Villa Groote Schur zu besuchen. Mein freundlicher Gönner mußte wirklich eine sehr einflußreiche Persönlichkeit sein, daß er das hatte durchsetzen können. Wie ich alsbald erfuhr, war er gleichfalls nach Groote Schur gebeten, aber ohne seine Tochter. „Mr. Rhodes liebt die Damen nicht", meinte Miß Ellen lachend. Ich dachte, daß dieser Mr. Rhodes einen verflucht schlechten Geschmack haben müßte, wenn er freiwillig auf die Gesellschaft dieses entzückenden jungen Mädchens verzichtete. Um 6 Uhr fuhr ich mit Miß Ellens Vater und einem höheren Beamten der Chartered Co., der aus Bulawayo am Tage zuvor in Kapstadt angekommen und gleichfalls in Grand National abgestiegen war, nach Groote Schur-Rondebosh, wo „Süd-Afrikas ungekrönter Imperator" sich an den Abhängen des Tafelberges seine Sommerresidenz eingerichtet hatte. Die Villa von Groote Schur nimmt sich von außen wie ein elegantes Landhaus aus, nicht eleganter als das vieler anderer, reicher Bewohner der Kapstadt und lange nicht so prächtig wie die Sommersitze des Gouverneurs und einzelner anderer hoher Beamter. Außerordentlich ist an Groote Schur vor allem die landschaftliche Schönheit seiner Lage, der riesige wundervolle Park, in dem die seltensten Tiere aus aller Welt frei herumlaufen und die Einrichtung der Villa selbst. Diese Einrichtung verriet nicht nur, daß der Besitzer ein ungeheuer reicher, sondern auch, daß er ein vielseitiger und hochgebildeter Mann sein mußte. Von Rhodes hätten die Kapstädter den Stil lernen können, den sie nicht besaßen, er wußte in seinem Heim den raffiniertesten Luxus mit der vornehmsten Einfachheit in Einklang zu bringen.

Besonders freundlich empfangen fand ich mich in Groote Schur zunächst allerdings nicht. Rhodes war womöglich noch brummiger, als man ihn mir geschildert hatte. In seiner Khakijoppe machte er den Eindruck eines wohlhabenden Farmers, der im Hinterland etwas verbauert ist. Der Beamte der Chartered Co., der mit uns herausgefahren war, erstattete ihm zunächst einen kurzen Bericht, und ein Mr. Bates aus Salisbury ergänzte diesen in dem und jenem Punkte. Nachdem ich Rhodes kurz begrüßt, ließ ich mich, einer Einladung des Dr. Jameson folgend, in der Villa herumführen, und da ich für die wunderbaren altholländischen Möbel und seltenen Waffen und Jagdtrophäen im Vestibül lebhaftes Interesse zeigte, war mein Cicerone so liebenswürdig, mich auch in einige von den herrlich eingerichteten Privaträumen hineinsehen zu lassen, die Rhodes selbst bewohnte. Ich mußte im Stillen lachen, als der unansehnliche kleine Doktor mit der Riesenglatze, dem unproportioniert großen Kopf und den dünnen Beinen so vor mir herging, und ich an seinen berüchtigten „Raid" dachte, der ihn für Europa zu einer Art Rinaldo gestempelt hatte. Jameson ist, wenn auch in mancher Beziehung ein verdrehter, doch keineswegs ein unbedeutender Kopf, und wenn er seiner chirurgischen Praxis, der er die Bekanntschaft mit Rhodes in dessen Kimberleyer Zeit verdankte, etwas eifriger nachgegangen wäre, hätte er es wohl auch schon damals weiter gebracht, als zum Räuberhauptmann a. D. und zum Privatsekretär des Exministers. Daß er allerdings richtig spekuliert hatte, sofern bei ihm überhaupt Spekulation im Spiel war, beweist sein schließlicher Erfolg, dank dem er heute selbst Premierminister der Kap-Kolonie ist.

In der Beurteilung von Jamesons Charakter weiche ich übrigens auf Grund der persönlichen Bekanntschaft wesentlich von der allgemeinen Anschauung über diesen Mann ab. Ein hervorstechender Charakterzug des Kimberley-Doktors ist stets seine Treue gewesen, und er hätte sich für Rhodes jederzeit ohne Bedenken töten lassen. Was meinem Gefühle nach ferner für ihn spricht, ist der Umstand, daß er trotz intimster Beziehungen zu den reichsten Leuten der Welt, trotzdem er der einzige Vertraute eines Cecil Rhodes war und hundertfach Gelegenheit hatte, viel Geld zu verdienen, arm wie eine Kirchenmaus geblieben ist, so daß er oft nicht einmal seine bescheidenen Ansprüche befriedigen konnte. Jameson ist, so sehr das zu dem zweifelhaften Ruf in Widerspruch stehen mag, den er bei uns genießt, ein Idealist vom reinsten Fahrwasser, dabei mit einer regen Phantasie begabt, die ihn alles leibhaftig vor sich sehen ließ, was Rhodes in seinen Träumen zusammenreimen mochte. Als er

ſ. Zt. an die Matabele-Grenze nach Mafeking geſchickt wurde — von wem iſt wohl nie jemandem zweifelhaft geweſen, ſo ſehr Rhodes die unmittelbare Urheberſchaft des „Raid“ auch ableugnen mochte — brach er gegen den Transvaal los, trotzdem jeder ſeiner Leute wußte, daß er in ſein Unglück rannte, und trotzdem Cecil Rhodes ſelbſt die Aktion für verfrüht hielt, wenn er ſie auch für einen ſpäteren Termin gebilligt hatte. Jameſons Temperament war völlig undisziplíniert. Rhodes pflegte von ihm ſehr draſtiſch zu ſagen: „Er geht vor jedem Wagen, aber das einzige Mal, wo ich nicht ganz korrekt kutſchiert habe, hat er mir meinen Äpfelkarren umgeſchmiſſen.“ Derartige Komplimente nahm dann Jameſon mit einer ſüßſauren Miene hin, die äußerſt komiſch wirkte. Rhodes gegenüber verſagte ſein ſonſt recht ſchlagfertiger Witz, von dem er mir übrigens bei der Beſichtigung des Arbeitzimmers ſeines Halbgottes eine hübſche Probe gab. Ich bat ihn, mir zum Andenken die Feder zu geben, die auf dem Schreibtiſch lag. „Um's Himmelswillen“, erwiderte er entſetzt, „nehmen Sie ſeinem beſten Freunde das Checkbuch fort, das wird ihn amüſieren, aber nur nicht ihm den Federhalter, ſo etwas kann er nicht vertragen. Hier nehmen Sie lieber meinen, der iſt ebenſo ſehr abgenagt und hat einſt ſogar 2 Pence mehr gekoſtet.“

Rhodes Arbeitszimmer war übrigens ſehr einfach. In der Mitte ein großer Schreibtiſch, von dem man durch das hohe Fenſter einen prachtvollen Blick auf den Tafelberg hatte, ſonſt nur Karten, Karten, Karten. Überall lagen ſie umher, die Wände waren mit ihnen förmlich tapeziert; eine beſonders große hob Jameſon etwas in die Höhe, ſie verhing ein herrliches Ölgemälde: „Nette Beleuchtung für einen Ruysdael!“ meinte der Doktor ſarkaſtiſch. Außer in ſeine Karten war Rhodes übrigens auch in ſeine Bibliothek vernarrt, die er ſich in wirklich origineller Weiſe zuſammengeſtellt hatte. Ein groß Teil der Bände waren Überſetzungen fremdſprachiger Bücher, die ihn intereſſierten und die mit der Maſchine geſchrieben und prachtvoll gebunden in langen Regalen aufgeſtellt waren.

Rhodes hatte entſchieden litterariſche Neigungen, wie er überhaupt keineswegs ausſchließlich auf Handel und Gewinn bedacht war. Seinen Landerwerbungen in Südafrika lagen ſtets auch litterariſche und hiſtoriſche Erwägungen zu Grunde. Ein alter Druck, deſſen Inhalt ſich auf die Vorgeſchichte Südafrikas oder auf die Erfahrungen früherer Kolonen bezog, war ihm nie zu teuer. Er war Käufer, und ein generöſer Käufer für alles, was er von ſolchen Dingen erreichen konnte. Eine beſondere Verehrung hegte er für Gibbons „Decline and Fall of the Roman Empire“, aus dem er gerne zitierte.

Mitten in unserer Besichtigung rief uns der große Gong zum Essen. Von allen Räumen, die ich vorher gesehen, war das Speisezimmer der schönste. Die Wände waren mit kostbaren Holztäfelungen bis fast an die Decke bekleidet, jedes einzelne Möbel war ein kleines Kunstwerk. Rhodes hatte die Schnitzereien altholländischer Kirchen für große Summen angekauft und für das Speisezimmer verarbeiten lassen. Es muß ein echter Künstler gewesen sein, dessen Geschmack sich da so eigenartig bekundete. Allerdings machte das Ganze einen etwas düsteren, wenngleich äußerst vornehmen Eindruck. Von Protzerei war in Groote Schur nichts zu verspüren. Die Tafel verlief ziemlich schweigsam. Die Hitze des Novembertages war groß gewesen und lastete selbst in dem gut ventilierten Raume schwer auf uns. Der Sonnenuntergang brachte jedoch einen ziemlich jähen Wechsel, und der Kaffee wurde unter den mächtigen Bäumen der herrlichen Veranda eingenommen. Die beiden Rhodesier kamen hier auf die Arbeiterfrage im Charterlande zu sprechen, von der schon bei Tisch die Rede gewesen war. Sie stritten sich gerade darüber, ob chinesische Kulis oder Suahelileute für die Arbeit in den Minen vorzuziehen seien, als plötzlich Rhodes, der vorher kaum zehn Worte gesprochen hatte, in das Gespräch eingriff. Er erweiterte das Thema sofort, indem er von der besonderen Frage auf die Eignung der verschiedenen Rassen zu derartigen Arbeiten überhaupt und weiterhin auf die Frage der Behandlung des verschiedenen Arbeitermaterials einging. Da konnte ich nun sehen, wie meisterhaft er das Gespräch zu handhaben wußte. Knapp und lapidar stilisiert wurde Satz neben Satz gestellt, und mit jedem Wort wurde seine Stimme geschmeidiger. Ich mußte darüber nachdenken, ob wohl auch das menschliche Organ, wenn es zu wenig gebraucht wird, einrosten kann, wie ein Musikinstrument. Bei Rhodes hatte man jedenfalls den Eindruck gehabt.

Aber jetzt war sein Ton nicht mehr trocken, die Diktion war nicht mehr schwerfällig; die Worte, die Bilder strömten ihm nur so zu, als dann die kolonisatorischen Fähigkeiten der verschiedenen Kulturvölker untersucht wurden, und er aus seiner reichen Erfahrung immer neue Einzelheiten anzuführen wußte, die sein wunderbares Gedächtnis festgehalten hatte. Er, der vorher so verständnisvoll zugehört hatte, als habe er auf der Welt nichts anderes zu tun, ließ sich jetzt nicht gern unterbrechen. Er vertiefte sich mit einem wahren Enthusiasmus in sein Thema; als er auf Deutschlands koloniale Praxis zu reden kam, fragte ich mich, wieviel Deutsche wohl so sicher und vorurteilsfrei die koloniale Arbeit einer anderen Macht,

z. B. die Englands, zu beurteilen vermöchten. Man merkte ihm wohl an, daß, soweit er auch über seine „Kirchtürme“ hinauszuschauen vermochte, diese ihm doch immer die liebsten waren; aber er verkannte die Leistungen anderer Nationen darum nicht, und insbesondere, was Deutschland anbelangte, wies er immer auf das Gemeinsame, nie auf das Trennende hin. Ob Rhodes in allem so gerecht dachte, wie er sprach, mag dahingestellt bleiben. Ich habe aber keinen Grund, daran zu zweifeln, daß seine damals geäußerten Ansichten mit seinen wahren Meinungen in der Hauptsache übereinstimmten. Jedenfalls aber hat Rhodes, der Großes erreichen wollte, nie kleinlich gedacht. Er machte im Gegenteil, so sehr er bei politischen Betrachtungen den realen Boden im Auge hielt, doch viel eher den Eindruck des Sanguinikers, als den des kalten Verstandesmenschen oder gar des Intriguanten.

Sein nüchternes Äußere konnte hierüber täuschen, solange man ihn nicht hatte warm werden sehen. Rhodes hatte eine derbe, kräftige, untersetzte Statur, die fast etwas klobig erschien, das Gesicht war eher unsympathisch, der kurz geschnittene, nach unten gestrichene Schnurrbart hatte etwas Unfreundliches, die starke Nasenwurzel verriet eine ungewöhnliche Energie, über ihr aber wölbte sich eine Stirn, die dem etwas verkniffenen Zug um den Mund widersprach und auf die ungewöhnlichen Fähigkeiten der Persönlichkeit hinwies. Ich habe aus Groote Schur einen mächtigen Eindruck von dem Manne mitgenommen, der 30 Jahre früher als siebenzehnjähriger wenig bemittelter Student in Süd-Afrika gelandet war, um Heilung von einem schweren Lungenleiden zu suchen, der als Diamantengräber das Geld verdient hat, um in Oxford seine Studien vollenden zu können und, nach dem Kap zurückgekehrt, als Finanzmann und Politiker Mittel und Einfluß gewann, die ihm das hohe Amt des Premierministers der Kap-Kolonie und die Würde eines Geheimen Rates der Krone Englands verschafften.

In dem Augenblicke, in welchem, nicht ganz vier Jahre nach jenem Besuche in Groote Schur, die günstigeren Meldungen vom Kriegsschauplatze in Transval in allen britischen Herzen den Wunsch nach der siegreichen Beendigung des unseligen Kampfes wieder zur sicheren Hoffnung werden ließen, hat Cecil Rhodes für immer die Augen geschlossen. Es konnte nicht verwundern, daß in London der erste Eindruck bei Empfang dieser Todesnachricht der eines unersetzlichen Verlustes war, verkörperte doch Rhodes eine Idee, welche, anfänglich kaum mehr als ein politisches Schlagwort, allmählich immer weitere Kreise der britischen Nation in ihren Bann zog und heute der über-

wältigenden Mehrheit aller Briten die Grundlage ihres politischen Seins geworden ist, den Reichsgedanken, den Imperialismus. Seit Disraeli der konservativen Partei die Herrschaft in England sicherte, indem er sie mit dem imperialistischen Gedanken identifizierte, nachdem im 17. Jahrhundert die Radikalen unter Cromwell, im 18. Jahrhundert die Whigs unter Pitt und im 19. Jahrhundert die Liberalen unter Palmerston die Träger der Expansionspolitik gewesen waren, haben die Realpolitiker des Königreichs immer mehr eingesehen, daß Groß-Britannien seiner wirtschaftlichen Lage nach die sogenannte Klein-England-Politik garnicht mehr treiben kann. Merkwürdigerweise war es nun gerade zu der Zeit, wo Gladstone aus theoretisch-liberalen Erwägungen die Geschicke seiner Partei mit den Iren verknüpfte, ein Liberaler, der sich zum kraftvollen Vollstrecker der Disraelischen Pläne aufwarf, der am frühesten die über dem System einander ablösender Regierungen stehende Bedeutung des Imperialismus erkannte, und dieser Liberale war Cecil Rhodes. Alles, was heute in der liberalen Partei gährt, war in Rhodes zum klaren Abschluß gelangt, als er zum ersten Male in die politische Welt eintrat, und in einer Zeit, wo in England fast jede Haushaltung auf die Erträgnisse einer britischen Weltpolitik angewiesen war, wo die einzige Zukunftsaussicht der liberalen Partei so durchaus auf den imperialistischen Flügeln konzentriert schien, wo die ganze Entwicklung Rhodes im britischen Sinne so durchaus recht gegeben hatte, mußte in England sein früher Tod tatsächlich zu ernster Trauer Anlaß geben.

Damals in Groote Schur ist mir klar geworden, daß man Rhodes nicht vom deutschen Standpunkte aus beurteilen darf, wenn man zu einem Begriff von seiner Bedeutung innerhalb des Gefüges des britischen Reiches gelangen will. War man doch auch in England genötigt zwischen den Mitteln, deren sich dieser Mann bediente, und den Zielen, die er verfolgte, eine strenge Scheidung vorzunehmen. Das Endergebnis dieser Scheidung aber war, daß jeder Engländer, in dem die Überzeugung lebte, daß Großbritannien den Kurs halten müsse, den Rhodes steuerte, auch zugeben mußte, daß das Verschwinden dieses Mannes von der Bildfläche eine Vorbedingung für die großen Vorteile war, die England von der Rhodes'schen Politik erhoffte. Es lag viel Tragik darin, daß der Mann, welcher zuerst Süd-Afrika für die Briten forderte, welcher diese Forderung in der rücksichtslosesten Weise geltend machte und ihre Konsequenzen auch noch zum Teil persönlich gezogen hat, zurücktreten mußte, weil seine Hand nicht den Schlußstein in das Gebäude einfügen durfte, zu dem er nicht nur die Pläne entworfen, nicht nur die Grundmauern auf

eigene Gefahr errichtet, das er auch fast der Vollendung entgegengeführt hatte, trotzdem er wissen konnte, daß er nie darinnen wohnen würde. Für Cecil Rhodes wäre in Süd-Afrika kein Platz mehr gewesen, selbst wenn er die Unterwerfung der Buren erlebt hätte. Sein Tod hat vielleicht eines der schwierigsten Hindernisse auf dem Wege zu einer Verständigung zwischen den beiden Rassen beseitigt, die so sehr aufeinander angewiesen sind. Gerade über diesen letzteren Punkt war sich Cecil Rhodes auch stets klar. Sein Ziel war von Anfang an die Vereinigung aller Länder zwischen Kap und Zambesi zu den Vereinigten Staaten von Süd-Afrika. Zunächst nun hat er sich diese Vereinigten Staaten wohl schwerlich als eine britische Kolonie gedacht, er selbst wollte dieses Land regieren, aber nicht allein; in seinen Plänen war damals für den Mann ein Platz offen gelassen, der später sein erbitterter Feind geworden ist, den er aber als den hervorragendsten Vertreter der zweiten weißen Rasse in Süd-Afrika stets anerkannt hat, für — Paul Krüger.

Unendlich viel Mühe hat sich Rhodes gegeben, Krüger für seine Pläne eines dualistischen südafrikanischen Staatswesens zu gewinnen; es ist notorisch, daß Rhodes mehr als einmal eine offene Aussprache herbeizuführen gesucht hat, aber alles Bemühen scheiterte daran, daß in Krügers Plänen, welche sich in dem Namen der Südafrikanischen Republik am deutlichsten dokumentierten, für den Briten eben kein Platz war. Dem Präsidenten war zu dieser Zeit das burische Süd-Afrika ein Dogma, von dem er nicht abließ. Cecil Rhodes sah bald ein, daß er auf jedes gemeinsame Vorgehen verzichten müsse. Nachdem dieser, sein erster Plan gescheitert war, gab es für den ehrgeizigen Abenteurer nur noch einen Weg, er mußte in der Kronkolonie die Macht in seine Hände bekommen und dann die britische Regierung in einer Weise engagieren, daß sie nicht mehr zurück konnte. Rhodes schuf sich aus einer harmlosen landwirtschaftlichen Interessenvertretung dem „Afrikander-Bond," eine starke politische Partei, und auch hier bekundet sich noch seine Erkenntnis von der Bedeutung des nativistischen Elements für das Land. Auf den Schultern des „Bond" stieg er vom parlamentarischen Führer zum Finanzminister und kurz darauf zum Premierminister der Kapkolonie empor. Auf der Höhe angelangt aber verlor Rhodes über neuen weitreichenden Spekulationen plötzlich jedes Verständnis nicht nur für die Bestrebungen der Buren, sondern auch für die der Afrikander. Er verriet seine ehemaligen Anhänger, indem er sie um die Früchte ihrer politischen Leistungen betrog. Seine Ministerpräsidentschaft brachte dem „Bond" Enttäuschungen über Enttäuschungen, aber Rhodes schien blind zu sein

gegen das gewaltige Maß des Haſſes, das ſich gegen ihn anhäufte, er ſchien ſich nicht darum zu kümmern, daß aus ſeinen ergebenſten Freunden erbitterte Gegner ſeines Regimes wurden. Sein einziges Streben war, die britiſche Regierung immer feſter mit ſeinen Plänen zu verflechten. Er ſandte zu dieſem Zwecke nicht nur völlig falſche Stimmungsberichte nach London, die dort jedermann aufs heftigſte gegen die Buren einnahmen, die man doch garnicht kannte, ſondern er ſuchte auch bei den Buren den Haß und das Mißtrauen gegen alles, was britiſch war, nach Kräften zu ſtärken und ſetzte zu dieſem Zweck die ganze Uitländer-Bewegung in Scene.

Dann folgte die Zeit der diplomatiſchen Kraftproben zwiſchen Kapſtadt und Pretoria, in denen Krüger ſehr gut abſchnitt. Er wußte, wahrſcheinlich von Leyds inſpiriert, geſchickt jeden Schlag ſeines Gegners zu parieren, der ſich ſchließlich immer mehr verrannte und mit dem Jameſoneinfall den gröbſten Fehler beging, der überhaupt begangen werden konnte. Nachdem die Transvaalregierung die Dokumente veröffentlicht hatte, welche Rhodes' Urheberſchaft im vollſtem Umfange erwieſen, mußte nicht nur Rhodes von der Miniſterpräſidentſchaft zurücktreten, ſondern auch alle Netze, mit denen man von Kapſtadt aus das Burenregime ſehr ſchlau umſtrickt zu haben glaubte, waren zerriſſen. Paul Krügers Stunde war gekommen, und alles in Süd-Afrika war damals auf eine große Aktion von ſeiner Seite gefaßt, der die Engländer ziemlich wehrlos gegenübergeſtanden hätten. Krüger vermochte ſich jedoch zu einer ſolchen Aktion nicht zu entſchließen, er zeigte auch bei dieſer Gelegenheit wieder, wie er in der Konzeption niemals mit ſeinem großen Gegner Schritt zu halten gewußt hat, er verpaßte den geeigneten Augenblick und konnte ſpäter den Anſchluß nicht mehr finden. Die Rhodes-Leute aber erholten ſich raſch von ihrem Schreck. Die mächtig aufblühende Goldinduſtrie hatte es mit ſich gebracht, daß den Buren ihre Schuhe zu groß geworden waren, ihre ziemlich beſchränkte Verwaltungstechnik vermochte nicht der neuen Verhältniſſe Herr zu werden, in Pretoria machte man, anfangs im beſten Glauben, Fehler über Fehler, und als tauſend neue ungewohnte Materien auf die Regierung einſtürmten, ließ dieſe die Dinge immer mehr laufen wie ſie eben liefen und ſuchte in engherzigen, reaktionären Schutzmitteln ihr Heil. Eine böswillige Agitation hatte genug Punkte, wo ſie einſetzen konnte, und die Rhodes-Leute nahmen die Gelegenheit wahr. In der heimtückiſchſten Weiſe, über die ich im einzelnen ſpäter noch näher berichten werde, gingen die Wühler ans Werk, und es dauerte

nicht lange, bis man überall in Johannesburg die Früchte ihrer Tätigkeit erkennen konnte.

Der wirtschaftliche Rückgang der Goldstadt bewirkte, daß die Brandstifter leichtes Spiel hatten, es kam jene große Petition an die Königin von England zu stande, die, meisterhaft abgefaßt, ihre Wirkung nicht verfehlte, obgleich die Unterschriften von korrupten Agenten tausendweis gefälscht worden waren. Rhodes hatte sein Ziel erreicht, England ergriff Partei. Ueber Nacht vollzog sich ein Wechsel in der militärischen Scenerie Süd-Afrikas. Es folgte das Ultimatum und endlich der Krieg. Wäre dieser, wie man es anfangs in London angenommen hatte, nur ein militärischer Spaziergang nach Pretoria gewesen, Rhodes hätte vielleicht noch als Politiker große Triumphe feiern können. Je länger das blutige Ringen aber dauerte, desto mehr schwand für ihn diese Aussicht, er mußte schließlich erkennen, daß, wenn er noch eine Mission in Süd-Afrika hatte, diese auf wirtschaftlichem Gebiete lag. Rhodes gewaltiges Organisationstalent hatte sich zuerst darin bestätigt, daß er die vielen kleinen Diamantenbetriebe um Kimberley herum mit starker Hand zu verschmelzen wußte. Die De Beers Co. legt hier ein eindringliches Zeugnis von seinen Fähigkeiten ab, und ähnliche Pläne mochten ihn auch in Bezug auf die Goldminen am Witwatersrand vorgeschwebt haben, in ähnlicher Richtung hatte sich seine Arbeit im Charterland bewegt, in Rhodesia dem gewaltigen Gebiete, das zukünftigen Generationen den Namen des großen Konquistador in Erinnerung erhalten wird.

Hier im Charterland wird Rhodes noch oft schmerzlich vermißt werden. Aber trotzdem war auch für die wirtschaftliche Entwicklung Süd-Afrikas und insbesondere der von Rhodes ins Leben gerufenen Unternehmungen sein Tod kein hemmendes Moment mehr, das britische Weltreich trat Rhodes' Erbschaft an, und die britische Kolonialregierung entschied, was wirklich durchführbar war von dem, was Rhodes geplant, und das wird sie zu Ende führen. Ein Stocken der Arbeiten an der Kap-Cairobahn, die längst aus dem Stadium phantastischer Entwürfe herausgewachsen war, ist nicht eingetreten, aber auch die meisten der großen afrikanischen Unternehmungen, an denen Rhodes in hervorragender Weise beteiligt war, standen auf so festen Füßen, daß sie ihren Gründer zu überdauern vermochten. Vielleicht ist gerade dies der stolzeste Ruhm, mit dem man seinen Grabhügel kränzen kann. Sein Vaterland schuldet nicht nur dem Wollen dieses genialen Sohnes, sondern auch seinem Vollbringen Dank, er hat das englische Banner über dem Lande der Zukunft

aufgepflanzt, er hat der britiſchen Krone ein Gebiet erworben, das fünfmal größer als das Vereinigte Königreich, und wenn die Wege, auf welche er die britiſche Macht ihm zu folgen zwang, oft recht gefährliche waren, ſo gehört doch jedenfalls kleinlicher Eigennutz nicht zu Cecil Rhodes' Beweggründen.

Rhodes hat, trotzdem er gelegentlich faszinierend liebenswürdig ſein konnte, wohl zu den hochmütigſten Leuten gehört, die je gelebt haben. Er operierte in ſeinen Plänen und ſeinen Taten mit Menſchenleben und Menſchenſchickſalen, als ob er auf die Welt gekommen wäre, um alles, was in ſeinen Bereich trat, nach ſeinem Kopfe zu modeln. Man konnte ihn ebenſowenig ehrgeizig wie habgierig ſchelten, die Millionen waren ſein Handwerkszeug, die Menſchen ſein Material, Südafrika ſeine Werkſtätte, in der er ſeiner Anſicht nach machen konnte, was er wollte. Das Material, das ihm nicht taugte, warf er bei Seite, das übrige verwandte er nach Gutdünken, redete ihm dabei jemand hinein, ſo empfand er das als eine ſo lächerliche Anmaßung, daß er höchſtens erſtaunt die Achſeln zuckte. Er empfand ſich als ein Weſen, das auf Erden eine gewaltige Aufgabe durchzuführen hatte, ihn dabei zu ſtören oder gar hindern zu wollen, ſchien ihm ein Frevel. Wenn er einen Ehrgeiz beſaß, ſo hatte er mit Zielen wie Karriere, äußerliche Anerkennungen uſw. nichts zu tun, ſein Ehrgeiz war „ſeine Aufgabe" durchzuführen, „ſeine Miſſion" zu vollenden. Geradezu als Unverſchämtheit empfand Rhodes jedes Wort, das eine Anerkennung ſeiner Tätigkeit ausdrückte. Es war ihm nicht nur gleichgiltig, ob er anerkannt wurde, er beſtritt vielmehr ſeinen Zeitgenoſſen direkt die Berechtigung, es zu tun, auch den größten unter ihnen. Gegnerſchaften, Anfeindungen ließen ihn völlig kalt, war das „Material" ſpröde, ſo mußte man eben umſo tüchtiger darauf los hämmern.

Ein Charakter wie Rhodes konnte keine Freunde beſitzen, nur ergebene Handlanger. Eine Ungeſchicklichkeit dieſer Handlanger konnte ihn nervös machen, aber nie wäre es ihm eingefallen, ſich mit ihnen zu identifizieren. Er ließ Jameſon nach dem berühmten „Raid" ruhig fallen, wie ein Meiſter ſeinen Geſellen entläßt, wenn er einen gar zu großen „Patzer" gemacht hat. Er nahm Jameſon trotz aller Redereien wieder in Gnaden auf, als er ſah, daß er einen Geſellen, der mehr nach ſeinem Geſchmack war, nicht ſo leicht wiederfinden könnte. In Europa hätte man einen Mann wie Rhodes vielleicht wegen Größenwahns ins Irrenhaus geſchickt, um ihn unſchädlich zu machen, in Afrika konnte er das „Kaiſerreich der Zukunft" aus den Provinzen nördlich und ſüdlich vom Zambeſi

6. Kapitel.

Die Afrikanderin.

Mrs. Maud Fraſer ging unruhig in ihrem eleganten Salon auf und ab, es hatte 5 Uhr geſchlagen, und er war immer noch nicht da. Nervös veränderte ſie dies und jenes in der Dekoration der ſtilvollen altholländiſchen Möbel, dann nahm ſie ein Buch zur Hand und warf ſich in einen bequemen breiten Feldſtuhl, aber ſie war zu aufgeregt, um zu leſen. Das Fenſter war weit geöffnet. Von der Tafelbay herüber wehte ein kräftiger Seewind, den ſie wohllüſtig einſog. Von der Veranda öffnete ſich ein herrlicher Ausblick auf die Adderley Street unten im Tal, wo die Menſchen wie Ameiſen durcheinander wogten; auf das weiße Gouvernementsgebäude und den prächtigen botaniſchen Garten, auf die weite Bucht mit den zahlloſen Schiffen, auf den Tafelberg mit ſeinen bizarren Konturen und die mächtigen Bergkegel des Lion's Head und Devils Peak, die ihn flankierten. Es ging ihr durch den Sinn, wie eigenartig ſich hier idylliſche Anmut und romantiſche Größe vereinigten unter dem tiefblauen Himmel des Südens.

Anmut und Größe! Ob er kommen würde? Alles hing davon ab! Was die Welt an Freuden bot, davon hatte ſie überreichlich genoſſen, was ihr noch fehlte, das konnte nur er ihr geben, der Starke, Mächtige, der Halbgott dieſes Feenlandes am ſüdlichen Ende der Welt. Sie wollte herrſchen, herrſchen durch ihn. Sie ſah in den Spiegel, ſie ſtudierte jede Linie ihres klaſſiſch ſchönen Geſichts, ihrer junoniſchen Büſte.

begründen und kultivieren, rieſige Territorien durch eiſerne Schienen aneinanderſchmieden, aber auch in Südafrika mußte er ſchließlich daran zu Grunde gehen, daß ſeinem Titanengeiſt nur ein Menſchenkörper zur Verfügung ſtand, ein ungewöhnlich leiſtungsfähiger zwar, aber eben doch nur ein Menſchenleib. Der Kampf zwiſchen Wollen und Können war in dieſer Perſönlichkeit zu einer ergreifenden Tragödie geworden, ergreifender als ſie je ein Dichter geſchildert hat. Einer der größten unter Rhodes Landsleuten ſagte einmal in meiner Gegenwart über ihn: „Rhodes verſtehen, heißt an die Zukunft des Menſchengeſchlechtes glauben.“

6. Kapitel.

Die Afrikanderin.

Mrs. Maud Fraſer ging unruhig in ihrem eleganten Salon auf und ab, es hatte 5 Uhr geſchlagen, und er war immer noch nicht da. Nervös veränderte ſie dies und jenes in der Dekoration der ſtilvollen altholländiſchen Möbel, dann nahm ſie ein Buch zur Hand und warf ſich in einen bequemen breiten Feldſtuhl, aber ſie war zu aufgeregt, um zu leſen. Das Fenſter war weit geöffnet. Von der Tafelbay herüber wehte ein kräftiger Seewind, den ſie wohllüſtig einſog. Von der Veranda öffnete ſich ein herrlicher Ausblick auf die Adderley Street unten im Tal, wo die Menſchen wie Ameiſen durcheinander wogten; auf das weiße Gouvernementsgebäude und den prächtigen botaniſchen Garten, auf die weite Bucht mit den zahlloſen Schiffen, auf den Tafelberg mit ſeinen bizarren Konturen und die mächtigen Bergkegel des Lion's Head und Devils Peak, die ihn flankierten. Es ging ihr durch den Sinn, wie eigenartig ſich hier idylliſche Anmut und romantiſche Größe vereinigten unter dem tiefblauen Himmel des Südens.

Anmut und Größe! Ob er kommen würde? Alles hing davon ab! Was die Welt an Freuden bot, davon hatte ſie überreichlich genoſſen, was ihr noch fehlte, das konnte nur er ihr geben, der Starke, Mächtige, der Halbgott dieſes Feenlandes am ſüdlichen Ende der Welt. Sie wollte herrſchen, herrſchen durch ihn. Sie ſah in den Spiegel, ſie ſtudierte jede Linie ihres klaſſiſch ſchönen Geſichts, ihrer junoniſchen Büſte.

Wie vorteilhaft ſtach das einfache Weiß des Kleides ab von dem blauſchwarzen Lockenhaar, von der matten Elfenbeinfarbe des Teints. Sie klingelte. Ein prachtvoll gebauter Kaffernjunge erſchien zwiſchen der Portiere. Er trug ein Gewand aus weißem Neſſeltuch mit tiefrotem Saum, das Arm, Bruſt und Beine völlig freiließ. „Mrimpha ſag, daß ich ſchön bin!“ rief ſie luſtig mit ihrer tiefen wohlklingenden Stimme, in der melodiſchen Sprache der Zulus.

„Maninga muſchle Miſſou!“ antwortete der Boy mit einer tiefen Verbeugung.

Sie ließ ihn vor ſich niederknien und ſetzte ihren kleinen harten Fuß auf ſeinen Nacken einen Augenblick nur, dann gab ſie ihm übelgelaunt einen Tritt und ſchickte ihn hinaus. Er war hübſch, aber dumm, entſetzlich dumm, der andere hatte viel raſcher verſtanden. Ihre Bruſt wogte, lachend warf ſie das Buch von Catull Mendès in die Ecke. Was wußten dieſe bleichſüchtigen Pariſerinnen von Liebe, was konnten ſie erzählen. Sie erinnerte ſich an die Zeit, wo ſie zur Vollendung ihrer Bildung in Europa war, an die Singſtunde des engbrüſtigen Magiſters und an ſeine komiſchen Liebesſchwüre. Er war ihr ebenſowenig gefährlich geworden wie die eleganten Kavaliere, mit denen ſie an der Ecke des Boulevard des Capucines ſcherzhafte Rendez-vous gehabt oder die ausgemergelten Londoner Clubmen.

Einmal hatte ſie ſich ſogar aus Neugierde mit einem eingelaſſen. Er kam ihr immer vor, wie ein Diner ohne Plumpudding. Sie gab ihm den Abſchied und heiratete. Ihr Mann war ein großer Getreideſpekulant und brauchte eine ſchöne, pikante Repräſentantin für ſein Haus, er verſuchte es garnicht, den Schwarzen Konkurrenz zu machen; ſie lebten drei Jahre in korrekteſter Ehe, bis er auf einer Geſchäftsreiſe in Kanada verunglückte und ihr ſeine Millionen hinterließ.

Sie kehrte nach der ſüdafrikaniſchen Heimat zurück und eröffnete einen Salon im Pariſer Stil. Die Mitglieder des Kapgouvernements gingen bei ihr ein und aus, der Gouverneur ſogar hatte einmal bei ihr geſpeiſt, aber er, der Einzige, auf den ſie es abgeſehen, der kümmerte ſich nicht um ſie — — bis geſtern.

Da war ſie zu einem großen Feſt in ſeiner Villa am Fuße des Tafelberges eingeladen geweſen, da hatte er ihr in ſeiner kurzen, draſtiſchen Weiſe geſagt, daß ſie ihm gefalle. Sie hätte aufjubeln mögen, aber ſie nahm ſich zuſammen und lud ihn mit einer gnädigen Miene für heute zum five o' clock. Seit dem Moment hatte ihr die fieberhafte Erwartung keine ruhige Minute mehr gelaſſen. Pläne

für Pläne waren in ihrem erhitzten Gehirn geſchmiedet und wieder bei Seite geworfen worden, das eine aber ſtand feſt: mit ihm und an ſeiner Seite Weltgeſchichte machen — — um jeden Preis.

Geräuſchlos war Mrimpha eingetreten. „Mr. Grant", meldete er. Sie hatte kaum Zeit, einen kleinen Aufſchrei zu unterdrücken, da ſtand er ſchon neben ihr. Die Geſte, mit der er ihr die Hand reichte hatte mehr von der ſelbſtbewußten Ruhe eines Imperators, als von der bewundernden Hingebung eines Liebhabers. Sie fühlte mit einem Mal, wie unendlich ſchwer das Ziel zu erreichen war, das ſie ſich geſteckt. Wie konnte ſie hoffen, dieſen Mann zu feſſeln, dem die ſchönſten Damen der vereinigten Königreiche ohne Bedenken die Hand geküßt hätten. Sie ahnte, daß Koketterie bei ihm nicht angebracht war; ſo erzählte ſie ruhig von den Nachrichten, welche die letzte Mail ihr von Europa gebracht hatte. Er hörte zu, ohne ein Wort zu ſagen. Seine ſtarken Hände ſpielten mit einem Falzbein. Sie wunderte ſich, wieviel größer er im Sitzen ausſah als im Stehen. Er beobachtete ſie unausgeſetzt, ſchließlich geriet ſie in Verwirrung und wußte nichts mehr zu ſagen.

Er ſtand auf und trat vor ſie hin, ſie beſtändig mit ſeinen Augen feſthaltend. „Dampfer „Scot" fährt morgen nach England, können Sie bis Nachmittag 6 Uhr fertig ſein und reiſen, habe für Sie zu tun!" ſagte er, ohne nur mit einem Wort auf ihre ganzen Erzählungen einzugehen. Sie ſah ihn ſtarr an, als habe ſie nicht recht gehört, ſo daß er ſich veranlaßt fühlte, noch ein Wort hinzuzufügen: „Miſſion!" Sie begriff. Sie war ihm geſtern als geeignetes Werkzeug zur Erledigung einer Vertrauensangelegenheit in der Heimat erſchienen. Er war überzeugt, ſie dafür gewinnen zu können und deshalb war er gekommen; mitleidig betrachtete ſie ihre ſorgfältige Toilette einen Moment im Spiegel, dann ſagte ſie ruhig: „Ja!"

„Wußte!" antwortete er, dann reichte er ihr kurz die Hand und lud ſie mit einer Bewegung ein, von neuem Platz zu nehmen.

Sie nahm die Gelegenheit wahr, nun einmal in vollem Tageslicht und aus nächſter Nähe den Mann zu muſtern, den die Gegenwart kaum richtig zu würdigen verſtand, und den die vaterländiſche Geſchichte dereinſt vielleicht zu einem Lieblingshelden auserſehen würde, die vaterländiſche Geſchichte. — — Denn trotz des holländiſchen Blutes, das in ihren Adern floß, fühlte ſich die bildhübſche Afrikanerin voll und ganz eins mit den Beſtrebungen Greater Britains.

Mit einem Schönheitsideal hatte der etwas massige untersetzte Mann in der weiten weißen Flanelljacke nichts zu tun, aber Kraft sprach aus den kühnen festen Zügen, Kraft sprach aus der charakteristischen Nase mit der breiten Wurzel, Kraft sprach aus jeder seiner Bewegungen, und die Kraft, die männliche Kraft war es, der dies Land jederzeit willenlos zu Füßen gelegen hatte.

In kurzen abgerissenen Worten setzte Mr. Grant auseinander, was er wollte.

Es galt Mr. Findley, den Allmächtigen des Londoner Kolonialamtes, den gerissensten englischen Diplomaten, den kühlsten Geschäftsmann, zu einer Dummheit zu veranlassen. Er sollte seinem Freund, Mr. Grant, einen vertraulichen Brief schreiben, den dieser eines Tages als eine Verteidigungs- oder gar als Angriffswaffe verwenden konnte.

Mr. Grant machte sonst prinzipiell nur Geschäfte mit Leuten, die er durch irgend einen geheimen Punkt in ihrem Leben, dessen Mitwisser er war, ebenso rasch und leicht beseitigen konnte, wie er sie herangezogen hatte. Bei Mr. Findley verhielt sich die Sache anders. Mr. Grant war bisher nicht in der Lage gewesen, ihn irgendwie durch ein derartiges Mittel zu beeinflussen, und doch war dieser Mann der Grundstein, auf den der Kühne seine ganzen Berechnungen aufgebaut. War der dunkle Punkt also nicht da, so sollte er geschaffen werden. Eine Riesenspekulation, zu der der Allgewaltige nicht nein sagen würde, ein Brief, in dem der Vorsichtige eine bindende Zusage eigenhändig unterschreiben müßte; das war der Faden, an dem Mr. Grant den Freund tanzen lassen wollte, gerade wie die anderen Marionetten in seinem großen Puppenspiel. Konnte Mr. Fraser ihm diesen Brief besorgen? Es war eine schwierige Mission, aber Mr. Grant wußte, wem er vertrauen konnte, und die flimmernden Augen der schönen Afrikanderin verrieten ihm, daß er sich auch diesmal nicht getäuscht, daß dies starke, prachtvolle Weib Himmel und Hölle in Bewegung setzen würde, um ihm eine Gefälligkeit zu erweisen.

Der ausgetrocknete Londoner Citymann würde ihr nicht widerstehen, er würde unbewußt ein neues Glied in die Kette fügen, mit der Mr. Grants Riesenphantasie und sein Titanenwille Weltteile aneinanderschmieden wollten.

Als Mr. Grant geendigt, sann er noch einen Augenblick nach, dann fuhr er mit einer eigentümlichen Bewegung rasch über Stirn und Augen und stand auf.

Galant reichte er Mrs. Maud den Arm und führte sie auf die Veranda. Die Sonne war untergegangen, und tiefe Schatten warf der Tafelberg auf die dämmernde Stadt. Adderley Street strahlte schimmernd im Glanze der elektrischen Bogenlampen, und vom fernen Meer her ging es aus wie ein Rauschen und Raunen, wie ein Flirren und Leuchten.

Langsam ging hinter dem Devils Peak der Mond auf. Wie ein Silberschein lag es auf Mauds schönem Gesicht, da erwachte in Mr. Grant der Romantiker. Er dachte daran, wie einst derselbe Mond dem unbedeutenden, leidenden Jungen die große Laufbahn, auf deren Höhe er jetzt stand, mit visionärer Deutlichkeit vorgezaubert in einer ebenso stillen Nacht in den Schatten des Tafelberges.

Er dachte auch daran, wie wenig Liebe er gekannt, trotz allem was er erreicht, und als das blendende, üppige Weib an seiner Seite sich zitternd an ihm preßte, da öffnete er mit gierigen Fingern das schneeig weiße Gewand über ihrer Brust, ein neugieriger Mondstrahl tauchte eilig hinein, ein brennend heißer Kuß flammte auf der zartschimmernden Haut, Mr. Grant hatte sich zum ersten Mal in seinem Leben vergessen.

Als Maud in seinen Armen lag, bereit, die Seligkeit dieser Stunde auszukosten, da war er plötzlich wieder der ruhige kühle Verstandesmensch. Sorgfältig geleitete er sie nach ihrem Feldstuhl, dann drehte er die elektrische Flamme auf und bat mit vollendetster Höflichkeit um einen Whisky. Mechanisch goß Maud ihm ein. Ruhig schlürfte Mr. Grant den „old Scotsh", dann gab er Maud verbindlich die Hand. „Ich werde am Steamer sein, tun Sie was Sie können." „Was ich kann, Mr. Grant!" versicherte Maud mit müdem Lächeln . . . . .

7. Kapitel.

Landeinwärts!

Nachdem ich etwa 14 Tage lang in der reizenden Kapſtadt ein Leben geführt, welches mit meinem ſorgloſen Daſein in Europa eine ganz verzweifelte Ähnlichkeit hatte und höchſtens noch abwechſelungsreicher war in der Art der Vergnügungen, die ſich mir boten, machte ich mir eines Tages in meinem komfortablen Kämmerlein ſelbſt den Standpunkt klar. Ich war zweifellos nicht nach dem Kap gekommen, um zu Pferd und zu Wagen hübſche Ausflüge zu machen, um mit graziöſen Afrikanderinnen zu flirten, Tennis zu ſpielen und Krickenten zu ſchießen, ſo amüſant das auch ſein mochte. Ich hatte in dieſen 14 Tagen auch ſchon recht hübſches Geld ausgegeben und im City-Klub der Kapſtadt mit ebenſowenig Glück Poker geſpielt wie in der rue royale in Paris. Verdient hatte ich aber noch nichts und, was mir viel ſchlimmer ſchien, ich war ſogar weniger als je auf dem Wege dazu. Die Konnexionen, welche ich durch meinen liebenswürdigen Gönner gewonnen hatte, waren genau von der Art, wie ich ſie in Europa in faſt allzu großem Überfluß beſaß: ſehr reiche und ſehr charmante Leute, die aber für alles eher Verſtändnis gehabt hätten als für meine verzwickte Lage. Als ich einem dieſer Bekannten gegenüber eines Abends ſchüchtern mit der Frage herausrückte, ob er mir nicht einen Weg ſagen könne, auf dem

Geld zu verdienen ſei, zog er mich in die hinterſte Ecke des „smoking room“, wo er mir im Flüſterton eine großartige, zweifellos ſehr gewinnreiche Spekulation enthüllte, in der er engagiert war, und an der er mich, da ich ihm „wirklich ausnehmend gut“ gefalle, mit etwa hunderttauſend Mark beteiligen könne. Ich verſprach ihm, mir die Sache überlegen zu wollen und war nun natürlich genau ſo weit wie vorher.

Eine Stellung in der Art, wie ich ſie allenfalls hätte bekleiden können, würde ich in Kapſtadt nicht finden, ſo viel hatte ich ſchon heraus. Ich war in Dutzenden von Geſchäften geweſen und hatte da in unauffälliger Weiſe unter den jungen Leuten herumgehorcht. Du lieber Gott, dieſe Kommis, Sekretäre oder was ſie ſonſt ſein mochten, hatten es am Kap wahrlich nicht beſſer als in irgend einer Stadt Europas — als in ihrer Heimat, wenn ſie zu Hauſe geblieben wären. Das Angebot war erdrückend und die Gehälter dementſprechend; da ſich um den beſcheidenſten Poſten viele Dutzende von Europäern bewarben, ſo hatten die Brotgeber eine überreiche Auswahl, wobei ſie ſich ſelbſtverſtändlich für die beſten Kräfte entſchieden, alſo jedenfalls für Leute, die vor mir ganz ungeheuer viele Kenntniſſe der verſchiedenſten Art voraus hatten. Wie ſollte ich da jemals ankommen können!

Ich kam immer mehr in eine jener Stimmungen, in denen man wirklich nicht mehr weiß, was man beginnen ſoll. In London hatte ich mich noch über meine ſüdafrikaniſchen Ausſichten täuſchen können, aber am Kap ſchwanden meine Illuſionen dahin, wie der Schnee an der Sonne. Täglich ſah ich mit den Schnellzügen, welche nach Johannesburg und nach Kimberley fuhren, Dutzende leiſtungsfähiger junger Leute nach dem Witwatersrand und nach den Diamantfeldern reiſen, im Binnenlande würde es alſo wohl nicht anders ſein als hier in der Kapſtadt. Ich würde einige hundert Mark für die teure Reiſe ausgeben, um dann dort ebenſoweit zu ſein wie hier.

Das war eine recht troſtloſe Perſpektive, und ich war ſchon recht klein geworden, als ich eines Tages in meinem Hotel ein Telegramm vorfand, das mir wie eine Schickung des Himmels erſchien. Vor Jahren war ein Studienfreund von mir eines hartnäckigen Leidens wegen nach Südafrika übergeſiedelt, wohin ihn ſeine Mutter und ſeine Frau begleitet hatten. Im Freiſtaat hatte er ſich eine Farm gekauft, und ehe ich mich nach dem Kap einſchiffte, hatte ich ihm von meinen Plänen geſchrieben und dabei die Abſicht erwähnt, ihn einmal auf ſeinem „Kaffernkraal“ aufzuſuchen. Damals war es mir damit nicht ſehr ernſt geweſen, was ſollte ich auf einer

weltentlegenen Freistaatfarm? Da lag nun plötzlich dieses Telegramm vor mir:

„Erwin schwer erkrankt, wenn irgend möglich kommen Sie für ein paar Wochen zu uns, ihn zu vertreten. Frau Holgers."

Wie ich Erwin vertreten sollte, war mir nun allerdings weniger klar. Ich verstand von Landwirtschaft so gut wie gar nichts. Trotzdem war ich indes entschlossen, es zu versuchen. Ich ließ mich sofort bei Miß Ellens Vater melden, der inzwischen wieder von Kimberley nach Kapstadt zurückgekommen war, um mit seinem Töchterchen, das er unter der Obhut einer Tante am Kap zurückgelassen, noch eine kleine Spritztour — einen „trip" nennt man das in englisch — nach Mauritius zu unternehmen. Der alte Herr ließ sich die Sachlage genau schildern und riet mir dann lebhaft zu. „Inwieweit Sie zum Farmer befähigt sind, inwieweit Sie Neigung zu diesem Berufe haben, kann ich natürlich nicht beurteilen", meinte er, „aber jedenfalls können Sie auf solcher Farm sehr viel lernen, vor allem die Sprache der Boeren, die für jeden, der es in Südafrika zu etwas bringen will, sehr nützlich ist. Johannesburg und Kimberley laufen Ihnen nicht davon, Eile brauchen Sie nicht zu haben, und jedenfalls findet sich für Sie von dort aus eher eine Gelegenheit irgendwo hineinzuspringen als hier."

Mit vielen Dankesworten und dem Versprechen, einmal auch nach Kimberley zu kommen, verabschiedete ich mich zwei Tage später von den lieben Bekannten aus den Badener Tagen. Der alte Herr brachte mich sogar an den Bahnhof, wo er mir ein seltsames Gerät übergab. Es war ein großer Beutel aus Bockshaut mit einem hübschen Verschluß. „Füllen Sie das mit Trinkwasser und hängen Sie es außen an den Waggon, dann haben Sie während der ganzen Reise einen kühlen Trunk. Der Luftzug verhindert, daß das Wasser schaal wird, auch wenn die Hitze noch so groß ist. Dieser Beutel ist ein unentbehrliches Requisit für afrikanische Inlandsreisen." Wie oft habe ich diese väterliche Fürsorge später gesegnet, im Augenblick aber flogen meine Gedanken um die riesigen Plakate des Kapstädter Wartesaales, auf denen „das Land des Goldes und der Diamanten" in so verführerischen Erzählungen und Bildern geschildert war, daß mein alter Optimismus von neuem erwachte.

In den ersten paar Stunden der Reise gab es viel zu sehen, ist doch die Umgebung der Kapstadt ein einziges großes sonnenbestrahltes Idyll. Wie vergraben unter blühenden Gärten und reichen Weinfeldern liegen die sauberen Dörfer und die großen Musterfarmen mit ihren weiten Parks und gut gepflegten Anlagen rechts

und links von dem Schienenwege. Wie in einem Wunderlande wächst und gedeiht hier alles, und stillen Frieden, arbeitsfreudes Glück atmet die Szenerie. Mir wurde so froh ums Herz, als wäre ich auf einer Ferienfahrt durch die gesegneten Gauen der deutschen Heimat und nicht auf der Jagd nach einem neuen Glück. Paarl, Wellington, Malmesbury, Worcester, die Vororte der Kapstadt, lagen hinter uns, und bergan riß uns die Lokomotive. Noch immer sah man von der Höhe herab auf stille Matten, auf grüne Täler, aber in der Ferne tauchten scharfkantige Bergprofile auf, und dann gings weiter durch grandiose Schluchten hinein in die „schwarzen Berge" und in haarscharfer Windung zu der Paßhöhe, wo nur noch die Antilope verwundert nach dem Dampfroß auslugt, um dann in zierlichen Sprüngen über die Felsen zu klettern. Die Luft wurde dünn und kalt. Dieser Teil der Reise hat viel Ähnlichkeit mit der Gotthardpartie, er ist sicher nicht weniger eindrucksvoll als diese.

Selten hielt unser Zug, und dann stand immer schon eine Mahlzeit bereit, und wir hatten gerade die notwendige halbe Stunde, um unsern Hunger zu stillen. Am Abend verwandelte der Schaffner unser Abteil in eine Schlafkabine, die soweit ganz komfortabel war. In den Koupees erster Klasse waren nur vier Leute untergebracht, die in den breiten Wagen reichlich Platz hatten. Ich will hier bemerken, daß ich nicht im Luxuszug, sondern in einem der gewöhnlichen Expreßzüge fuhr, aber ich muß sagen, daß man mit diesen so bequem und schön reist wie nur möglich.

Etwa 30 Stunden waren wir von Kapstadt bis Colesberg unterwegs, wo wir am zweiten Tage unser Mittagsmahl einnahmen. Der letzte Teil dieser Tour ist sehr einförmig: so weit das Auge reicht dürre Weideflächen, hie und da ein weißes Farmhaus, das zwischen mächtigen dunklen Eukalyptusbäumen hervorlugt, ein rötlicher Hügel, nur mit schwacher Grasnarbe bedeckt, ein Kaffernkraal, der aussieht wie ein riesiger Ameisenhaufen, oder eine Straußenfarm, auf der hinter meterhohen Stacheldrahtzäunen die seltsamen Tiere einen Wettlauf mit unserm Schnellzuge versuchen, den sie aber trotz ihrer fabelhaften Geschwindigkeit bald verlieren.

Nach sechsunddreißigstündiger Fahrt bin ich endlich in Springfontein. Schon vorher zweigt die Linie nach Kimberley ab, welche der Westgrenze des Oranjestaates entlangläuft, während sich der von Port Elizabeth kommende Zug mit dem Johannesburger bei Colesberg vereinigt. Mit dem südwestlichen Oranjestaat ist Springfontein durch eine Sekundärbahn verbunden, die ich benutzen mußte. Vorher aber gab es noch längeren Aufenthalt. Ich hatte Gelegenheit, den wenig

interessanten Bahnhof des bekannten afrikanischen Knotenpunktes von innen und außen zu studieren. Zum erstenmal begegneten mir hier echte Burentypen: hünenhafte Gestalten mit blondem Haar und Bart und gutmütigen Kinderaugen, welche mich an die Beschreibung erinnerten, die Tacitus von den alten Germanen gibt. Springfontein ist einer der größten Vieh- und Pferdemärkte des Freistaates, und die Buren, die ich sah, waren hauptsächlich Farmer, die ihr Vieh nach dem Markte gebracht oder Pferde eingekauft hatten. Überall sonst in der Welt pflegt bei solchem Handel viel getrunken zu werden, diese Buren aber schienen gegen die Verlockungen des Alkohols gefeit, dagegen benutzten sie eifrig den auf der Station aufgestellten Chokoladeautomaten.

Als dann der Zug nach Bethulie abging, stiegen viele Buren mit ein, sie fuhren indes alle dritter Klasse. In meinem Abteil saß noch ein älterer Herr mit kleinem Vollbart und verschmitzten Augen. Auch wenn man das Holländische beherrscht, ist das Burenidiom mit seinen Gutturallauten und seinem Mischmasch aus Vokabeln, die allen möglichen Sprachen und sogar dem Bantu entnommen sind, nicht so ohne weiteres zu verstehen. Aber mein „high dutch“ verstand mein Reisegefährte ganz gut. Ich fragte ihn, wo man in Bethulie ein Nachtquartier finden könne. „Vielleicht sprechen Sie lieber englisch?“ fragte er darauf plötzlich sehr höflich. Ich bejahte das, worauf er mir auseinandersetzte, daß er geborener Engländer sei, aber schon seit 30 Jahren im Freistaat lebe. Dann schilderte er mir die „Hotelverhältnisse“ in Bethulie: „Es gibt dort zwei Hotels,“ meinte er großartig, „das eine allerdings ist ein miserabler alter Kasten, in dem ich keinem Europäer raten möchte, abzusteigen. Man bekommt dort nichts Vernünftiges zu essen, man hat nicht einmal eine Badeeinrichtung. Was sagen Sie dazu, nicht einmal eine Badeeinrichtung!“ Nachdem er einige Augenblicke in meinen Mienen vergeblich nach den Spuren des Entsetzens geforscht hatte, fuhr er milde fort: „Well, Sir, Sie sprechen das Englisch vorzüglich, aber Sie sind kein Engländer. Ein Engländer würde niemals in ein Hotel gehen, in dem es kein Bad gibt.“ Ich bemerkte entschuldigend, daß ich ja nur eine Nacht in Bethulie bleiben und dann weiter reisen wolle. „Sie müssen trotzdem Ihr Bad haben!“ entgegnete er kategorisch.“ Es gibt nämlich noch ein Hotel, Essen vorzüglich,“ — er schnalzte mit der Zunge dabei — „Bedienung tadellos, prachtvolle Betten und eine Badeeinrichtung, sage ich Ihnen! Sie werden glauben, im Grand National Hotel in Kapstadt zu sein. Es heißt auch ebenfalls Grand National Hotel“ — dann langsamer, sich zu

mir hinüberneigend — „es gehört einem gewiſſen Mr. Gun," — erhobenen Tones — „und dieſen Mr. Gun ſehen Sie vor ſich, ich bin es, bin es ſelbſt." Er war befriedigt, daß ich ein einigermaßen verblüfftes Geſicht machte über dieſe afrikaniſche Hotelpropaganda. Eine Zeitlang ſprach er dann noch im wohlwollenden Ton von den Guns. Etwas Größenwahn ſchien er zu haben, der gute Gun, aber für dieſe Nacht war es wohl das klügſte, ſich ihm anzuvertrauen.

Es war recht ſpät am Abend als wir in Bethulie ankamen. Ein Kaffernboy nahm auf ſeines Herren Wink meinen Koffer auf die Schulter und brachte ihn auf die hohe zweirädrige Karre, welche Mr. Gun erwartete. Dieſer ſelbſt war indes plötzlich verſchwunden, während ich auf dem offenen Wägelchen in der ſchneidend kalten Abendluft bitter fror. Endlich kam er kreuzfidel um die Ecke, er hatte die ganze Zeit in der Bahnhofsreſtauration geſeſſen. „Business!" brummte er vergnügt ohne ſich weiter zu entſchuldigen, dann ſauſten wir los. Die Pferde waren brillant, aber es war ſchon mehr als eine halbe Stunde vorbei, und noch immer ſah ich nichts von einer Stadt, geſchweige denn von einem Grand National Hotel. Endlich kamen wir an ein Mäuerchen. — „Jedenfalls die Stadtmauer von Bethulie," ſagte ich ſpöttiſch. Dann hielten wir vor einem kleinen Gehöft, aus dem uns fröhliche Kinderſtimmen entgegenſchallten. Es war das — Grand National Hotel.

Mr. Gun bat mich, einen Augenblick zu warten, da ich aber mit dem Warten ſchlechte Erfahrungen gemacht, ſo kletterte ich eilig vom Bock herunter und trat hinter ihn in einen verräucherten Hausgang, der in den „dining saloon" mündete. Mr. Gun riß die Tür auf und ſchob mich hinein. Da ſtand ich nun mit meinem grauen Reiſemantel und meinem dümmſten Geſicht der Dame des Hauſes und ſieben kleinen Guns gegenüber, die in ein Höllengelächter ausbrachen, das mir ſehr unmotiviert vorkam. Als meine lieben Wirte ſich einigermaßen erholt, und ich meine Reiſetaſche in die Ecke geſtellt hatte, ſagte plötzlich der jüngſte Gun, indem er mit ſeinen ſchmutzigen Fingern über meinen Mantel ſtrich: „Das iſt doch im Leben kein Pudian." Nun war kein Haltens mehr. Von der Mutter angefangen ſchrie die ganze Hotelierfamilie vor Lachen, ſo daß ich ſchließlich mitlachen mußte. Endlich fühlte ſich Frau Gun bewogen aufzuſtehen und mir guten Abend zu ſagen. Einige der Jungens bemächtigten ſich plötzlich meiner Sachen, und eine Jungfrau von 11 Jahren fragte mich, ob ich das Fremdenzimmer anſehen wolle. „Er will ſich vielleicht abduſchen!" ertönte plötzlich eine Stimme hinter mir. Es war Mr. Gun, der inzwiſchen eingetreten

war. Ich dankte höflich und erklärte in sehr entschiedener Weise, daß ich zunächst etwas essen wolle.

„Alles bereit!“ sagte Frau Gun, und in dem Augenblick kam — oh wundervoller Anblick! — ein Kaffernboy mit einer großen Ente, die er auf den Tisch setzte. Alle Guns kletterten sofort auf ihre Stühle und der Alte sprach ein Tischgebet. Offenbar hatten diese kleinen Höllenbraten auf den Vater mit dem Essen gewartet und waren nun bereit, mir die schöne Ente vor der Nase wegzuschnappen. Gun legte auch zuerst sich und seiner besseren Hälfte vor, dann aber gab er wohlwollend auch mir ein tüchtiges Stück. Nach der Ente erschien übrigens ein Hammelbraten, so daß wir alle satt wurden. Während des Gespräches klärte sich auch die Geschichte meines Empfanges auf. Herr Gun hatte nämlich seinem Jüngsten versprochen, ihm von der Reise einen Pavian — die Buren nennen ihn Puvian — einen richtigen lebenden Pavian mitzubringen und ihn von der Station aus vorauszuschicken! Ich trank aus Kurteoisie noch eine Flasche des miserablen Gun'schen Sodawassers mit Whisky und zog mich dann in mein Schlafzimmer zurück, nachdem ich die Versicherung erhalten hatte, daß mich der Postkutscher wecken werde.

Ganz fürchterliche Töne waren es, die mich am nächsten Morgen in der vierten Stunde aus süßen Träumen emporscheuchten: der Postkutscher versuchte vor meinem Schlafzimmer eine Art Reveille zu blasen. Rasch kleidete ich mich an, stürzte noch eine Tasse Kaffee herunter und beglich meine Rechnung, die nach deutschem Geld für Abendbrot, Nachtlager, Frühstück und Bad ca. zwei Mark betrug. Ein eisig kalter Wind wehte über die öden Felder des Oranjefreistaates, und ich hüllte mich fest in meine Reisedecke ein. „Warten Sie nur, sobald die Sonne aufgegangen ist, können Sie es vor Hitze nicht mehr aushalten!“ rief mir Mr. Gun lachend zu. Mit dem alten Burenpostillon konnte ich mich anfangs nicht so leicht verständigen wie mit meinen Wirtsleuten. Es schien ihm auch nicht um eine Unterhaltung zu tun zu sein; als ich ihn aber später Ohm Jaan nannte und ihm einen Kognak anbot, wurde er gemütlicher und machte schließlich sogar den Cicerone.

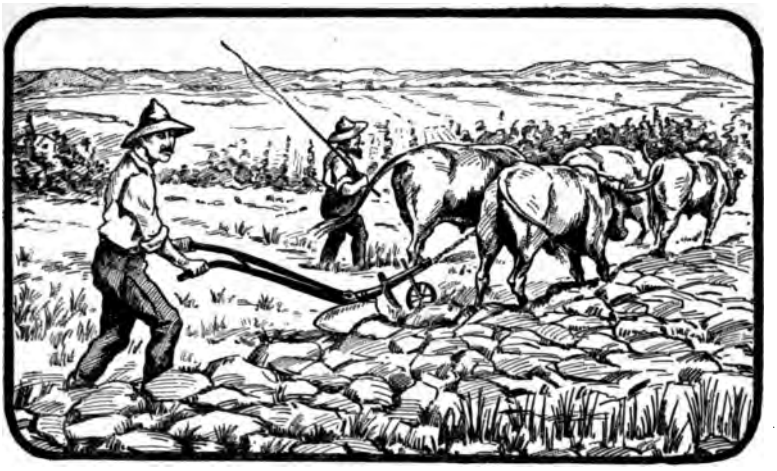
Vierzehn Stunden war es bis Smithfield, wo mich mein Freund mit seinem eigenen Wagen abholen lassen wollte. Die Tour war ganz unglaublich monoton: endlose Weideflächen, selten unterbrochen von einem kegelartigen Hügel, der in ganz unmotivierter Weise wie ein riesiger Termitenbau am Wege stand, hie und da ein Bächlein, — „Spruit“ nennen es die Buren — durch das wir

mußten, denn Brücken oder auch nur hölzerne Stege gibt es nirgends, weshalb auch die hochrädrigen Karren so bevorzugt werden. Alle paar Kilometer kam ein Fenz, ein hoher Stacheldrahtzaun, der nicht nur die einzelnen Farmen von einander, sondern auch innerhalb dieser Farmen die Weideplätze der verschiedenen Herden trennte. Der Kutscher mußte jedesmal herunterklettern, den Fenz öffnen und wenn der Wagen durchgefahren war, wieder schließen, was sehr viel Zeit kostete. Wer einen Fenz offen stehen läßt, hat eine hohe Geldstrafe zu bezahlen und event. noch dem Farmer den Schaden zu ersetzen, wenn Vieh oder Pferde sich verlaufen.

In der Nähe jedes Farmerhauses stößt Oom Jaan in seine Trompete, dann kommen entweder der Besitzer und seine Frau, manchmal auch die Kinder eilends an den Weg, bringen die Briefe und nehmen die für sie bestimmten Postsachen in Empfang. Oom Jaan kennt alle Farmer persönlich, er fährt seit sechszehn Jahren die Strecke Bethulie—Smithfield dreimal wöchentlich hin und dreimal zurück. Oft gaben uns Burenjungen auf ihren schnellfüßigen Ponys von einer Farm zur anderen das Geleit, hübsche stramme Bengels mit urwüchsigen Manieren, aber von einer gewissen ritterlichen Höflichkeit, die ihnen rasch mein Herz gewann. Dreimal machten wir auf dem Wege Rast. Ohm Jaan spannte aus, und ich wurde aufgefordert, im Farmhaus einen Imbiß zu nehmen. Die Leute waren stets sehr aufmerksam, das Essen einfach aber reichlich. Die Burenfräuleins machten in ihren riesigen Faltenhauben mit den frischen Gesichtern, den strahlenden blauen oder grauen Augen und dem herlichen Blondhaar einen gar anmutigen Eindruck. Bezahlung wurde nirgends angenommen. Es war mir einigermaßen peinlich, so auf die Gastfreundschaft wildfremder Leute angewiesen zu sein, und ich hörte auch später, daß es Sitte ist, auf solchen Fahrten kleine Geschenke für die Damen mitzubringen. Außerdem erfuhr ich allerdings, daß die Post mit diesen Leuten eine Art Kontrakt hat, und daß der Preis für die Mahlzeiten in den allerdings nicht geringen Kosten der Wagenfahrt inbegriffen ist. Jedenfalls ließ man mich aber nirgends eine Enttäuschung darüber fühlen, daß ich mit leeren Händen kam, und jedesmal beim Ankommen wie beim Abschied schüttelte man mir treuherzig die Hand und ließ die Holgers grüßen, denn man hatte sich natürlich bei Ohm Jaan erkundigt, wohin ich wollte.

Es war schon 6 Uhr nachmittags vorüber, als ich endlich einen Kirchturm erblickte und einen Augenblick später von einer kleinen Anhöhe herab auf Smithfield sah. Ich hatte nach der endlosen Fahrt in dem schlecht federnden Karren ein Gefühl, als sei jede Rippe in

meinem Leibe entzwei. Vor dem Posthaus stand ein hocheleganter Wagen mit zwei prachtvollen Füchsen, die unruhig in die Stangen bissen. Ein langer Capeboy in sommerlicher Livree stürzte auf mich zu und hielt mir eine Rede, aus der ich entnahm, daß der Wagen meinem Freund gehöre und ich sofort mitkommen müsse. Glücklicherweise waren es nur noch 8 Kilometer bis Holgersfontein und die Füchse hatten ein gutes Tempo. Der Weg war zudem etwas besser als die Landstraße, und so dauerte es nicht lange bis ich das Häuschen vor mir sah, von dem mir meine Freunde so oft berichtet hatten. Eine würdige Matrone kam mir entgegen. Es war die alte Frau Holgers. Ich hatte noch gerade so viel Contenance, um ihr die Hand zu küssen, die sie mir mit einem herzlichen Willkommengruß entgegenstreckte, dann sank ich halb bewußtlos vor Müdigkeit auf die Gartenbank. Fünfzehn Stunden im Wagen durch den Freistaat, das war mehr als selbst meine robuste Natur zu prästieren vermochte.



8. Kapitel.

Auf einer Freistaat-Farm.

Drei Wochen war ich nun in Holgersfontein und war ein anderer Mensch geworden in dieser Zeit, ein Mensch, der wußte, was arbeiten heißt. Ich hatte die Farm mit ihrem lebenden sowie toten Inventar in einem Zustande grenzenloser Verwahrlosung vorgefunden. Die farbigen Arbeiter, ja selbst die Dienerschaft waren gänzlich demoralisiert. Mein Freund lag in seinem Krankenstuhl auf der Veranda, und die Damen waren in ihrer Hilflosigkeit und Ohnmacht dem ganzen Schlendrian gegenüber wirklich zu bedauern. Mit einem wahren Feuereifer habe ich mich daran gemacht, zunächst wenigstens Ordnung zu schaffen, aber wenn das schon an und für sich nicht leicht ist, wo einmal die Zuchtlosigkeit eingerissen, so war es hier in Holgersfontein besonders schwer. Nicht nur bei den Arbeitern, vom Bureninspektor bis herab zum kleinsten Kaffernjungen, sondern auch bei den Holgers stieß ich auf passiven Widerstand. Erwin Holgers war der Inbegriff eines braven anständigen Menschen, aber erstlich war er ein schwerkranker Mann, und dann hatte er auch wohl in gesunden Tagen nie die Riesenenergie und die Arbeitskraft besessen, welche die Bewirtschaftung einer 5000 Morgen großen Farm im Freistaat erforderte, wie er sie sich unbegreiflicherweise aufgebürdet hatte. Er ließ das meiste eben gehen wie es ging, und wo er

wirklich einmal eingriff, da geschah es in den rücksichtsvollen Formen der guten Gesellschaft, die überall eher angebracht waren wie bei den Leuten, mit denen er hier zu tun hatte. Die Damen verdarben dann mit ihrer Bigotterie und ihren Missionsideen die Sache noch vollends. Mit der Verkündigung des Evangeliums vor den schwarzen Brüdern brachten sie sich und Erwin, ja sogar den Bureninspektor, um den ganz unschätzbaren Vorteil der Überlegenheit, welche dem weißen Mann in jenen Ländern schon die Hautfarbe verleiht, die Überlegenheit, welche für die Farbigen ein Dogma sein muß, wenn irgend eine gedeihliche Arbeit mit ihnen erreicht werden soll.

Ich wußte nicht viel von afrikanischen Sitten, aber als beim ersten Mittagsmahle auf Holgersfontein statt des Boys, der sich an Erwins Kognak betrunken hatte, die schwarze Köchin servierte, und zwar mit ihrem Säugling auf dem Arm und der Tabakpfeife im Munde, da fühlte ich, daß das gerade unter den Verhältnissen, mit denen hier gerechnet werden mußte, eine Ungeheuerlichkeit war und nahm mir vor, hier Wandel zu schaffen. Aber schon als ich mich nachmittags mit Erwin und Frau Holgers über alles besprach, konnte ich herausmerken, daß man Reformen hier nicht wohlgesinnt war. Ich ließ mich dadurch jedoch nicht beirren, hielt es aber für richtiger, die Freunde zunächst nicht vor den Kopf zu stoßen und sah mich deshalb erst einmal draußen auf der Farm um. Wie die meisten Freistaatfarmen war auch Holgersfontein in erster Reihe auf seine Vieh- und Pferdezucht angewiesen. Mein Freund versicherte mir, daß er etwa 500 Pferde haben müsse, er wußte auch nicht annähernd genau, wieviel er wirklich hatte. Die Pferde kommen dort nämlich auf dem Veldt zur Welt und werden erst eingefangen, wenn sie eingebrochen und für den Verkauf „zurechtgemacht" werden sollen. Da Stallfütterung sehr kostspielig ist, so hält man nur den unumgänglich notwendigen Bedarf an Reit- und Wagentieren und die Deckhengste im Stall, Ochsen, Kühe, Schafe usw. werden überhaupt nicht im Stall gehalten, sie bleiben innerhalb der Zenze, wo sie unter Obhut von Kaffernhirten stehen, welche auf Holgersfontein auch die Melkarbeit besorgten, während das Buttern unter der Kontrolle der jungen Frau des Hauses erledigt wurde. Ich merkte später, daß unsere Milch auf dem Markte in Smithfield schlechte Preise erzielte, weil man wußte, daß bei uns die Kaffern die Kühe melkten, und übertrug von da an die Melkarbeit Burenmädchen, die ich indes nur mit großer Mühe dazu bekommen konnte, denn solche Burenmaid dünkt sich da unten mehr als bei uns ein Landedelfräulein, auch wenn sie mit ihrer ganzen Familie am Hungertuche nagt.

Mein erſter Gang galt natürlich dem Stall. Ich fand ein prächtiges Reitpferd vor, ein junges Halbblut, perfekt gemacht, aber ſo fett wie ein Rind. Schon beim leiſen Antraben fing es an zu „roaren", was ſich aber ſpäter gab, als es regelmäßig bewegt wurde. Erwin durfte nicht reiten, für den Inſpektor war das Tier zu leicht, und ſo ſtand es bis zu meiner Ankunft ohne Zweck im Stall, und die Boys waren natürlich viel zu faul, es täglich zu bewegen. Außer dieſem Reitpferd waren noch die ſchon vorher erwähnten zwei Füchſe da, wirklich elegante Pferde, ein Paar, das in Smithfield ſeine guten 6000 Mark wertete, da es importierte Pferde waren. Dann fand

ich einen alten Schimmelhengſt vor, der merkwürdigerweiſe bisher auch als Deckhengſt verwendet worden war, und zwei Wallachen, die als Arbeitspferde für ſchwere Laſten verwendet wurden. Der Beſtand war nicht ſo übel, aber er mußte, wie ich bald ſah, durch einen ſtattlicheren und jüngeren Deckhengſt ergänzt werden. Ein zweites Reitpferd wollte ich mir auf dem Veldt ausſuchen, und es ſelbſt einbrechen und zureiten.

So waren meine brotloſen Künſte hier wenigſtens zu etwas gut. Als Hektor, das Halbblut, geſattelt werden ſollte, kam es zwiſchen mir und dem Perſonal zum erſten Konflikt. Das Pferd ſtarrte vor Schmutz, der ſchöne, hellgelbe engliſche Sattel hatte große

dunkle Flecke, und das Stangenzeug war vollständig blind. Ich suchte mir zwei schwarze Boys und lehrte sie zunächst einmal, wie man bei der preußischen Kavallerie ein Pferd putzt. Mit der größten Geduld unterwies ich meine Rekruten; als ich jedoch merkte, daß sie sich mokierten und dann plötzlich wegliefen ohne wiederzukommen, kaufte ich mir die Bürschchen und prügelte mit der Reitgerte erst den einen und dann den andern durch. Das wirkte Wunder. Ihre Auffassungsgabe hatte sich plötzlich potenziert, und da ich ihnen nun die Obhut über den Stall übertrug und am zweiten Tage jedem ein Päckchen Tabak und eine Schachtel Streichhölzer — die höchste Freude dieser Naturkinder — schenkte, hatte ich von nun an blank geputzte und tadellos aufgezäumte Pferde — mein erster Erfolg.

Mein erster Inspektionsritt gab mir viel zu denken. Ich nahm den Inspektor mit und beschränkte mich darauf, überall zu fragen. Anfangs, so lange er mein Interesse für Neugierde hielt, eine Eigenschaft, für welche die Buren sehr viel Verständnis haben, gab er fröhlich und wohlgemut Auskunft, allmählich aber wurde er stiller; und so um 6 Uhr herum, wir waren bei Sonnenaufgang, etwa um 4 Uhr, weggeritten, gab er mir zu verstehen, daß er von dem Ritt genug habe. Ich ignorierte das indes und erkundigte mich nach dem Außenwerke, wo die Pächter wohnten. Erwin hatte nämlich fast noch ebenso viel Land verpachtet als er selbst bewirtschaftete. Die Pächter zahlten ihm jedoch kein bares Geld, sondern gaben ihm nur ein Viertel ihres Arbeitsertrages ab, was ihm eine sehr komplizierte Kontrolle auferlegte. Diese Kontrolle würde nun künftig gleichfalls mir zufallen. Mein Inspektor fing mächtig an zu brummen, als er erkannte, daß ich an meiner Absicht, wenigstens einige Außenwerke heute noch zu besichtigen, festhielt. Er suchte mich erst durch Kreuz- und Querreiten zu ermüden, als er jedoch merkte, daß das garnicht zog, entschloß er sich wohl oder übel, den richtigen Weg einzuschlagen, Weg ist eigentlich zuviel gesagt, denn wir ritten quer über das Veldt. Um 8 Uhr waren wir glücklich in „Monaco", so hieß das eine Außenwerk, obgleich es keinerlei „Zerstreuungen" bot. Der Pächter war zu einer Auktion gefahren, seine Frau aber zeigte mir mit viel Genugtuung ihre Gemüserabatten, ihren Hühnerhof, und schließlich auch ein paar Herden, zu welchem Zwecke sie sich kurzer Hand auf ein Pferd setzte, das sie vorzüglich zu meistern wußte. Ich behandelte die Dame mit der größten Zuvorkommenheit, und meine Galanterien verfehlten denn auch nicht, ihr die Zunge zu lösen. Aus ihren Gesprächen merkte ich heraus, daß die Holgers

das Gespött des ganzen Bezirkes waren, und daß man sich zahllose Anekdoten über das Verhältnis zwischen Herrschaft und Personal auf Holgersfontein, sowie über die unpraktische Wirtschaft daselbst erzählte. Speziell der Umstand, daß die junge Frau Holgers mit vielen Kosten und großer Mühe wundervolle Rosenbeete angelegt hatte, schien die Buren der Nachbarschaft, die für derartiges keinen Sinn besaßen, weil es nichts einbringt, ungeheuer zu amüsieren. Später allerdings hatte ich oft Gelegenheit zu beobachten, daß die Buren, die zu Besuch nach Holgersfontein kamen, den Blumen- und Obstgarten sehr bewunderten, wenn sie sich auch dauernd davor hüteten, das kostspielige Experiment nachzumachen. In der Tat lohnt der Obstbau im Freistaat nicht. Aus Natal, das nach Kalifornien vielleicht der üppigste Obstgarten der Erde ist, kommen die eingemachten Früchte zu so lächerlichen Preisen auf den Markt, daß sie konkurrenzlos sind. Aus Blumen aber macht sich der Bur nicht viel.

Ich begnügte mich übrigens nicht damit, bei der Pächtersfrau in Bezug auf meine Freunde auf den Busch zu klopfen, sondern suchte nach Möglichkeit auch positive Anhaltspunkte und Direktiven für mein Reformwerk aus ihren Berichten über ihre eigene Wirtschaft zu gewinnen, wobei mir die Eitelkeit der guten Hausfrau, wie die Geschwätzigkeit zu gute kam, die man selbst bei den Buren da findet, wo sie wenig Gelegenheit haben, sich über die Dinge auszusprechen, die ihnen am Herzen liegen. Nachdem wir so zu dritt zwei weitere Stunden im Sattel gewesen waren, machte der Inspektor Miene, ernstlich zu striken. Mit einer Gewissenhaftigkeit, die ich später leider nicht mehr an ihm bemerken konnte, ängstigte er sich plötzlich um Erwins „mooi pardjes," und ich mußte ihm recht geben, die Pferde, welche solche Strapazen nicht gewohnt waren, hatten für diesmal genug. Frau Swanepool war so freundlich, uns zwei kräftige Basutoponys zur Verfügung zu stellen, falls ich wirklich noch nach „Glücksburg," dem zweiten Vorwerk, wollte. Sie haßte den Inspektor und freute sich, ihm einen Tort antun zu können. Ich nahm dankend an und bemerkte mit einem spöttischen Blick auf meinen schweißtriefenden Begleiter, daß wir ja ohnehin morgen wiederkommen würden, da ich Herrn Swanepool auch selbst kennen lernen wolle, der nach seiner Frau zu schließen ein sehr netter Herr sein müsse. Madame Swanepool quittierte das Kompliment mit zwei großen Klappstullen und einer „copje" Kaffee, dann ritten wir weiter.

Wie toll brannten uns die Sonnenstrahlen aufs Hirn. Der Inspektor keuchte schon bedenklich. Plötzlich hielt er seinen Pony an, richtete sich im Sattel hoch auf und schrie: „Herr, wenn Sie mich

„triezen“ wollen, dann können Sie etwas erleben!“ Ich sah ihn scharf an und bemerkte dann völlig ruhig: „Herr, wenn Sie keine sechs Stunden hintereinander im Sattel sein können, dann taugen Sie nicht für Ihren Posten, dann haben Sie auch nie dafür getaugt, sondern Ihren Herrn um Ihr Gehalt betrogen. Ich werde künftig zehn Stunden im Sattel sein, und zum mindesten in den ersten Wochen werden Sie mich begleiten, und wenn Sie das nicht aushalten, dann können Sie sich zum Teufel scheeren!“ Einen Augenblick schien sich der große Kerl zu überlegen, ob er mir den Kragen umdrehen solle, dann gab er mit einem Seufzer dem Gaul die Sporen. Er hat mir seitdem nicht mehr über Müdigkeit geklagt, aber dafür schüttete er der guten Frau Holgers sein Herz aus, worüber es bald zu einer Palastrevolution gekommen wäre.

Was ich dem Inspektor angedroht, machte ich wahr, nicht um ihn zu ärgern, sondern weil ich bald heraus hatte, daß auf solcher Farm das Auge des Herrn, in diesem Falle das seines Vertreters, alles war. Es galt hier nicht, mit anzufassen, wie dies vielleicht in der Heimat gelegentlich nötig sein mag, denn Arbeitskräfte waren ausreichend vorhanden, es kam nur darauf an, sie an den richtigen Platz zu stellen und sie scharf zu kontrollieren. Bisher hatte auf Holgersfontein jeder gemacht, was er wollte, das hörte nun auf. Ich nahm zunächst den ganzen Bestand an Vieh und Pferden auf, teilte dann die Herden ein und unterstellte jeden Weidenbezirk einem farbigen Oberhüter.

Die farbigen Arbeiter auf Holgersfontein waren teils Fingos, teils Basutos. Beide Eingeborenenstämme stehen, was ihre physischen und moralischen Qualitäten anbelangt weit unter den Zulu, die ich später in Transvaal kennen lernte. Die Fingo sind frech und verlogen, die Basuto sind schüchterner, aber noch weniger leistungsfähig. Dazu kam, daß sich beide Stämme durchaus nicht vertragen, und daher auseinander gehalten werden mußten, weil sonst blutige Reibereien unabsehbare Folgen haben konnten. Die Eingeborenen sind auf den Farmen angesiedelt. Jede Familie hat ihre Lehm- oder Wellblechhütte, ihre Herde und ihr kleines Stück Land, das sie selbst bewirtschaftet. Dafür muß jedes Familienmitglied, soweit es irgend zur Arbeit zu gebrauchen ist, eine gewisse Anzahl Tage in der Woche für den Farmer arbeiten.

Farbige, die für Hausarbeit gebraucht werden, erhalten außerdem pro Monat ein Schaf — das damals einen Wert von elf Shillingen hatte — und Tabak, Zündhölzer und Seife, außerdem werden sie verköstigt, d. h. sie erhalten täglich zwei Kilo „Mealis“, woraus sie

ſich ihren „Papp“ kochen, wenn ſie nicht vorziehen, den Mais zu röſten. Kein Farbiger darf unter dem gleichen Dach mit der weißen Herrſchaft wohnen, was die Dienſtbotenfrage ſchon an ſich kompliziert. Weiße Dienſtboten gibt es ſo gut wie garnicht. Die Burenmädchen geben ſich, wie ſchon bemerkt, nur in ganz vereinzelten Fällen dazu her, „fremden Leuten zu dienen;“ und ſich, wie Holgers es zweimal verſucht hatten, Dienſtboten aus Europa kommen zu laſſen, iſt erſtens enorm koſtſpielig, dann aber auch meiſt ganz zwecklos, denn ein Kontrakt, der in der Heimat abgeſchloſſen iſt, hat am Kap keine bindende Giltigkeit, außerdem haben die Mädchen ſchon in den Hafenplätzen ſo viel Gelegenheit, ſich zu verheiraten, daß ſie nur in den ſeltenſten Fällen überhaupt ihren Beſtimmungsort erreichen, und wenn ſie es dort nicht aushalten, dann muß man ſchließlich noch die Rückreiſekoſten tragen. Wer wird ſich darauf einlaſſen?

So iſt in Südafrika ſchon jeder kleine Haushalt auf die Farbigen angewieſen, wie viel mehr noch ein Rieſenbetrieb wie der, mit welchem ich mich in Holgersfontein abzufinden hatte. Von der Art, wie ein Farmer ſeine farbigen Arbeiter zu nehmen weiß, hängt ſein Erfolg ganz und gar ab. Mir ſcheint es, daß die Buren hier den Engländern weit überlegen ſind. Inſtinktiv trifft der Bur dem Farbigen gegenüber den richtigen Ton. Sieht man in eine Burenwirtſchaft hinein, ſo findet man die Eingeborenen willig, fleißig, beſcheiden und ſogar anhänglich. Bei den Engländern ſind ſie frech, gewalttätig, faul, eingebildet und in jeder Beziehung unzuverläſſig. Man hat den Buren von engliſcher Seite oft vorgeworfen, daß ſie gegen die Farbigen unmenſchlich und grauſam ſeien. Nun iſt ja nicht zu leugnen, daß der Bur dem Eingeborenen gegenüber recht brutal werden kann, wenn er auf Böswilligkeit und Tücke ſtößt, im allgemeinen aber werden die Farbigen auf den Burenfarmen nicht roh behandelt, ſie lernen nur Diſtanz halten und ſich fügen.

Gute Behandlung und Rückſichten, wie ſie in der Heimat dem Arbeiter zu teil werden ſollen, faßt der Nigger falſch auf, er hält das für Schwäche, über die er ſich luſtig macht, und die ihn zu Ausſchreitungen ermutigt. Nichts iſt verfehlter, als das Herz dieſer Leute gewinnen zu wollen, das gelingt dem Weißen doch nicht, einen treuen Diener kann er ſich nur durch unnachſichtliche Konſequenz und ſtrengſte Gerechtigkeit erziehen. In einem Lande, wo die Eingeborenen noch ſo ſehr in der Ueberzahl ſind, wie in Süd-Afrika, muß der Weiße dem Farbigen als ein höheres Weſen erſcheinen, ſonſt ſetzt er auf die Dauer nicht nur ſeine eigene Exiſtenz, ſondern alle Erfolge aufs Spiel, welche die Kultur einer höherſtehenden

Minorität in Jahrzehnten errungen. Den Kaffer für gleichberechtigt erklären, heißt, ihm das Land preisgeben, das dann ja von Rechts wegen das seine wäre, weil seine Ansprüche auf dasselbe älteren Datums sind.

Nur in dem Bewußtsein des Kulturträgers liegt die Berechtigung des Weißen, hier der Herr zu sein. Gewiß legen ihm die Herrenrechte auch Erzieherpflichten auf, aber ebensowenig, wie man einen elfjährigen Jungen in die Geheimnisse des Staatsrechts einweiht, darf man dem Eingeborenen mit den Konsequenzen religiöser und ethischer Prinzipien kommen, ebensowenig wie ein kleiner Junge vertragen kann, als Erwachsener behandelt zu werden, wüßte der Eingeborene mit seiner Gleichberechtigung etwas anzufangen. Wie Kinder es annehmen müssen, wenn die Erzieher ihnen sagen: „Du hast das zu tun!", auch wenn sie nicht einsehen, warum sie es zu tun haben, so die Eingeborenen, die ja nichts weiter sind als große Kinder. Sie dürfen sich nicht daran gewöhnen, zu einem Befehl eine Erklärung haben zu wollen, sie müssen dem Weißen zutrauen, daß er weiß, was er will, und warum er es will. Sie müssen ganz allgemein glauben, daß man auch ihr Bestes im Auge hat. Ihnen diesen Glauben einzupflanzen, ist sehr schwer, aber es muß das Ziel eines jeden sein, der ihnen befehlen will. Befehlen können ist an sich schon eine Kunst, das Kommando über eine große Anzahl eingeborener Arbeiter richtig zu handhaben, ist aber wohl das schwerste, was es gibt. Es gehört erstens eine natürliche Befähigung dazu, dann aber auch eine eiserne Selbstzucht, viel Geistesgegenwart und scharfes Nachdenken. Ein Befehl, der einem Eingeborenen einmal erteilt worden ist, muß durchgeführt werden, und müßte man sein eigenes Leben und das des Beauftragten daran wagen. Unter solchen Umständen aber ist es Pflicht, sich lieber dreimal vorher von der Durchführbarkeit eines Befehles zu überzeugen, ehe man ihn erteilt. Ist befohlen worden, dann läßt sich das nicht wieder zurücknehmen, nicht mit einem Scherzwort abtun, dann muß man eben die Konsequenzen tragen.

Um aber sich und seine Befehle durchsetzen zu können, darf der Weiße sich vor dem Farbigen niemals etwas vergeben. Wer unter Farbigen lebt, muß sich klar machen, daß er „toujours en vedette" ist. Nur ein streng moralischer Lebenswandel kann dem weißen Herrn seine Autorität erhalten; im Moment, wo der Kaffer ihn davon abweichen sieht, ist es um das Prestige geschehen. Das harmlose „Gläschen über den Durst" kann dem Farmer, der es nicht verträgt, eventuell mehr schaden als ein Schwarm Heuschrecken oder ein Viehsterben. Man darf auch nie glauben, daß der Ein-

geborene etwas nicht herausmerke. Abgeſehen von den ererbten Anlagen, macht ihn ſchon ſein eigenes Leben zum ſcharfen Beobachter, vor dem ſich nicht ſo leicht eine Schwäche verbergen läßt. An und für ſich iſt er wohl geneigt, in dem Weißen den „Übermenſchen“ zu ſehen, aber wie leicht kann dieſer Glaube in ihm erſchüttert werden. Ich habe ſpäter viel und oft mit Eingeborenen verkehrt, aber je beſſer ich ihren Charakter kennen lernte, deſto vorſichtiger bin ich geworden. In Matabeleland, wo ich oft tagelang nur von ein paar „Boys“ begleitet, jagte, habe ich mir ſogar manchen Schuß verſagt, weil ich nicht ganz ſicher war, zu treffen. Im Oberbruch liegt

verflucht wenig daran, wenn einmal eines der mit Recht ſo beliebten Löcher in den blauen Äter geht und die Ente luſtig weiterzieht. Wo der Weiße aber im Herzen Afrikas die Flinte anlegt, da muß das Wild fallen; dann kann man auch ruhig mitten unter den Farbigen ſchlafen, ſie werden einem niemals etwas zu Leide tun.

Da man das Ehrgefühl bei den Farbigen ſehr ſchwer wecken kann, ſo muß man zunächſt verſuchen, den Ehrgeiz oder doch wenigſtens die Eitelkeit in ihnen zu kitzeln, und darauf ging die Methode hinaus, deren ich mich in Holgersfontein bediente. So ſchuf ich bevorzugte Poſten, wie die der Oberhüter, die wöchentlich einige Schachteln Schwefelhölzer und etwas Tabak mehr bekamen, aber

abgesetzt wurden, sobald sie ihre Obliegenheiten nicht zur Zufriedenheit erfüllten. Diese Obliegenheiten bestanden in einer Kontrolle über einen Weidebezirk, über den sie mir stets berichten mußten, wenn ich vorbeiritt. Ich sah dabei streng darauf, daß sie eine anständige, stramme Haltung einnahmen, sobald sie an mein Pferd herantraten, und konnte auch bald konstatieren, daß ihnen das Melden ein Vergnügen machte, weil es ihnen den anderen Hirten gegenüber ein gewisses Air gab. Zu Hause arbeitete ich mir ein genaues Register über alle Weidebezirke aus, in das ich jeden Zuwachs und alle Abgänge genau eintrug.

So dauerte es nicht lange, bis ich einige Übersicht gewonnen hatte. Durch liebenswürdiges Entgegenkommen und gelegentliche Aufmerksamkeiten gewann ich unsere Pächter, denen ich manchen praktischen Rat verdankte. Frau Holgers suchte ich für die Hühnerzucht zu interessieren, welche im Freistaat noch recht rentabel ist. Wir hatten zwar in Holgersfontein einen kleinen Hühnerhof, aber die Schlangen und Marder hatten da stets so große Verwüstungen angerichtet, daß die Holgers allmählich die Freude daran verloren hatten. Mittelst Zement und Stacheldraht gelang es indes, die Hühner vor ihren Feinden zu schützen; bei Frau Swanepool und anderen Pächtersfrauen kaufte ich eine größere Anzahl Bruthennen und aus Natal ließ ich einen prächtigen Hahn kommen.

Mit dem Buttern gab es nach wie vor viel Ärger, unser Absatz in Smithfield blieb gering, dafür glückte mir aber ein anderes Experiment. In den ungarischen Pußten hatte ich oft gesehen, wie die Hirten eine sehr schmackhafte Käseart bereiteten. Anfangs wollten die Damen von meinem Rezept nichts wissen, auf mein gutes Zureden hin versuchten sie es aber doch damit, und die Sache gelang über Erwarten gut. Es dauerte nicht lange, und in Smithfield riß man sich um unseren Käse.

Sehr wenig Freude erlebte ich am Ackerbau, und es wurde mir auf Holgersfontein denn auch bald klar, warum die Buren für die Kultivierung ihrer Felder sehr wenig übrig haben. Als ich auf der Farm ankam, sah die Saat sehr gut aus. Nach drei schweren Mißernten leuchtete die Hoffnung auf ein besseres Jahr. In Smithfield allerdings lachte man über meinen Optimismus, und die Leute hatten recht gehabt. Zunächst hatten wir sechs Wochen lang keinen Tropfen Regen, dann kam plötzlich ein Wolkenbruch, der die Dämme des Caledon niederriß, die kleinen Spruits zu reißenden Flüssen anwachsen ließ und um ein Haar unsere ganze Farm weggeschwemmt hätte. Von diesem Ereignis werde ich noch später zu berichten

haben. Die Ernteaussichten waren schon recht trübe, als eines Tages die Luft sich verfinsterte und ein Schwarm Heuschrecken ganze Kilometer des besten Bodens bedeckte. Was die Heuschrecken noch übrig ließen, holten dann die Affen, die rudelweise aus dem felsigen Gestein hervorkamen und den Mais mit ihren langen Armen gleich büschelweise ausrissen. Wir schossen Dutzende von ihnen nieder, aber am nächsten Morgen waren immer wieder neue da. Wir wehrten ihnen schließlich nicht mehr, als sie den letzten Rest unserer Hoffnung in die Berge trugen.

Mit derartigen Zwischenfällen hat der Bur Jahr für Jahr zu rechnen, da ist es schließlich kein Wunder, wenn es ihn nicht mehr freut, im Schweiße seines Angesichtes seinen Acker zu bestellen. Bei der Viehzucht, wie sie der Bur betreibt, ist die Mühe viel geringer. Das Vieh sorgt für sich selbst, Pferde, Kühe, Schafe und Rinder leben jahraus jahrein auf dem Veldt, sind anspruchslos und kommen mit wenigem aus, wenn sie auch freilich im Winter allesamt jämmerlich dürr aussehen. Der schlimmste Feind des Farmers sind die Viehseuchen, die oft ganze Herden in einer Nacht hinraffen. Die „Pferdekrankheit" ist vom südafrikanischen Feldzug her auch in Europa bekannt, es übersteht sie nur ein geringer Prozentsatz. Die geheilten nennt man „salted horses" — gesalzene Pferde, — sie werden nie zweimal von der Krankeit befallen und müssen daher sehr hoch bezahlt werden. Man erkennt sie an den Stichelhaaren, da durch die Medizin die Rappen einzelne weiße, die Schimmel einzelne schwarze Haare bekommen, sodaß ihr Fell meliert aussieht. Unter den Schafen wütet hauptsächlich die Räude und die Dyssenterie, an welcher vor allem die Lämmer massenweise sterben. Dazu kommen noch die Diebstähle, zu welchen sich arme Buren mit den Kaffern eines Farmers verbünden.

Wie schwer es ist, eine große südafrikanische Farm zu bewirtschaften, davon mag die folgende Schilderung einer Tagesarbeit in Holgersfontein Zeugnis ablegen. Um vier Uhr morgens stieg ich gewöhnlich zu Pferd. Zunächst gings hinaus auf das Feld, wo die Kaffern mit größter Gemächlichkeit die Ochsen zusammentrieben, um sie ins Joch zu spannen; dabei machen sie gewöhnlich allerlei Kindereien und müssen erst tüchtig angeschrieen werden, ehe sie begreifen, daß sie nicht zum Privatvergnügen da sind. Werden dann die Ochsen gezählt, so fehlen gewöhnlich mehrere, und einige Burschen auf flinken Basutoponies müssen sich auf die Suche machen. Es dauert etwa eine Stunde bis die Arbeit notdürftig im Gange ist, dann übernimmt einer von unseren jungen Buren die Aufsicht, und ich

reite weiter mit dem ſicheren Bewußtſein, daß Frühſtückspauſe gemacht wird, ſobald ich außer Sehweite bin. Die Pauſen ſpielen bei den Kaffern eine große Rolle; wenn ſie wirklich einmal eine Stunde gearbeitet haben, jammern ſie wie die Kinder und wollen „rüſten.“ Zehn Kaffern leiſten denn auch, werden ſie nicht ſcharf beaufſichtigt, gemeinſam knapp die Arbeit, die in Deutſchland ein alter Bauer allein bewältigt. Vom Maisfeld gehts zu den Pferden; man kann ruhig „der Naſe nach“ reiten, und dichte Schwärme von Aasgeiern geben einem ſchon aus der Ferne das beruhigende Gefühl, daß wieder eins von den Tieren das Zeitliche geſegnet hat. Zwei Burſchen werden zurückgelaſſen, um den Kadaver zu verſcharren, die Stuten und Füllen werden gezählt und raſch unterſucht, ob ſie etwa krank ſind. Dann gehts zu einem entfernten Außenwerk, wo ein junger Bur mit ſeiner Frau ausſchließlich Hühnerzucht treibt. Er iſt mit einem anſtändigen Prozentſatz am Gewinn beteiligt und gibt ſich viel Mühe, trotzdem macht er jeden Morgen ein jämmerliches Geſicht, er hat mit zu viel Schwierigkeiten zu kämpfen. Die importierten Hühner gehen an der Kolik zu Grunde, die ſchönſten Hennen werden von den Schakals abgefangen uſw. Heute iſt wieder eine Schlange in den Hühnerhof eingebrochen und hat die ſämtlichen Eier geholt, mit denen gewöhnlich ein hübſcher Gewinn erzielt wurde. Jammernd ſtehen die Kaffernweiber um den Stall herum, alle mit großen Stöcken bewaffnet. Ein kleiner Boy zeigt mir das Loch, durch welches die Schlange in den Boden verſchwunden iſt. Ich laſſe Werkzeuge herbeiholen und den Gang aufbrechen, die Kaffern, die große Angſt vor Schlangen haben, ſind zu dieſer Arbeit nicht zu bewegen, ſo muß ich ſie zuſammen mit dem jungen Bur ſelber tun. Endlich iſt die Schlange gefangen und totgeſchlagen, und die Kaffern werfen ſie triumphierend ins Feuer, für ein paar Tage bleibt der Hühnerſtall verſchont.

Inzwiſchen iſt es faſt Mittag geworden, und auf die weite Ebene brennt die Sonne mit mitleidsloſer Glut, nachdem man noch ein paar Stunden vorher ganz gut einen Pelzmantel hätte vertragen können. Bei einer benachbarten Burenfamilie nehme ich den Imbiß. Es ſind nette Leute und verhältnismäßig wohlhabend. Der Alte hat noch den großen „Trek“ mitgemacht und erzählt gerne davon, wenn man neben ihm auf der mit Pallahfellen bedeckten Bank ſitzt. Zahlreiche Jagdtrophäen, die das einſtöckige quadratiſche Häuschen zieren, deuten auf eine Zeit hin, in der der Freiſtaat noch wildreicher war als heute, wo ein paar Springböcke, hie und da eine Antilope und ſelten einmal ein Gnu, das einen prachtvollen Braten

abgibt, das einzige jagdbare Wild ſind. Die gemeinſamen landwirtſchaftlichen Sorgen, die Auktionen, welche in der nächſten Zeit ſtattfinden, wohl auch die letzten Neuigkeiten vom Präſidenten Stejn und dem Volksraad in Bloemfontein ſind unſer Hauptgeſpräch. Manchmal, wenn ich länger Zeit habe, muß ich den vier hübſchen Töchtern des Hauſes von Europa, von London und vor allem von Paris erzählen, wovon ſie nie genug hören können. In der Jugend ſind die Burenmädchen meiſt ſehr ſchön, mit langen blonden Haaren und prachtvollen Augen, dabei herrlich gewachſen und in jedem Sport bewandert. Später werden ſie dick und unbeweglich. Ihre Bildung iſt ebenſo wie die ihrer Männer, meiſt ſehr gering. Von Schulen kann bei den großen Entfernungen nicht die Rede ſein, ſo wird eben irgend ein durchreiſender Holländer als Hauslehrer angenommen. Hat man Glück, ſo bringt er den Kindern das Einmaleins und das Alphabet bei. „Euch ſo weit auszubilden, daß Ihr Zeitungen leſen, Briefe ſchreiben und Eure Bücher führen könnt, muß ich Euch ſelbſt überlaſſen," hörte ich einmal einen zu ſeinen Schülern ſagen, nachdem der „Kurs" beendet war. Nun, Minchen und Pinchen haben dieſe Weisheit gewöhnlich ebenſowenig nötig wie Hans und Jürgen.

Als ich meine Wirte wieder verließ, hatte die Hitze nachgelaſſen, zwei Stunden mußte ich noch die Arbeit auf den verſchiedenen Feldern inſpizieren und die Dämme der kleinen Spruits unterſuchen für den Fall, daß Regen kommen ſollte, dann gings im Galopp nach Hauſe zum Mittageſſen, das meiſt um fünf Uhr eingenommen wird. Die Küchenfrage iſt für die ſüdafrikaniſche Hausfrau nicht ganz einfach. Das Fleiſch hält ſich nur wenige Stunden, die Butter zerläuft, da Eis nicht vorhanden, das Brot wird raſch hart, die Milch ſauer und die Getränke ſind lauwarm. Der Spätnachmittag gehört dem Obſtgarten, wo kleine Kaffernmädchen aufgeſtellt ſind, um mit Klappern die Vögel zu verſcheuchen. Abends gehts auf die Jagd. Die Schakale ſind dort, was bei uns die Füchſe, nur noch viel ſchädlicher. Durch Hunde werden ſie aus dem Bau herausgeholt und abgeſchoſſen, ihr Fell iſt unſcheinbar und zu nichts zu gebrauchen. Hyänen, Affen und ähnliches Raubzeug macht dem Farmer viel zu ſchaffen. Die ſpät hereinbrechende Nacht wird häufig noch zu irgend einer Exkurſion benutzt, um Kaffern oder weißes Geſindel beim Schafdiebſtahl zu ertappen. Die Molkerei beſorgen die Frauen, die auch das Brot backen und für das Hausgeſinde ſorgen. Freilich muß auch da oft der Mann mit kräftiger Hand eingreifen. Jeden Sonnabend erhalten die Kaffern ein Stück Seife und werden dann in den Bach getrieben, um ſich zu waſchen. Dabei kommen oft die drolligſten Szenen vor,

da die Kaffern ſehr waſſerſcheu ſind und ſich bis auf äußerſte ſträuben. Sonnabend Mittag wird die Poſt geholt, und der Sonntag gehört dann der Lektüre und der Korreſpondenz. Oft auch beſucht man an dieſem Tage befreundete Farmer, doch ſind die Entfernungen ſo groß, daß man nicht ſelten ſchon um Mitternacht abfahren muß, um zum Mittageſſen dort zu ſein. Auf jeder Farm muß natürlich Station gemacht werden. Der Farmer tritt heraus und fragt nach Neuigkeiten, ſeine Frau bringt Kaffee und Tabak, die Pferde werden getränkt und bereitwillig von den Jungen gefüttert. Faſt überall erhält man Aufträge für irgend einen Freund, an deſſen Farm man vorbeikommt, Briefe und Packete werden auf den Wagen gepackt. Die ſchlechten Wege machen derartige Fahrten zu einem zweifelhaften Vergnügen, die Landſchaft iſt ſehr monoton. Und doch haben auch dieſe weiten Ebenen ihren Zauber, die Sonne ſcheint nicht unterzugehen über dieſem Lande und ſeiner melancholiſchen Poeſie. Auf viele Meilen begegnet man oft keine Seele, und man kann ſich einbilden, daß man der Herr des Landes ſei, ſoweit das Auge ſieht und die Büchſe reicht.

9. Kapitel.

Der König von Smithfield.

Wenn mir auch manche kleine Freude meine anstrengende Tätigkeit verschönte, manche Erfolge mir beschieden waren, so mußte ich doch bald einsehen, daß es mir nicht gelingen würde, meinen Freunden wirklich etwas Dauerndes zu leisten, denn schon in den ersten Wochen tauchten Komplikationen auf, welche nicht nur die Position, die ich mir auf Holgersfontein gemacht, bedenklich erschütterten, sondern auch die ganze Existenz meiner Freunde sehr gefährdeten und mich lehrten, daß mit den Schwarzen in Süd-Afrika doch immer noch weit leichter auszukommen ist, als mit vielen Weißen.

In den ersten Tagen meiner Anwesenheit auf der Farm war ich naturgemäß nicht dazu gekommen, nach Smithfield zu fahren, ich kann auch gestehen, daß es mich nach den ersten Eindrücken nicht gerade dorthin zog. Nach einiger Zeit mußte ich indes einsehen, daß sich schon aus Geschäftsrücksichten ein regerer Verkehr mit dem Nachbarorte nicht vermeiden ließ, und deshalb entschloß ich mich einen wundervoll klaren Sonntag dazu zu benutzen, um den Honoratioren des Städtchens meine Aufwartung zu machen. Jimmy mußte seine schöne Livree anziehen, der „Spider" wurde aus der Remise gezogen, und um 8 Uhr fuhr ich los. Frau Holgers hatte

Sorge getragen, daß ich besonders korrekt Toilette machte, und es kamen mir mancherlei lustige Gedanken, als ich in dem schönen Gehrock von „Greenwood & Co." am Leicester Square und einem tadellosen „silkhat" über die südafrikanischen Felder fuhr.

Als ich noch mehrere Kilometer von Smithfield entfernt war, klang schon der Schall der Glocken zu mir herüber, welche zum Kirchgang einluden. Ueber dem Veldt lag es wie echte rechte Sonntagsstimmung, sogar die Sonne verhielt sich in dieser Morgenfrühe noch leidlich dezent, und die Luft war so unglaublich klar und rein, daß ich von einem Hügel herab, über den wir fahren mußten, die silbernen Fluten des Caledon in weiter Ferne schimmern sah. Endlich tauchte auch Smithfields rötlicher Kirchturm auf, dann mußten wir noch durch zwei Spruits hindurch, eine Böschung wurde von dem rosselenkenden Jimmy mit Grazie genommen, und hopp und hopp bogen wir auch schon in die Dorfstraße ein, an deren Ende die Kirche lag, welcher, frommer Burentradition gemäß, der erste Besuch in einer solchen Landstadt zu gelten hat.

Kaum schlugen aber die Hufe der Gäule auf das Pflaster auf, da wurden auch schon in den sauberen Häuschen wie auf Kommando die Fenster aufgerissen oder doch mindestens die Vorhänge zurückgezogen, und der „neue Holgersfonteiner" mußte vor hundert neugierigen Augen Revue passieren. In der Kirche gab es dann noch ein wahres Spießrutenlaufen. Die hübschen Burenmädels grinsten mich mit naivem Vergnügen an, während mir ihre Väter die Hände schüttelten, als ob sie junge Bäume aus der Erde reißen wollten. Eine Unmasse von Jürgens, Hänsen und Christians stellten sich wie eine breite Mauer um mich herum und beglotzten mich, als ob ich aus Barnums „greatest show on earth" entsprungen wäre, bis schließlich ein älterer Herr, der im Verhältnis zu diesen blonden Riesen klein genannt werden konnte, mit einem Fluchwort, das zu dem Vorsaal der Kirche wenig paßte, die ganze Gesellschaft bei Seite schob, sich breitbeinig vor mich hinstellte, mich mit einem Blick von Kopf bis zu Fuß musterte und mir dann mit einem jovialen Lächeln und einem deutschen „Guten Tag!" die Hand reichte. „Ich bin Walter Keller!" sagte er in einem Ton, in dem viel stolzes Selbstbewußtsein lag, „seien Sie willkommen in Smithfield".

Auch wenn ich nicht schon längst gewußt hätte, wer Walter Keller war, hätte mir dieser Mann und seine Art auf den ersten Blick zeigen müssen, daß ich es mit dem „König von Smithfield" zu tun hatte, der eine gewisse Berechtigung besaß, dem Fremden die Honneurs dieses Städtchens zu machen. Ja, der König von Smith-

field war Walter Keller und der größte Filou, der mir je begegnet iſt obendrein, aber dieſe letztere Entdeckung ſollte ich erſt ſpäter machen. Vorläufig zog mein neuer Bekannter und Landsmann meinen Arm durch den ſeinen, und ohne ſich irgendwie um die herumſtehenden Honorationen zu kümmern, wandelte er mit mir in der Vorhalle herum, erkundigte ſich nach den Holgers, nach der Farm, wo er bis ins kleinſte Beſcheid wußte, da er ſie früher einmal ſelbſt beſeſſen, oder, wie er damals noch behauptete, einmal auf ein paar Jahre gepachtet hatte; er forſchte mich auch nebenbei etwas über meine eigene Perſönlichkeit und Abſichten aus, aber alles eigentlich, trotz des gründlichen Examens, nicht mit neugieriger Zudringlichkeit, ſondern mehr in der Art eines väterlichen Freundes, der ſich in der Ferne für einen jungen Landsmann beſonders warm intereſſiert.

Inſtinktiv fühlte ich mich dieſer warmen Anteilnahme gegenüber etwas zur Abwehr gedrängt, und als ich nachher von meinem Kirchenſtuhl aus Kellers Phyſiognomie ſtudierte, dieſe ſeltſame Phyſiognomie eines Raubtieres, das einen Augenblick geſättigt und befriedigt vom Schmauſe ausruht, aber jederzeit wieder hungrig und dann doppelt gefährlich werden kann, da verſtärkte ſich meine Empfindung, daß man dem Manne gegenüber auf der Hut ſein müſſe. Das war indes garnicht ſo leicht, denn dieſer Landsmann konnte von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit ſein. Mit der treuherzigen Art des echten Biedermannes verband er die vollendetſten Manieren des weitgereiſten Weltbürgers, ſein Sarkasmus verriet einen ſcharfen und beweglichen Geiſt, er war in allen Sätteln gerecht, ſprach über Kunſt und über Stallfütterung, über Religion und Viehhandel, über deutſche Exportinduſtrie und franzöſiſche Halbwelt, über Löwenjagden und Shakeſpeare-Forſchung und das alles durchaus nicht in der geckenhaften Art eines dilettantiſchen Cauſeurs, man merkte, er ſchöpfte überall aus dem Vollen. Wie kam dieſer Mann, der im ſchöngeiſtigſten Pariſer Salon entzückt hätte, und den Sir Herkules Robinſon einſt den Heros der Kaffernkriege genannt hatte, nach Smithfield?

Ich mußte bei ihm zu Tiſch ſpeiſen, und da erzählte er mir dann hinterher bei einer Flaſche Mouton Rothſchild einiges aus ſeinem Leben. Er ſtammte aus einer ſehr guten hanſeatiſchen Patrizierfamilie, hatte eine ausgezeichnete Bildung genoſſen, ſpäter aber auf engliſchen Rennplätzen, in Pariſer Boudoirs und in den Spielhöllen von Homburg und Baden-Baden ſein Erbteil durchgebracht. Dann war er nach Auſtralien gegangen, wo er ein Vermögen gewonnen und wieder verloren hatte, was ihm in der Folge

noch in China, in Nicaragua, in Kanada und Brasilien passiert war, bis er schließlich in Afrika landete, in Rhodesia die Matabeles niederwerfen half, in Natal einen Zuckertrust zusammen brachte, den er selbst wieder sprengte, als ihm ein anderes Geschäft winkte. Zu guterletzt war er nach dem Freistaat gekommen, wo er überall kleine Kaffernläden begründete, die ihn wieder, und diesmal dauernd, zum Millionär machten.

In seinem gut eingerichteten Hauptladen konnte man alles kaufen, vom Harmonium bis zum Taschenmesser, von der Venusstatue, die gelegentlich auch als Heiligenbild Absatz fand, bis zum Gebetbuch: Pelzmäntel, Hosenträgern, landwirtschaftliche Maschinen und Pralinees. Besonders geschickt verstand Herr Keller mit den Buren umzugehen, die zum Kirchenbesuch ungefähr einmal im Monat nach Smithfield kamen und bei dieser Gelegenheit ihre sämtlichen Einkäufe besorgten. Er kannte alle bei ihren Vornamen, worauf sie großen Wert legen, schüttelte ihnen bieder die Hände und fragte nach dem Wohlergehen ihrer Familien, dann zog er sich wieder in sein Privatbureau zurück, von wo aus er den Laden genau überwachen konnte, und ließ den Bur selbst aussuchen, was er brauchte, lag doch alles, in kleineren und größeren Haufen aufgestapelt, offen da. Die „Qual der Wahl" ist bei den Buren ungewöhnlich groß, sie werden mit dem Aussuchen nur sehr schwer fertig. Gefällt ihnen ein Stück und fragen sie den im Laden bedienenden Verkäufer nach dem Preis, so ruft Herr Keller aus seinem Bureau heraus: „Ach, das ist für Hans Jürgen ja doch zu teuer!" Das ärgert dann Hans Jürgen und reizt ihn jedenfalls weit eher zum Kauf, als wenn ihm das betreffende Stück lebhaft angepriesen würde. Glaubt der Bur endlich alles, was er braucht, zusammen zu haben, dann verwickelt ihn Herr Keller noch einmal in ein längeres Gespräch, in dessen Verlauf er teils fragend, teils erzählend jedes einzelne Gebiet der Wirtschaft streift: „Wie siehts im Stall aus?" „Ach so, ich wollte ja noch ein paar Lederriemen mitnehmen!" erinnert sich Hans Jürgen. „Was machen die Schafe?" fragte Keller. „Nun hätte ich bald das Mittel gegen die Räude vergessen," fährt der Bur auf. „Viel Kartoffel dieses Jahr?" „Ja, pack nur noch ein paar Säcke auf, man kann nie wissen, ob man reicht!" usw. Der Bur schreibt sich nicht etwa alles auf einen Zettel, was er mitbringen will, sondern er muß durch derartige Unterhaltungen an jedes einzelne erinnert werden, und er schätzt den Kaufmann am höchsten, aus dessen Laden er herausgeht, ohne etwas vergessen zu haben. Kein Wunder, kommt er doch erst vielleicht in einem Monat wieder in die Lage, das

Verſäumte nachholen zu können, und in der Zeit wirft ihm ſeine Frau jeden Tag ſeine Nachläſſigkeit vor. Wenn das Geſchäft erledigt iſt, wird alles ſauber auf den vierrädrigen amerikaniſchen Wagen oder die zweirädrige „Kapkarre“ gepackt, auf welcher Hans Jürgen gekommen iſt, dann wird eine doppelte Rechnung ausgefertigt, die eine erhält der Bur, die zweite muß er durch ſeine Unterſchrift beſtätigen und Herr Keller legt ſie in ſeinen Kaſſenſchrank. Bar bezahlt wird faſt nie. Aber kurz vor Jahresſchluß kommt doch die Abrechnung. Dann fährt der Kaufmann mit einigen kräftigen Jungens von Farm zu Farm. Bargeld gibts natürlich nicht, aber der Bur gibt Wolle und Mais, manchmal Kartoffeln und Tabak in Zahlung und wo das nicht ausreicht, muß er ſich eben von einem Teil ſeines Viehbeſtandes trennen. Herr Keller iſt unbarmherzig, und er muß es ſein, will er nicht in zwei Jahren bankrott werden. Selbſtverſtändlich muß der Kaufmann über die Kreditwürdigkeit jedes Einzelnen genau unterrichtet ſein, leiht er doch nicht ſelten auch bares Geld aus, wo Neuanſchaffungen nötig werden, die er nicht vermitteln kann. Zwölf Prozent iſt der Durchſchnittszinsſatz; das klingt nach Wucherzinſen, iſt aber nicht ſo unberechtigt in einem Lande, wo alles von Sonne, Wind und Regen abhängt, und das Riſiko deshalb ſehr groß iſt. Oft muß der Kaufmann irgend eine entfernte Farm unter ſehr ungünſtigen Umſtänden kaufen, will er nicht all ſein Geld verlieren, und dadurch iſt er meiſt auch der größte Grundbeſitzer in der Umgebung.

Walter Keller war nicht nur ſelbſt ſehr tüchtig, er beſaß auch eine Frau, die zwar mehr als zwanzig Jahr jünger war als er, ihm aber an Energie und Geſchäftstüchtigkeit nichts nachgab, ſeinen Haushalt brillant führte, ihn oft auf ſeinen gefährlichen Reiſen in die Reſervatgebiete der Baſutos begleitete und der Schrecken aller Farbigen auf zehn Meilen im Umkreis war, da ſie ſich nicht ſcheute, den längſten Kaffernbengel mit der Reitpeitſche derartig durchzuprügeln, daß er nicht mehr ſtehen konnte. Walter Keller beſaß das ſchönſte Haus in Smithfield und ſicher auch das gemütlichſte; ſo ſchlechte Erfahrungen ich auch ſpäter mit dem Landsmann machte, die anregenden Stunden, die ich mit ihm und ſeiner Gattin verbrachte, werden mir jederzeit unvergeßlich bleiben. Mit kurzen trockenen Bemerkungen charakteriſierte mir Keller die Smithfielder Honoratioren: den halbvertroddelten Landvogt, der ſich von dem „König“ ſeine Schulden bezahlen und ihn dafür den Diſtrikt regieren ließ, nachdem er ſich in zwanzigjähriger Dienſtzeit um das bischen Verſtand getrunken, das er früher, unverbürgten Gerüchten

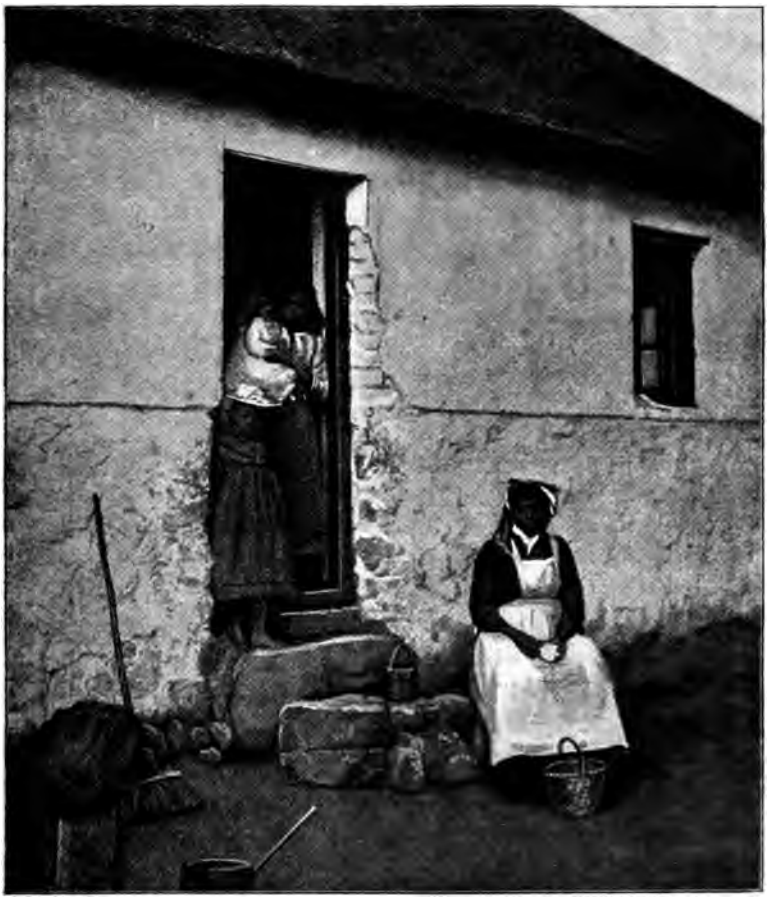
zufolge, beſeſſen haben ſollte, den Pfarrer, der zugleich Teilhaber an der Dorfapotheke war, in welcher den Kaffern der Schnaps in Medikamentenform verkauft wurde, den alten Dr. Delafoſſe, der ſein Geld zu 30 Prozent an die Buren auslieh und die Güterſchlächterei im Großen betrieb, den jungen Dr. Wend, der ein ſo eifriger Chirurg war, daß er ſchon an eine Operation dachte, wenn man nur über Augenſchmerzen klagte, den Feldkornet, der als Anreißer bei den Auktionen mitwirkte, den Tierarzt, der beim Kartenſpiel die Volte ſchlug und nur die Ställe derjenigen für verſeucht erklärte, die ihm nicht ein reichliches Löſegeld geben konnten — — und ſo fort mit Grazie. Bei näherer Bekanntſchaft mit den Ehrenmännern, denen ich der Reihe nach meine Aufwartung machte, konnte ich mich davon überzeugen, daß Keller wirklich nicht allzuſehr übertrieben hatte. Aber ſchade nur, daß es in Smithfield keinen gab, der Keller ſo ſcharf zu charakteriſieren vermochte, wie er ſeine Mitbürger. Er hätte mir manche böſe Erfahrung erſparen können, die ich nachher gemacht habe, trotzdem ich meiner Natur nach nicht gerade vertrauensſelig bin. Aber Walter Keller war „plus fort que moi“; in dem Kampf, den ich im Intereſſe meiner Freunde mit ihm zu führen hatte, bin ich unterlegen.

Eines Tages erwiderte Keller meinen Beſuch in Holgersfontein. Da ſich ſeine Frau darauf kaprizierte, einen kleinen Spazierritt zu machen, ſo blieb mir nichts weiter übrig, als ihr unſere Felder zu zeigen, wobei ſie mich durch ihre geiſtreiche Konverſation ſo zu feſſeln wußte, daß wir erſt nach zwei Stunden wieder zurückkehrten. Keller hatte inzwiſchen mit Erwin und den Damen „verſchiedenes Geſchäftliche“ beſprochen. Mir ſchwante nichts Gutes, als Erwin, der faſt nie nach Smithfield kam, Keller verſprach, ihn am nächſten Tage dort aufſuchen zu wollen, um das Geſchäftliche „in Ruhe“ weiter zu erörtern.

Wenn Erwin Holgers mit Walter Keller Geſchäfte machte, dann brauchte man keine Sehergaben zu haben, um zu wiſſen, was dabei herauskommen würde Aber was konnte ich ſchließlich machen, Erwin war mündig, und wenn er in Keller ſeinen Freund ſah, obgleich er mehr als ein Dutzend mal mit ihm hineingefallen war, ſo war das im Grunde ſeine Sache.

In den nächſten Wochen ereignete ſich indes manches, wozu ich im Intereſſe der Freunde nicht ſchweigen konnte. Zunächſt kaufte Erwin in Kellers Geſchäft eine höchſt unpraktiſche, aber hübſch angeſtrichene amerikaniſche Säemaſchine und für mehr als tauſend Mark Stacheldraht, um ein Fenz zu legen, das vollſtändig über-

flüſſig war. Die Krankheit ſchien plötzlich überwunden, und Erwin entwickelte eine geradezu fieberhafte Tätigkeit, er griff ein Dutzend verſchiedene Dinge gleichzeitig an, machte viele meiner Ordres rückgängig, ohne mir das auch nur mitzuteilen, ſodaß ich mehrfach



die Farbigen ganz ungerechter Weiſe beſtrafte, war dabei viel in Smithfield und hatte an allem, was ich tat, etwas auszuſetzen. Auch ſeine Mutter und ſeine Frau hatten ihr Benehmen mir gegenüber geändert, und da ſie ſich auf alles beſſer verſtanden, als auf die Heuchelei, ſo konnte ich unſchwer merken, daß etwas zwiſchen uns getreten war.

Eines Abends rückte Erwin mit dem Plane heraus, zu dem Pferdemarkt nach Bethulie zu fahren, ich würde ja wohl so freundlich sein, ihn einige Tage, „so gut es ginge“, zu vertreten. Diese Form war eine direkte Ungezogenheit, da ich seit meiner Ankunft die Farm ganz allein bewirtschaftete, die Bücher führte, und jedenfalls bei ihm keine Unterstützung gefunden hatte. Ich wußte aber, daß Keller aus ihm sprach, dem, wie mir immer klarer wurde, meine Anwesenheit auf Holgersfontein ein Dorn im Auge war, und schwieg deshalb. Erwin nahm trotz meines Einspruches das schönste Reitpferd, den „Hektor“, ferner den alten Schimmel, den immer seine Mutter fuhr und der noch ein sehr nützliches Pferd war, und außerdem den Deckhengst mit nach Bethulie. Da er von Pferden gar nichts verstand, so war ich nicht wenig besorgt wegen des Handels, der dort wohl zustande kommen würde; aber trotzdem war ich einfach „platt“, als das Ehepaar zurückkam. Das kostbare junge Halbblut war ohne jeden Grund gegen einen Falben umgetauscht worden, der seine fünfzehn Jahre auf dem Buckel hatte, und den schon die letzten zwanzig englischen Meilen ganz fürchterlich mitgenommen hatten. Die Buren sind groß im „Zurechtmachen“ geringwertiger Pferde. Der Falbe mochte sich in Bethulie ganz gut ausgenommen haben, und Erwin war auf ihn hereingefallen. Kann vorkommen! Unfaßlich war mir indes, daß er den Schimmel für 150 M. und den Deckhengst für 600 M. verkauft, dafür aber einen anderen Deckhengst sich für 1800 M. hatte aufhängen lassen, dem nicht nur jedes Exterieur, sondern auch jedes Temperament fehlte.

Ich konnte ein bitteres Lachen nicht unterdrücken, als Erwin nach meiner Ansicht über seine Käufe fragte. Darüber kam es zu einer sehr erregten Szene, in deren Verlauf ich erklärte, Erwin scheine ja nun wieder so weit zu sein, um alleine „weiterzuwursteln“, und ich könnte deshalb keinen Grund finden, länger in Holgersfontein zu bleiben. Ich hatte die Sache satt, so leid es mir tat, von dem neuen Wirkungskreis, in dem ich die Lust zur Arbeit wiedergefunden hatte, zu scheiden. Es kam jedoch zunächst noch nicht dazu. Die Strapazen der Reise, die Aufregung und wohl auch das Gefühl, einen bösen „Blunder“ gemacht zu haben, wirkten zusammen, um bei Erwin einen erneuten Rückfall seines Lungenleidens herbeizuführen, Frau Holgers bat mich, wenigstens noch eine Weile auszuharren, und ich mochte die Freunde in dieser Lage nicht verlassen. In einer ruhigen Stunde setzte ich Frau Holgers auseinander, was ich von Keller und seinem Einfluß auf Erwin hielt, und als am anderen Tage Besucher aus Smithfield fragten, wieso plötzlich Keller

den „Hektor“ reite und seine Frau den Schimmel fahre, war die alte Dame über diesen Streich des „Freundes“, der ihrem Sohne angeraten, seine schönen Pferde zu verkaufen, um sie durch einen Strohmann an sich bringen zu können, so außer sich, daß sie versprach, künftig zu mir zu halten.

Die Nacht, die auf diesen Tag folgte, ist tief in meine Erinnerung eingegraben. Schon um 5 Uhr nachmittags war infolge des andauernden Regens der „Dam“, wie die Buren die Teiche nennen, welche auf den Farmen als Wasserreservoir dienen, so beängstigend angeschwollen, daß eine Überschwemmung drohte, die für Holgersfontein um so gefährlicher war, als dort der Hauptdam gerade oberhalb des Farmhauses lag, das eine Überschwemmung sofort unter Wasser setzen mußte. Um sechs Uhr entlud sich nun unter fürchterlichem Donnergepolter, während die Blitze den ganzen Himmel wie ein schwefliges Feuermeer erscheinen ließen, ein echt afrikanischer Wolkenbruch. Im Nu war die Überschwemmung da; wahre Sturzbäche klatschten auf das Dach unseres Hauses, und die Fluten drangen in die Keller ein und drohten alles mit sich zu reißen. Ich ließ sofort die große Alarmglocke läuten, welche alle Arbeiter nach dem Farmhaus rief und sandte einen reitenden Boten nach Smithfield um Hilfe.

Plötzlich stand der Inspektor vor mir, leichenblaß mit schlotterndern Knieen: „Herr, die Dämme drohen einzubrechen!“ Das war eine schöne Bescheerung. Im Hause der schwerkranke Mann und die zwei Damen, unten auf der Weide die Pferde, Ochsen und Schafe, die rettungslos ersaufen mußten, wenn das Äußerste nicht abgewendet werden konnte; und über uns das blitzzerrissene Firmament, das kein Mitleid kannte. Um uns trieben schon die Hühner im bunten Durcheinander mit Brennholz, Ratten, einer Katze, die kläglich miaute und einem Ferkelchen, das ich gerade noch retten und durch das Fenster in den Salon werfen konnte, wo es für den Moment geborgen war. Durch den Regen kamen in fliegender Hast auf ungesattelten und ungezäumten Pferden dunkle Gestalten angejagt; es waren die farbigen Arbeiter, welche auf das Alarmsignal hin auf das erste beste Pferd geklettert waren, mindestens eben so sehr von der Angst, als von Gehorsam und Hilfsbereitschaft getrieben. Die Kerle waren vollständig demoralisiert. Mit dem Revolver in der Hand mußten der Inspektor und ich sie in Trupps einteilen und an die Arbeit schicken.

Wir formierten zwei Kommandos. Das eine sollte unter dem Inspektor das Vieh in Sicherheit bringen, das andere mir helfen,

den Dambruch abzuwehren. Ach, es schien mir wenig Aussicht zu sein, daß diese Aufgabe mir gelingen würde! Als ich indes den Schaden näher besah, konnte ich mich überzeugen, daß der wichtigste Dam noch mehrere Stunden halten würde, mochte es kommen, wie es wolle. Inzwischen mußte der andere Dam eingerissen werden, um die Wasser nach einer Bergschlucht abzulenken, in denen sie weniger Schaden anrichten konnten. Es waren Augenblicke fürchterlicher Spannung, als die Kaffern zu meutern drohten, nachdem zwei bereits von den Fluten weggerissen waren. Mit Nilpferdpeitsche und Revolver mußten sie ins Wasser hineingetrieben werden, die armen Kerls, aber es half nichts. Todesangst ergriff mich, als ich hörte, wie unten der Inspektor einen Schuß nach dem anderen aus seinem Revolver abgab. Sollte er nicht mit seinen Leuten fertig werden können?

Endlich, der Morgen graute schon, und der Regen ließ nach, da kamen die Smithfielder, Keller voraus auf unserem „Hektor", aber ich habe ihm in dieser Stunde manches verziehen. Er hatte zwei Dutzend Weiße und 600 Basutos mitgebracht, unterwegs hatte er alle Kraals mobilisiert, und wie hatte er die Leute in der Hand! Aber rücksichtslos sauste auch seine schwere Nilpferdpeitsche auf die schwarzen Kerle nieder, die sich lieber in den Abgrund gestürzt, als gegen ihn aufgelehnt hätten. Er gehörte zu den Leuten, die mit jeder Aufgabe wachsen, die an sie herantritt; es war bewundernswert, wie er zu organisieren verstand und an zehn Stellen zugleich zu sein schien. Um Mittag war die Arbeit getan und die Gefahr abgewandt. Ich stürzte eine halbe Flasche Cognak hinunter, da ich mich sonst nicht mehr hätte im Sattel halten können, dann schickte ich den Inspektor zu Bett, der immer über seine eigenen Beine stolperte, und machte mit Keller einen Ritt um die Farm.

Es sah bös, sehr bös aus, und Monate würden vergehen, ehe all der Schaden wieder repariert werden konnte. „Holgers wird in der nächsten Zeit kein Geld haben, um Stacheldraht und amerikanische Maschinen zu kaufen!" bemerkte ich etwas spöttisch zu Keller. Der maß mich mit einem langen Blick, dann hielt er plötzlich seinen Gaul an und fragte mich: „Wollen Sie in mein Geschäft eintreten, biete Ihnen schönen Posten an, 500 Pfund Jahresgehalt, wie denken Sie darüber?" — Ich mußte lächeln: „Würden Sie sich als junger Mann gerade einen Chef ausgesucht haben wie Herrn Walter Keller?" — „Hm, ich weiß nicht, ich gefalle Ihnen also nicht?" fragte er spöttisch. — „Sehr sogar, Herr Keller, ich glaube, man kann viel von Ihnen lernen, aber vielleicht mehr noch, wenn man gegen Sie

kämpft, als wenn man mit Ihnen arbeitet. Ich habe dieſen Grund und Boden gegen Sie zu verteidigen, und ich werde ihn verteidigen!“ ſagte ich leichthin. — „Haben Sie öfters Halluzinationen?“ entgegnete er ſarkaſtiſch. — „Durchaus nicht, Herr Keller. Sie haben an Erwin Holgers das Schaf gefunden, das Sie ſcheeren wollen.“ — „Alſo Sie erklären Ihren Freund für ein Schaf — hm! Da können Sie vielleicht ſogar recht haben“, und plötzlich wurde er lebhaft: „Hören Sie, der Holgers kann ſich auf ſeiner Klitſche ja doch nicht halten, Sie müſſen das längſt erkannt haben. Sie arbeiten hier für die Katze, und niemand dankt es Ihnen. So vernünftig Sie die Sache angefangen haben, Sie hätten zwei Jahre früher kommen müſſen.“ — „Das wäre vielleicht beſſer geweſen, aber der Hauptfehler war auch ſchon damals gemacht!“ — „Und der war nach Ihrer Anſicht?“ fragte er lauernd. — „Daß Erwin Ihnen vertraut hat, daß er ſich von Ihnen dieſe Farm aufhängen ließ.“ — „Sie ſind toll, die Farm hat mir nie gehört!“ — „Sie hat Ihnen gehört, Ihr Herr Kingsley iſt ein Strohmann.“

Wir waren inzwiſchen in einen kleinen Hain angekommen, der umzäunt war und ein Grabmonument barg; Keller deutete mit der Reitpeitſche in der Richtung des Denkmals. „Hier iſt Kingsleys Frau begraben.“ — „Sie hat meiner Anſicht nach nie gelebt und kann infolge deſſen auch nicht begraben worden ſein.“ — „Und dieſes Grab?“ — „Iſt ein Kenotaphion (Scheingrab), Sie wiſſen doch, was das iſt, Herr Keller?“ — „Wundervoll, Ihre Phantaſien, der reine Roman! und wer, ſagen Sie mir, ſollte an ſolchem Humbug Intereſſe haben?“ — „Sie, Herr Keller, denn wo das Denkmal ſteht, iſt vor Jahren auf Diamanten gemutet worden. Sie haben dieſe Farm mit Ausſchluß des Hains, den Sie angepflanzt, an Holgers verkauft, weil Sie die Chance nicht aus der Hand geben wollten, die blaue Erde eines Tages auszubeuten, und haben die Pietätskomödie aufgeführt, um Erwin zu täuſchen.“ — „Sehr fein ausgedacht!“ knurrte Keller. „Sie haben Ihren Monte Chriſto mit Erfolg geleſen.“ — „Nein, aber ich habe Mrimpha ausgefragt, der ſeit zwanzig Jahren dort drüben ſeine Hütte hat und dabei war, „wie Madame Kingsley begraben wurde“, bei Nacht und Nebel natürlich, höchſt ſchauervolle Sache“, lachte ich. — Über Kellers Miene ging ein Zug von brutaler Selbſtſicherheit. „Möchten wohl teilen, mein junger Herr? Nun warum nicht ſchließlich, kommen Sie dieſer Tage zu mir, wir wollen einen Kontrakt machen.“

Ich hielt es für das Geratenſte, für den Augenblick ſo zu tun, als ob ich einwilligte, und wir ſchieden ſchließlich in Frieden. Ich

kam mir sehr, sehr schlau vor, aber Herr Keller war schlauer. Einige Tage später erzählte ich Erwin die ganze Geschichte. Mrimpha, ein geriebener alter Basuto, wurde verhört und bestätigte, was er mir schon gesagt. Darauf kam ich mit Erwin überein, daß wir diese Gelegenheit benutzen wollten, um wenigstens wieder zu einem Teil des Geldes zu kommen, das Keller dem Freunde aus der Tasche gelurt, als er ihm eine ziemlich wertlose Farm für eine enorme Summe — ich erfuhr erst jetzt den wirklichen Kaufpreis — angedreht hatte. Erwin war plötzlich wieder gut Freund mit mir; er rieb sich vergnügt die Hände, als ich nach Smithfield fuhr. Dort machte Keller mit mir einen Kontrakt, demzufolge mir ein Viertel des Ertrages der Diamantmine gehören sollte. Einige Tage später berief er mich wieder nach Smithfield. Die Sache mit der Diamantmine habe sich herumgesprochen, behauptete er, wahrscheinlich habe Mrimpha jetzt, nachdem wir ihm die Zunge gelöst, geschwatzt. Aber das sei sogar in diesem Falle ganz gut gewesen. Ein sehr reicher, alter Bur wolle nun den einen Teil von Erwins Farm, den, in dem der Hain liege, kaufen, und zwar um einen verhältnismäßig hohen Preis.

Das war tatsächlich der Fall, und Keller machte mich denn auch mit dem Kauflustigen, einem Herrn Wessels, dem angesehensten Bur in Smithfield bekannt. Wessels sprach, solange Keller zugegen war, kein Wort von den Diamanten. Als er aber mit mir allein war, fragte er mich aus, und da erzählte ich ihm, was ich wußte. Nach der Rücksprache mit Keller konnte ich auch die Versicherung mitnehmen, daß „Herr Kingsley" den Hain gegen eine hohe Summe und die Überlassung eines Viertels des Ertrages der Mine an Wessels verkaufen würde. Keller behauptete, mit Rücksicht auf seinen Ruf über den Verkauf des Haines nicht persönlich verhandeln zu können, gab mir aber die Vollmacht des „Herrn Kingsley", die ihm früher der gute Landvogt besorgt hatte. Wessels wollte nun zuerst den Hain in Sicherheit bringen, da er den einen Teil der Farm ja nur kaufte, um Erwin zu täuschen. So schloß ich denn mittelst der Vollmacht des „Herrn Kingsley" das Geschäft ab. Kingsley, d. h. Keller, erhielt Bargeld und die Beteiligung mit einem Viertel des Gewinnes, ich gleichfalls die Beteiligung mit einem Viertel, die andere Hälfte sollte Wessels gehören. Einige Tage später verkaufte Erwin auf mein Anraten den unteren Teil der Farm, in dem der Hain lag. Wessels war sehr glücklich, daß er durch die Indolenz des Herrn Kingsley, an den er auch glaubte, verhältnismäßig billig zu einer Diamantmine gekommen war, und wir fühlten uns als angehende Millionäre.

Die Sache kam aber anders. In dem Hain war weder Frau Kingsley begraben, noch waren Diamanten dort. Das Ganze war ein Tric geweſen, den Keller ſorgfältig vorbereitet hatte, indem er Mrimpha inſtruierte. Der Schlaue hatte zwei Fliegen mit einer Klappe geſchlagen, er hatte ein hübſches Sümmchen Geld eingeſteckt und mich völlig in ſeine Gewalt bekommen, denn der düpierte Weſſels drohte mir dummem Schaf mit einem Betrugsprozeß, und nur Keller konnte mich vor dem Landvogt retten. Ich ſchnürte mein Bündel und verließ Holgersfontein. Erwin hatte wenigſtens einen Teil ſeiner Farm verkauft und bemitleidete mich aufrichtig, wenn auch vielleicht nicht ohne ein leiſes Gefühl von Schadenfreude. Meine Schlauheit, die ſeine Damen ihm oft gerühmt, hatte kläglich Schiffbruch gelitten. Ich war um nichts reicher als um eine — Erfahrung.

10. Kapitel.

Die Freiſtaat-Windmühlengeſellſchaft.

Hans Jürgen de Waal repräſentierte den vornehmſten Typus des landſäſſigen Buren. Er war klug, vorurteilsfrei und verhältnismäßig gebildet, dabei charaktervoll und von einwandfreier Denkart und Lebensführung, er hatte große Reiſen gemacht, eine Vollblutengländerin geheiratet, was ihm von manchen ſeiner Landsleute verübelt wurde, aber nichts daran hinderte, daß er zu den angeſehendſten Burghers ſeines Bezirkes gehörte, den er auch im Volksraad zu Bloemfontein vertrat. Beeſters Kraal, die Farm de Waals galt für eine Muſterwirtſchaft, ſie war es auch in der Tat, obgleich ſie einem europäiſchen Landwirt ſchwerlich auf den erſten Blick als ſolche erſchienen wäre, denn de Waal wollte nicht durch den äußeren Eindruck ſeines Gutes beſtechen, er betrachtete vielmehr alles unter dem Geſichtswinkel der unmittelbaren Nützlichkeit. Was keinen direkten Vorteil brachte, und wäre es nur ein Roſenſtock geweſen, den er in ſeinem Garten gepflanzt hätte, das erſchien ihm lächerlich und ſchädlich; darin war er ein echter Bur, ein Sohn des Volkes, dem Schönheit, Eleganz, Kunſt und Wiſſenſchaft als kindiſcher, ja verderblicher Firlefanz erſcheinen, für den es nicht lohnt, auch nur einen Sixpence auszugeben.

Dieſen Herrn de Waal hatte ich in Holgersfontein kennen gelernt, das er ab und zu aufſuchte, um von Erwin Holgers junge Hammel zu kaufen, die er in großen Herden aufzog und nach dem Transvaal exportierte. Ich hatte damals Gelegenheit gehabt, dem alten Herrn einen Dienſt zu erweiſen, er nahm Intereſſe an mir und lud mich ein, ihn zu beſuchen, eventuell längere Zeit auf Beeſters Kraal zu verweilen, wo ihm eine jüngere Kraft oft fehle. Nach meinem Mißgeſchick mit der Diamantmine hatte ich das Glück, ihn eines Abends in Smithfield zu treffen, wo ich ihm das Abenteuer erzählte, das ihn übrigens ſehr amüſierte, weil er mit Weſſels nicht beſonders gut ſtand.

Trotz meines Einwandes, daß ich von der Farmerei herzlich wenig verſtehe, engagierte mich de Waal mit einem allerdings ſehr kleinen Gehalt als Inſpektor, und ſo hielt ich eines Tages meinen Einzug auf Beeſters Kraal, wo mir ſofort ein ſehr hübſches Zimmer und eine Unmaſſe Arbeit zugewieſen wurde. De Waal redete nicht viel, aber er gab ſeine Direktiven in klarer und präziſer Form, außerdem war bei ihm alles ſo vorzüglich im Gange, daß ich mir ſchon durch das Beaufſichtigen in unauffälliger Weiſe viel aneignen konnte. Auf den Ritten, die ich mit ihm um ſeine Farm machte, habe ich von ſüdafrikaniſcher Wirtſchaft manches gelernt, was in keinem Buch ſteht. Da meine eiſerne Konſtitution mir erlaubte, gelegentlich zehn Stunden und länger im Sattel zu ſein, ohne dadurch ſonderlich zu ermüden, wovon auf einer Vieh- und Pferdefarm ſehr viel abhängt, da mir außerdem auch die größte Sonnenglut nichts ſchadete, ſo wurde es mir nicht ſchwer, durch gewiſſenhafte Pflichterfüllung meinen „Baas“ — ſo nennen in Südafrika die Weißen ihren Chef, während die Schwarzen jeden Weißen als „Baas“ anreden — zufrieden zu ſtellen.

Die beſondere Gunſt des alten Herrn erwarb ich mir durch einen ſehr naheliegenden Vorſchlag. Einen wertvollen Beſitz bildet im Freiſtaat eine Mühle; ſolche Mühlen gab es eigentlich nur an ſtärkeren Flüſſen, da die Spruits während der langen Dürre austrocknen, und man als Triebkraft nur das Waſſer kennt. De Waal ſpannte nun ſchon lange auf die Gelegenheit, eine Mühle, die in der Nähe ſeiner Farm und an der großen Heerſtraße von Rouxville lag, zu kaufen. In einem größeren Nebenfluß des Caledon beſaß die Mühle die Kraft, die ihre Räder trieb, und bei ihrer günſtigen Lage machte ſie glänzende Geſchäfte, da viele Farmer dort mahlen ließen. Indes war Walter Keller wie gewöhnlich wieder zuerſt am Platz und ſchnappte de Waal die Mühle vor der Naſe fort. Der

alte Herr war darob einige Tage sehr verstimmt, und seine Frau wie ich versuchten vergeblich, ihn aufzuheitern. Eines Morgens waren wir nun wieder zusammen ausgeritten und hatten gerade auf einem Hügel Rast gemacht, der die Rouxvillestraße beherrschte. De Waals Laune wurde nicht dadurch verbessert, daß er ein paar Buren mit ihren großen Transportwagen nach der Mühle ziehen sah. Da wehte ihm noch dazu der scharfe Wind, der ein Charakteristikum des Freistaates ist, den Hut vom Kopf. Als wir ihn glücklich wieder erwischt hatten, sagte der Alte mit bitterem Lächeln: „Ja, sehen Sie, die haben das Wasser, und wir haben nur den Wind!" Blitzschnell fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf: „Haben Sie eigentlich nie von Windmühlen gehört, Herr de Waal?" — „Hm, gehört wohl schon", brummte er in seiner schwerfälligen Art, aber . . . . ." — „Was aber! Sie müssen auf diesem Hügel eine Windmühle aufstellen, passen Sie auf, das wird ein großer Erfolg!"

So sonnenklar mir der Nutzen eines solchen Planes war in dem Augenblick, wo ich den Gedanken ausgesprochen, so schwer war es, de Waal zu einem Versuch zu überreden. Er war eben ein Bur, und die Buren sind nicht so leicht zu überzeugen. Schließlich erlaubte er mir aber doch, an eine Firma nach Port Elizabeth zu schreiben und einen Voranschlag zu erbitten. Drei Tage später war der erste Ingenieur dieser Firma in Beesters Kraal, voll Begeisterung über unsere Idee. „Das Ei des Columbus!" rief er ein um das andere Mal aus. „Walter Keller wird sich schön ärgern!" fügte ich berechnend hinzu, und das verfehlte denn auch seine Wirkung nicht. Beesters Kraal bekam eine, und als sich diese glänzend bewährte, noch zwei weitere Windmühlen. In Smithfield aber gründeten eines Abends drei Leute, der Vertreter der Port Elizabether Firma, Walter Keller und ich eine „Freistaat-Windmühlengesellschaft", in die ich mein letztes Geld steckte, was ich nicht zu bereuen hatte, denn ich konnte schon kurze Zeit später meinen Anteil mit erheblichem Nutzen an die Port Elizabether Firma verkaufen und verdiente mir außerdem gute Provisionen, indem ich eine kurze Reise nach einem anderen Distrikt unternahm und dort die Windmühlen, aus deren Aufstellung die Firma einen besonderen Zweig ihres Geschäfts machte, propagierte. Außerdem beteiligte mich de Waal an seinen Windmühlen, so daß ich mich über mangelnde Rentabilität meines Gedankens nicht zu beklagen hatte. Walter Keller aber erklärte mich für einen „verdammt schlauen Hund", was in seinen Augen unbedingt ein Kompliment war.

In Beesters Kraal hatte ich weit mehr Gelegenheit, Burensitte und Burenart kennen zu lernen, als in Holgersfontein. Täglich kamen hünenhafte Langbärte zu uns auf die Farm. Teils waren sie auf der Durchreise, teils wollten sie mit de Waal über irgend etwas „ratschlagen". Viele stiegen nur auf ein paar Stunden ab, dann bestand die Gastfreundschaft in einer Tasse Kaffee, zu der man dem Gast den Tabaksbeutel hinschob, aus dem er sich die Pfeife, die stete Begleiterin aller Buren, stopfte. Manche blieben auch länger und selbst, wo das Unbequemlichkeiten mit sich brachte, hätte niemand daran gedacht, sich darüber zu beklagen. Man machte keine Umstände,

aber wenn auch kurz vor Tisch ein halbes Dutzend Gäste kamen, es wurde jeder satt, und jeder fand auch ein Nachtquartier. Frau de Waal war in dieser Beziehung eine wahre Zauberin.

Die urwüchsige Gastfreundschaft der Buren hat übrigens ein Heer von lästigen Schmarotzern großgezogen, die nichts weiter haben, als einen Hengst, mit dem sie von Farm zu Farm reiten und sich auf diese Weise Jahre, manchmal ein ganzes Leben lang, durchfuttern. Solange einer angeritten kommt — die Buren reiten übrigens niemals Stuten — ist er ein „Burgher" und wird als solcher aufgenommen, auch wenn er noch so viele Schafdiebstähle auf dem Kerbholz hat.

Nur zwei Sachen verzeiht der Bur nicht, den Pferdediebstahl und die Heirat mit einer Farbigen, auch wenn sie, wie viele Mestizen, nur einen Tropfen schwarzen Blutes in den Adern hat. In unserem Bezirke hauste ein gewisser Fouché, ein braver, anständiger Mensch und Vollblutbur, aber er hatte in zweiter Ehe eine Mestize, übrigens ein bildhübsches, pikantes Weib, geheiratet, und seit der Zeit betrat kein Bur, auch der ärmste Schnorrer nicht, seine Schwelle, keiner reichte ihm die Hand, trotzdem die Buren sonst mit Händedrücken wahrlich nicht wählerisch sind; aber wer die Reinheit der Rasse verfälscht, der ist ihnen ein Geächteter, und man muß zugeben, daß in einem Land, wo der Weiße noch immer so sehr in der Minorität ist und sich der numerischen Übermacht des farbigen Elementes gegenüber mit seiner Rasse zu behaupten hat, diese rigorose Auffassung eine gewisse Begründung birgt.

Mit der vielgerühmten Sittenreinheit der Buren hat das nichts zu tun, die ist im übrigen auch wahrlich nicht weit her. Ich habe mich da nicht nur mit theoretischen Studien begnügt und will ausnahmsweise einmal eine Erfahrung in dieser Beziehung ausplaudern, was ich leider mit gutem Gewissen tun darf, da ich dadurch keinen Lebenden mehr kränken kann. Eines Tages stand ich auf dem Vorhof unserer Farm und las, ehe ich in den Sattel stieg, einen Brief aus der Heimat, den mir der Boy soeben übergeben hatte, da wurde ich durch scharfen Hufschlag aufgestört, und als ich aufblickte, sah ich, wie ein ungesatteltes und scheinbar reiterloses Pferd in voller Karriere auf den Hof zustürmte. Ich hielt mich schon bereit, den Gaul mit Hilfe des Burschen einzufangen, oder wenigstens zum Hof hinauszutreiben, da wurde er plötzlich drei Schritte vor mir scharf herumgerissen, und ein weibliches Wesen, das sich hinter dem Widerrist geduckt hatte, richtete sich mit hellem Lachen vor mir auf. Einen Augenblick war ich wie geblendet von dieser Erscheinung: ein Mädchen, höchstens 17 Jahre alt, schlank wie eine Ceder und biegsam wie eine Gerte; aus dem erhitzten Gesichtchen strahlte es vor übermütiger Lebenslust, die nachtdunklen Augen bildeten einen seltsamen Kontrast zu der schweren Fülle blonder Haare, die unter einem kleinem Hütchen wie goldiges Gerieſel hervorquollen, die schmale Hand hielt mit kraftvoller Energie die Zügel, und trotzdem sie, wie die meisten Burenfrauen, rittlings im Sattel saß, störte das die Grazie des Bildes nicht.

Einen Augenblick maß sie mich von Kopf bis zu Fuß, dann fragte sie mich kurz wie ein Rittmeister seinen Rekruten: „Der neue Inspektor?“ Ich bejahte mit einem amüsierten Lächeln. Sie be-

trachtete mich noch einmal so genau, als ob sie mich mit den mandelförmigen Augen photographieren wollte, dann wandte sie mit einem kurzen Ruck ihr Pferd und raste davon, ohne mich zu einer Frage kommen zu lassen. Ich sah ihr lange nach. Donnerwetter, in dem Mädel lag Rasse! Sie flog über das Veldt wie eine Walküre, die blonde Fee, und überließ mich einem Sturm widerspruchsvoller Gefühle. Schließlich siegte die Neugierde. Ich stieg noch einmal zu Mama de Waal hinauf und befragte sie über die eigenartige Erscheinung. „Herrje, das kann nur die Volley gewesen sein, das tolle Mädel, aber warum ist sie nicht heraufgekommen?“ Ich konnte diese Frage nicht beantworten, aber das Bild dieser Burenschönheit verfolgte mich den ganzen Tag über. Am Abend sprach ich mit de Waal so ganz nebenbei von dem Mädchen, wobei er mir eine Mitteilung machte, die mich unangenehm berührte, trotzdem ich mir keine Rechenschaft darüber ablegen mochte, warum das der Fall war. Volley heiratete nämlich in der nächsten Woche Hans Swanepool, einen Verwandten des Pächters in Holgersfontein, und die de Waals waren zur Hochzeit eingeladen und baten mich, doch auch mitzukommen. Ich lehnte zunächst etwas kurz ab, was mir aber bald wieder leid wurde, da ich Sehnsucht hatte, mir das hübsche Kind noch einmal anzusehen. Die Farm ihres Vaters, des Herrn de Voß, eines angesehenen Burghers, war eine Tagereise von Beesters Kraal entfernt. Volley war nur bei Freunden auf unserer Nachbarfarm für einige Tage zu Besuch gewesen. Schließlich gab ich denn auch de Waals Bitten nach und kam mit, unter dem Vorwand, es sei jedenfalls interessant für mich, einmal eine Burenhochzeit mitzumachen.

Spät am Nachmittage trafen wir bei den de Voß ein, die umfassende Vorbereitungen für das Fest getroffen hatten. Ich wurde in einem etwas abgelegenen Seitenbau zu ebener Erde einquartiert, wo ich eine Stube für mich allein erhielt, da der Holgersfonteiner Pächter, der mir als Zimmergenosse zugedacht war, ausblieb. An der Abendtafel ging es ungeheuer lustig zu, es waren etwa zwanzig Buren mit ihren Frauen und Töchtern da, aber so frisch und reizend die Mädels in der überwiegenden Mehrzahl waren, keine, so schien mir, konnte sich an Schönheit und Grazie mit Volley messen.

Der Ton war anfangs sehr steif, es wurde aus der Bibel vorgelesen und gesungen, später aber kam die Jugend zu ihrem Recht, wir tanzten, und ich ersann verschiedene Polterabendscherze, wobei ichs mir nicht versagen konnte, den etwas ledernen Bräutigam ein paar Mal der ausgeprägten Spottlust seiner Landsleute und der

Damen preiszugeben; merkwürdigerweiſe amüſierte ſich Volley ſtets am beſten, wenn er bei irgend eine harmloſe Charade hineingefallen war.

Am nächſten Tage, an dem die Hochzeit ſtattfinden ſollte, blieb der Pfarrer aus. Die meiſten Farmer ſchienen das ſehr unangenehm zu empfinden, da ſie nur für kurze Zeit ihre Farm verlaſſen durften und nun, ohne die Hochzeit abwarten zu können, heimkehren mußten. Die de Waals entſchloſſen ſich indeß, noch einen Tag zuzugeben, worüber ich innerlich ſelig war. Ich machte Volley wie toll den Hof, und ſie ging auf alles ein. Immer wieder mußte ich ihr von Europa, von Paris und London erzählen, und meine Worte wurden umſo enthuſiaſtiſcher, je länger ich in ihre wundervollen Märchenaugen ſah. Am Abend traf der Geiſtliche ein, der ſich bei der letzten Hochzeit den Magen verdorben hatte — ich habe übrigens nie mehr wieder einen Menſchen ſo eſſen ſehen, wie dieſen Burenpfarrer, — und am nächſten Vormittag ſollte die Trauung ſtattfinden.

Ich faßte die tollſten Pläne, um das zu hintertreiben — natürlich aber waren ſie alle unausführbar. Als ich am Abend mit Volley, die ſich von Stunde zu Stunde weniger um ihren Herrn Bräutigam kümmerte, zwiſchen den Ställen und Miſthaufen ſpazieren ging — eine Flieberlaube ſtand uns beiden leider nicht zur Verfügung — wurde ich geradezu elegiſch. Ich machte ihr ſchließlich kurz und bündig eine Liebeserklärung, die ſie mit dem naiven Vergnügen eines Naturkindes hinnahm, aber ich fragte mich doch, wo das hinaus ſollte. Volley ſchien indeß unter ſolchen Sorgen nicht zu leiden, ſie wehrte ſich nicht, als ich ſie in meine Arme zog und herzhaft küßte, vielmehr gab ſie ſich ganz dem Zauber des Augenblicks hin, der uns trotz der wenig romantiſchen Umgebung völlig umſponnen hatte. . . . .

Mit aller Seelenruhe reichte ſie am nächſten Morgen Hans Swanepool die Hand zum ewigen Bunde. Ihr melodiſches „Ja!“ klingt mir heute noch in den Ohren. Das arme Ding! „Ich will auch eine Erinnerung haben im Leben!“ hatte ſie am Abend vorher geſagt. Fünf Tage ſpäter wurde ſie neben Hans Swanepool begraben. Der Zug, welcher das junge Paar nach Port Elizabeth bringen ſollte, wo Volley das Meer „küſſen“ wollte, war entgleiſt und in den Abgrund geſtürzt. Ich habe Volley nie mehr wiedergeſehen, aber gedacht habe ich oft an ſie.

„Die arme, prachtvolle Volley war nicht zur Farmersfrau geſchaffen!“ ſagte ich eines Tages melancholiſch zu de Waal. — „Ach, dann kennen Sie unſere Frauen nicht!“ entgegnete der Alte trocken. „Mit 17 Jahren ſind ſie alle wie die Feuerteufel, prachtvoll raſſig,

temperamentvoll und graziös, hingebend, leidenschaftlich und genußsüchtig. Kein Mensch kann sie bewachen, und mit der ursprünglichen Wildheit einer Edelkatze stürzen sie sich aufs Leben, wo es ihnen auch immer winken mag; aber dann bekommen sie acht bis dreizehn Kinder, werden fett und bequem, oft apathisch bis zur völligen Indifferenz. Dann machen sie sich keine Gedanken mehr und kommen rasch dahin, wo ihre Männer angefangen haben: zu der Resigniertheit, die man unserem Stamm so oft als Faulheit vorwirft, und die doch nur das natürliche Ergebnis eines hoffnungslosen Ringens mit übermächtigen Gewalten ist, gegen die wir, wie gegen Frost und Dürre, gegen Heuschrecken und Viehseuchen, nichts machen können. Unsere Jungen lernen auf Feld und Flur früh, sich zu bescheiden, unsere Frauen lernen es etwas später in den Sorgen des eigenen Heims und des überreichen Kindersegens. Es ist gedankenlos, von der Faulheit der Buren zu reden; unser Land ist ein armes Land, und unserer Hände Arbeit wird es niemals reich machen können. Den Möglichkeiten sind hier engere Grenzen gesetzt als anderswo; die Bodenkultur, die intensive Wirtschaft ist für den Freistaat ausgeschlossen. Sie haben selbst gesehen, wie das eine verdorrt, das andere erfriert, wie wir monatelang vergeblich nach einem Wölkchen am Himmel ausschauen, wie die Heuschrecken ein bebautes Feld als eine ebenso trostlose Wüste zurücklassen wie die magere Heide, wie selbst die Affen uns noch den Mais und den Tabak aus der Erde raufen und in ihre Schlupfwinkel schleppen. Die Seuchen verheeren unseren Viehstand — in einer Nacht sind mir einmal 800 Hammel gestorben. Hunderte von Pferden fallen Krankheiten zum Opfer, die man bei Ihnen nicht kennt, die Schlangen verwüsten unseren Hühnerstall, Hyäne und Schakal fallen die Schafe an. Wer von dem einen verschont bleibt, den trifft das andere um so sicherer, und wenn Generationen das alles durchgekämpft haben, dann bleibt von der kühnen Initiative nur noch die passive Energie, die unserem Volk in so hohem Maße zu eigen. Mir tut's oft leid, wenn ich so sehe, wie Sie Ihr Bestes tun. Ihrer frischen Unternehmungslust ist es ja auch geglückt, wenigstens in einer Beziehung etwas zu erreichen, aber ich könnte es, glaube ich, nicht verantworten, Sie hier auf ein totes Geleise fahren zu sehen, und das würde der Fall sein, wenn Sie hier festen Fuß fassen, ein Bauer werden wollten. Ihnen winken in Kimberley und am Witwatersrand unbegrenzte Möglichkeiten, da kann Ihnen auch vieles, was Sie bei uns gelernt, nützlich werden. Fürchten Sie darum auch nicht, undankbar zu sein, wenn Sie uns eines Tages verlassen wollen, und

glauben Sie auch wieder nicht, daß wir Sie nicht zu ſchätzen wüßten, weil ich Ihnen das eben geſagt habe. Ich meine es gut mit Ihnen, und ich glaube, daß Sie es gut mit uns meinen, vielleicht kommt der Tag, wo ich das Ihnen oder" — er ſeufzte tief — „wo Sie das uns beweiſen können."

Ich glaube nicht, daß Hans Jürgen de Waal oft im Leben eine ſo lange Rede gehalten hat. Seine Worte wollten mir nicht mehr aus dem Kopf; was er mir geſagt, das beſtätigten mir auf Schritt und Tritt meine eigenen Beobachtungen, und nach dieſem Abend hat es nicht mehr allzu lange gedauert, bis ich die Konſequenzen daraus gezogen.

11. Kapitel.

Eine Fahrt ins Baſutoland.

Vor dem „ſchwarzen Theunis“ hatte man mich oft gewarnt, das beſte Mittel, um mich für ihn zu intereſſieren. Theunis wohnte auf Villoughby, aber Villoughby gehörte nicht ihm, ſondern einem ſeiner Vettern im vierten Grade. Es gehörte der Familienſinn eines Buren dazu, um dieſe Verwandtſchaft überhaupt noch als ſolche gelten zu laſſen. Dieſer Familienſinn iſt von Leuten, die das Land nur oberflächlich kennen gelernt, oft als ein idealer Charakterzug des Stammes hingeſtellt worden. Dieſe Leute gingen dabei von der Vorausſetzung aus, daß ein Burenfarmer alle die Vettern, Baſen, Schwäger, Onkels, die einem auf den meiſten größeren Farmen vorgeſtellt werden, jahraus, jahrein gewiſſermaßen „durchfüttere“, daß er ſich für verpflichtet halte, die Laſt einer zahlreichen armen Verwandtſchaft auf ſich zu nehmen, ohne eigentlich Gegenleiſtungen zu fordern. Dem iſt indes nicht ſo. Alle die Verwandten, welche man auf einer größeren Farm antrifft, ſind im Grunde genommen nichts weiter als weiße Dienſtboten und Knechte höherer Ordnung, die ganz gehörig arbeiten müſſen.

Faſt alle Buren haben eine ſehr zahlreiche Familie, nur die allerwenigſten ſind indes in dem Sinne vermögend, daß ſie irgend

etwas Bargeld beſäßen. Das Kapital des Buren iſt ſeine Farm, die Farmen aber werden gewiſſermaßen als Majorate auf den älteſten Sohn oder den nächſten männlichen Verwandten vererbt, falls ein Sohn nicht vorhanden iſt. Zweite und dritte Söhne erben nur in den ſeltenſten Fällen etwas, nämlich wo der Vater zwei oder mehr Farmen beſitzt; ſonſt leben ſie ebenſo wie die Geſchwiſter des Vaters als ſogenannte Beiwohner, d. h. eben als Knechte oder als Dienſtboten auf der Farm. Dieſe Beiwohner haben kein beneidenswertes Los, da ſie für alle Arbeit, die ſie leiſten, nichts weiter erhalten, als eben freie Station, beſtenfalls nach längerem Dienſt ein Pferd oder einiges Vieh, das ſie auf der Farm weiden laſſen dürfen. Bei dem Umfange der meiſten Freiſtaatfarmen iſt der Betrieb für den Beſitzer um ſo vorteilhafter, je größer ſeine Familie iſt, d. h. je mehr weiße Arbeitskräfte er zur Verfügung hat, die er nur zu ernähren, aber nicht zu bezahlen braucht. Das hat dazu geführt, daß man es ſchließlich mit der Verwandtſchaft überhaupt nicht mehr ſo genau nahm; vielmehr heißt in den meiſten Fällen jeder Burenfarmer einen jeden Stammesgenoſſen willkommen, wenn er als Beiwohner, d. h. als unbezahlter Knecht, auf der Farm bleiben will. Da nun aber die Buren ſehr ſelten ein Handwerk lernen und ſich zu kaufmänniſcher Tätigkeit überhaupt nicht eignen, da es den meiſten an jeder Initiative, an jedem Unternehmungsgeiſt mangelt, ſo ſind ſie, wenn ſie ſelbſt keine Farm beſitzen, meiſt froh, auf einer fremden Farm unterzukommen, wo ſie zwar die befohlene Arbeit tun müſſen, aber im übrigen doch als Gleichgeſtellte behandelt werden.

Die Beiwohnerſchaft iſt übrigens überall da ein Krebsſchaden, wo der Farmer ſelbſt aus irgend welchen Gründen ſeinen weißen Knechten nicht ſcharf auf die Finger ſehen kann, denn die moraliſchen Anſichten der Beiwohner ſind oft höchſt eigentümliche. Sie leiſten Außergewöhnliches im „Vernücken", wie es der Bur gutmütig nennt, d. h. im Betrügen und Stehlen. Sie bringen große Säcke Mealis bei Seite und verkaufen auch gern auf dem nächſten Markte Schafe, die ihnen nicht gehören. Erwiſcht ſie der Farmer hierbei, ſo kann er ſich durch eine gehörige Tracht Prügel unter vier Augen Genugtuung verſchaffen, aber einen Bur, einen Burgher, einen Weißen überhaupt vor Gericht zu ſtellen wegen eines Schafdiebſtahls würde kein Farmer wagen; abgeſehen davon, daß es ganz nutzlos wäre, da die Schöffen ihn unter allen Umſtänden freiſprechen würden, müßte auch den Kläger eine derartige Handlung höchſt unpopulär machen, da nach der Anſicht der Burenfarmer im Freiſtaat gerichtliche

Strafen nur dem Farbigen gebühren. Auch hier ist der Grund die zwingende Notwendigkeit unbedingter Solidarität der weißen Minderheit gegenüber der farbigen Majorität. Ein gerichtlich bestrafter Burgher könnte die Autorität seines Stammes den Kaffern gegenüber untergraben helfen.

Der „schwarze Theunis" war ein Beiwohner, aber er war von dem Normalburen völlig verschieden Schon äußerlich machte der untersetzte, stiernackige Mensch mit dem rabenschwarzen Haar und dem struppigen brandroten Vollbart durchaus nicht den Eindruck eines Buren, aber man brauchte sich nur einmal mit ihm zu unterhalten, um zu merken, daß er auch sonst so ganz anders geartet war, wie seine Landsleute. Theunis hatte Ideen, und Ideen zu haben, ist sonst keine Spezialität der Buren, die zwar sehr gut mit dem Pulver umzugehen wissen, aber es sicher bis auf den heutigen Tag nicht erfunden hätten, wenn man auf sie hätte damit warten müssen. Theunis hatte indes nicht nur einen beweglichen Geist, er besaß auch die zähe Energie, um einen einmal gefaßten Plan durchzuführen, die Unternehmungslust, um etwas daran zu wagen. Die Verschlagenheit, die seinem Stamme eigen, wenn sie sich auch meist nur in kleinen Betrügereien äußert, war bei Theunis hochgradig entwickelt, sie ging aber bei ihm mehr ins Große.

Alles in allem war Theunis ein Mensch, wie man ihn sich in Südafrika zu einem besonders gewagten Unternehmen als Gefährten wohl wünschen mag. Ein solches aber war das, welches wir eines Tages zusammen ins Werk setzten. — „Haben Sie von dem neuen Gesetz gehört, nach dem die Basuto in den Reservatgebieten die Hüttensteuer künftig in bar zahlen müssen?" fragte mich Theunis. Ich bejahte. „Nun gut, haben Sie sich auch schon einmal überlegt, woher die Basuto dieses bare Geld nehmen sollen?" — „Hm, das muß doch die englische Regierung wissen, die das verfügt hat, was brauchen wir uns darüber den Kopf zu zerbrechen", meinte ich. — — Theunis lachte spöttisch: „Sie scheinen sich ja schon ganz gut hier eingelebt zu haben, lieber Herr, weil Sie so ängstlich sind mit dem Kopfzerbrechen. Aber nichts für ungut! Ich wollte darauf hinaus kommen, daß die Basuto, welche nicht in den Minen gearbeitet haben, und das ist doch eine recht beträchtliche Anzahl, zumeist kein bar Geld haben können und infolgedessen etwas verkaufen müssen, wenn sie die Hüttensteuer in bar erlegen sollen." — „Nun, was kann ein Basuto wohl verkaufen?" fragte ich. — „Sein Vieh, bester Herr, und was für Vieh, schöneres als wir es im ganzen Freistaat haben. Wenn einmal ein paar Basutoochsen in Bloemfontein oder

Rouxville auf den Markt kommen, dann schlägt man sich darum und bezahlt jeden Preis." — „Sehr schön, aber meines Wissens ist es verboten, im Basutoland Viehhandel zu treiben." — „Ganz richtig", antwortete Theunis, „aber wenn es erlaubt wäre, dann hätte man uns nicht dazu gebraucht, um ein Geschäft zu machen, wie ich es Ihnen vorschlagen will." — „Ich gestehe, ich bin gespannt!" — „Also hören Sie, an der Windmühlengeschichte müssen Sie ein paar Goldfüchse verdient haben, selbst wenn Sie vorher nichts gehabt hätten." Ich machte ein mißtrauisches Gesicht; was Geldgeschäfte mit Südafrikanern betraf, so hatten mich meine Erfahrungen mit der „Diamantmine" einigermaßen gewitzigt. Theunis schlug wieder sein kurzes spöttisches Lachen an. „Der richtige Bur!" rief er, „aber ich will ja doch nicht etwa, daß Sie mir Ihr Geld anvertrauen sollen, Sie sollen selbst mitkommen ins Basutoland, und Sie sollen selbst die Käufe abschließen, aber Sie können das Geschäft nicht allein machen, weil Sie Land und Leute in den Reservatgebieten nicht kennen, und weil derartig schwierige Abenteuer ein Einzelner überhaupt nicht riskieren darf, ich aber habe kein bares Geld, das ich den Basuto für das Vieh bieten könnte.

Ein paar Tage ließ ich mir den Plan des schwarzen Theunis durch den Kopf gehen. War es Abenteuerlust, war es der Wunsch, mit einem Male einen großen Coup zu machen, was schließlich den Ausschlag gab, ich weiß es nicht, aber eines Tages gab ich Theunis meine Zusage, und wir gingen an die Vorbereitungen. Zunächst kauften wir uns einen Transportwagen und ein Paar Ochsen und Mulis. Auf den Wagen packte Theunis allerlei Krimskrams, den er in Rouxville und Smithfield zusammengekauft: Kleine Spiegel in großer Zahl für die Basutoweiber, grelle Stoffe, wie sie die eitlen Farbigen lieben, billige Schmucksachen, Streichhölzer, Tabak, alte englische Uniformen, ausrangierte Reiterpistolen, die aber sorgfältig versteckt werden mußten, usw. An einem wundervollen Sommermorgen verabschiedete ich mich von den de Waals und ritt nach Villoughby, wo ich Theunis traf, der, hoch zu Roß, umringt von einer großen Zahl von Buren und Kaffern, wie ein Feldherr die letzten Vorbereitungen für die Expedition überwachte. Er hatte ein paar Basuto engagiert, die mir keinen besonders guten Eindruck machten, die aber Theunis für die richtigen Leute erklärte. Wieder allgemeiner Abschied mit viel Händeschütteln und einem Dutzend „allerletzter" Tassen Kaffee, dann brachen wir in der Richtung nach Rouxville auf, von wo aus wir über Hebron nach Bethesda, einer Missionsstation jenseits der Basutogrenze, weiterziehen wollten.

In Rouxville hatten wir uns natürlich wieder mit einer großen Masse Neugieriger abzufinden, die ganz genau wissen wollten, was Ziel und Zweck unseres Unternehmens sei. Wir hielten es jedoch für das Zweckmäßigste, uns in Schweigen zu hüllen, übernachteten im Planwagen und zogen am nächsten Tage weiter, selbstverständlich im langsamsten Zotteltrab mit Rücksicht auf die Ochsen, die, trotz viel Geschrei und Peitschenknallen der Kaffernjungen, sich in ihrer Gemütlichkeit nicht stören ließen. Die Basutogrenze wurde mitten in der Nacht passiert. Theunis schien Weg und Steg genau zu kennen und machte sich ein besonders Vergnügen daraus, den „dummen Grenzwächtern" ein Schnippchen zu schlagen, die uns sicher nicht so ohne weiteres hätten passieren lassen. Am nächsten Morgen ging es den Oranjefluß entlang; Theunis hatte offenbar plötzlich die Lust verloren, Bethesda einen Besuch abzustatten. Er gab mir keine Erklärung dafür, aber ich konnte mir den Grund selbst denken. Unsere Basuto neigten ohnehin zur Aufsässigkeit und die Missionare hätten sie uns vollends verdorben.

Die landschaftliche Szenerie des Basutolandes ist von der des Freistaates, trotzdem beide Territorien aneinander grenzen, so verschieden, wie etwa die der Lüneburger Haide von der der oberitalienischen Seen. Es war ein paradiesisch schönes Wunderland, durch das unser Weg uns führte; ich habe nirgends sonst in Südafrika so herrliche Wald- und Feldpartien, so liebliche Täler, so silberklare Flüsse, so reine köstliche Bergluft gefunden, wie in dieser südafrikanischen Schweiz, wie man das Reservatgebiet getauft hat. Konnte man im Freistaat meilenweit wandern, ohne daß die Monotonie der Landschaft durch das kleinste Wäldchen unterbrochen wurde, so veränderte sich hier fast mit jeder Krümmung des prachtvollen Flusses das Bild. Hochragende, scharfe Bergprofile, die wie steinerne Götzen Wache hielten vor den Geheimnissen des Landes, das nur so wenig Weiße je gesehen, und von dem so viel gefabelt worden ist, stille grüne Winkel und Nischen, in denen Springböcke mit den seltsam geformten Hörnern ruhig ästen, grandiose Schluchten, in denen Myrthen und Zitronen balsamische Düfte aushauchten, und denen die Bananen ein exotisches Aussehen verliehen, dazwischen eine strohgedeckte, kegel- oder pyramidenförmige Kaffernhütte, aus der die langgezogenen, klagenden Töne der bei den Farbigen so beliebten Mundharmonika uns entgegenklangen.

Eine überwältigende Feierlichkeit, eine tief zu Herzen gehende Sonntagsstimmung lag über diesem Idyll. Hie und da kamen wir auch an wohlbebauten Feldern vorüber, wo halbnackte bronzefarbige

Weiber uns aus dem hohen Kaffernkorn nachsahen, wie scheues Wild. Auf saftig grünen Matten weidete herrliches Bergvieh, so daß man sich wirklich oft nach der Schweiz versetzt glauben konnte. Es wurde mir so froh und leicht ums Herz, als ob es in dieser Welt kein Leid, kein Sterben und Vergehen, kein Hasten und Jagen, kein Sehnen und Fluchen gebe, sogar mein Rößlein trabte munterer über den moosbedeckten Pfad, als ob es sich an den seltenen Blumen und an den blaugrünen Gräsern freute, die unter dem weichen Wind nachdenklich hin und her wippten. Ich hätte den Schmetterlingen nachjagen, die bunten Käfer einsammeln, riesige Sträuße pflücken und das zutrauliche Wild beschleichen mögen, da riß mich ein Zwischenfall jäh aus meiner Stimmung.

Als wir Rast gemacht, wollten die Basuto nicht mehr parieren, sie weigerten sich Feuer zu machen und die Ochsen auszuspannen, und als Theunis mit dem Shambock (Peitsche) kam, setzten sie sich sogar zur Wehr. Mit dem schwarzen Theunis aber war nicht zu spaßen. Mit einem wuchtigen Griff faßte er den Rädelsführer am Genick und warf ihn zu Boden, indem er mir zugleich einen Wink gab, mit dem Revolver scharf auf die anderen aufzupassen. Dann schlug er den schwarzen Kerl mit der schweren Peitsche, daß er sich nicht mehr regen und rühren konnte, und schließlich schnallte er ihn mit unglaublicher Fixigkeit an das Rad des großen Transportwagens. Darauf bekam jeder der anderen eine gewaltige Maulschelle, und damit war der revolutionäre Geist rasch besiegt.

Nun ging alles wie am Schnürchen, und wenn mir Theunis' Schroffheit im ersten Augenblick etwas bedenklich für den weiteren Verlauf der Expedition schien, auf der wir die Schwarzen nicht entbehren konnten, so habe ich doch später eingesehen, daß er recht hatte. „Ein Glück" sagte er mit seinem spöttischen Lachen, „daß die Kerle gerade jetzt Emanzipationsgedanken bekommen haben, später wäre die Sache wohl nicht mehr so glatt abgegangen, aber nun werden ihre Erzählungen uns in den Kraals Respekt verschaffen." So war es. Unsere Basutos schworen seit diesem Intermezzo auf unsere Gottähnlichkeit, und wir hatten manchen Nutzen davon. Andere Länder, andere Sitten!

Am nächsten Tage sahen wir auf einem Bergkegel, der wie ein Riegel die Flußlandschaft abzuschließen schien, ein großes Dorf liegen, das sich aus der Entfernung ausnahm wie ein Kastell. Es war Tlakanelo, der Hauptkraal Sykiellas des Jüngern, — unser Ziel. Wir sandten den geprügelten Basuto, der den Namen September führte, voraus, um Sykiella von unserem Nahen offiziell

in Kenntnis zu ſetzen. In Wirklichkeit war er ſchon lange von unſerer Anweſenheit im Baſutolande unterrichtet, da die Baſuto Nachrichten in unglaublich kurzer Zeit durch ein eigenartiges telegraphiſches Syſtem weiterzugeben verſtehen, deſſen Geheimniſſen bisher noch niemand auf den Grund gekommen iſt. Die Buren nennen es das „Trommelſyſtem," ſie behaupten, daß das feine Ohr des Baſuto das Trommeln auf außerordentliche Entfernungen vernehme, und daß auf dieſe Weiſe Nachrichten übermittelt würden. Unſer September kam nach einiger Zeit mit einem Baſuto-Granden zurück, der uns ſehr zeremoniell begrüßte. Wir tranken einige Flaſchen Wisky mit ihm und ließen durchblicken, daß wir noch mehr von der Sorte für ſeinen Herrn und Gebieter mit uns führten. Der Baſuto-Diplomat hatte indeß, wie die meiſten Diplomaten, keine Eile und fragte uns — verzeihen Sie das harte Wort — ein Loch in den Leib.

Es vergingen etwa fünf Stunden, ehe er ſich entſchloß, uns zu Sykiella zu führen. Dieſer empfing uns in großer Gala, umgeben von ſeinem Gefolge, unter dem ſich ein paar Dutzend bildhäßlicher Weiber befanden, am Eingang ſeines Kraals. Theunis hatte mir eingeſchärft, den tiefſten Ernſt zu bewahren, aber das fiel wirklich ſchwer beim Anblick dieſes ſchwarzen Machthabers. Sykiella trug nämlich einen ſchäbigen engliſchen Generalsrock, ein paar alte Lederhoſen und einen geradezu tollen Cylinder, dabei war er barfuß und fuchtelte mit einem ſchweren Bambusrohr herum, daß mir um meine Augen bange wurde. Der erſte Eindruck dieſer Perſönlichkeit war von überwältigender Komik. Grotesk war auch die Art, wie er ſein Gefolge vorſtellte, indem er einen nach dem andern mit einem gutmütigen Grinſen beim Ohr nahm und unter Nennung ſeines Namens vor uns hinſchob.

Übrigens wurden nur einige wenige der Ehre einer Vorſtellung gewürdigt, dann machte der Gewaltige eine Bewegung nach unſerem Wagen hin: „Was habt Ihr mitgebracht?" Theunis ging ans Auspacken und reichte mir nun die Geſchenke, die ich vor Sykiella ausbreitete. Die Gaben ſchienen ſeinen Beifall zu finden. Dies und jenes warf er einer ſeiner Lieblingsfrauen oder einem Günſtling zu, den Reſt ließ er in ſeine Hütte bringen, in die er dann auch uns mit einer Handbewegung einlud, nachdem er geſehen, daß wir einige Flaſchen Sekt mitgebracht, die wir gemeinſam mit ihm trinken wollten.

Die Hütte war ganz gemütlich, ſie hatte Fenſterſcheiben aus Glas, das allerdings ſo ſchmutzig war, daß man es im erſten Augen-

blick für grauen Stoff hielt, und sogar einen Ofen. Ein Portrait der Königin Viktoria und ein Zeitungsblatt bildeten, zusammen mit einigen Springbockhörnern und Pallafellen, den Schmuck des einzigen Gemaches, das durch einen Wellblechgang mit dem „Harem" verbunden war. Auch ein Tisch war vorhanden, aber die Stühle fehlten, da die Farbigen am liebsten in Hockstellung auf dem Boden kauern. Für uns wurde eine Kiste herbeigeschafft, die als „Sofa" dienen konnte. Da ich das Basuto-Idiom ziemlich beherrschte, — es besteht nur aus einigen 800 Worten und ist sehr leicht zu lernen — so wäre es mir nicht schwer geworden, mich mit Sykiella auch in seiner eigenen Sprache zu verständigen, er redete mich indessen gleich auf burisch an, wobei er durchblicken ließ, daß er auch des Englischen mächtig sei.

Als junger Mann war der Häuptling längere Zeit in Kapstadt und Port Elizabeth gewesen und hatte sich dort Kenntnisse angeeignet, wie man sie bei einem Basuto nicht ohne weiteres vermutet. Aber auch an Witz und geistiger Begabung überragte er bei weitem seine Stammesgenossen. Er war ein ungewöhnlich gerissener Geselle, ein schlauer Geschäftsmann, aber wenn man seiner Würde, von der er durchdrungen war, nicht zu nahe trat, ein recht traitabler Kerl. Beim Sekt taute er bald auf und gab allerhand Schwänke zum besten. Jedesmal, wenn er sein dröhnendes Lachen anschlug, lachten seine Untertanen draußen vor der Türe gehorsam mit, obgleich sie natürlich kein Wort verstanden hatten. Ungemein belustigend war es, als Sykiella mit überlegenem Cynismus zu verstehen gab, daß es für einen Basuto das Beste sei, einem Weißen gegenüber den Naturburschen zu spielen, auch wenn er „gerade so gebildet" ist wie jener. „Einem Naturburschen verzeiht man doch alle Unverschämtheiten," erklärte er und führte zum Beweis dafür ein Erlebnis an, das er einst mit der Frau eines englischen Offiziers in Kingstown gehabt haben wollte.

Bei der dritten Flasche Sekt gewannen wir dann vollends sein Herz, als wir auf die „Rotröcke" und die neue Hüttentaxe schimpften. „Ja, ja, die Engländer sind ein niederträchtiges Volk!" sagte Theunis nachdenklich. „Das ist richtig!" bestätigte Sykiella mit boshaftem Augenzwinkern, „aber die Buren sind noch viel gemeiner! Oder seid Ihr wirklich nur nach Tlakanelo gekommen, um mit Sykiella „Kitzelwein" zu trinken?"

Damit kamen wir auf unser Geschäft zu sprechen, und nun entspann sich eine äußerst amüsante Diskussion zwischen Theunis und dem Häuptling, welche damit endete, daß Sykiella sofort einen

„Volksrat" einberief, dem wir beiwohnen durften, und in welchem Sykiella, nachdem er verschiedene interne Angelegenheiten des Stammes zur Sprache gebracht, in denen er seinen Geist vor uns leuchten lassen konnte, unser Anliegen mit wichtiger Miene vortrug. Natürlich wurde so entschieden, wie Sykiella es befürwortete, worauf der Häuptling eine Rede schwang, in der er erklärte, er wolle keine blödsinnigen Berater haben, die zu allem mit dem Kopf nickten, man solle ruhig seine Meinung sagen. Darauf stand ein alter Basuto auf, der etwas schwerfällig auseinandersetzte, daß ein Untertan Sykiellas blödsinnig sein müsse, wenn er in der langen Reihe von Jahren, während welcher dieser Herrscher sein Volk geleitet, noch nicht eingesehen habe, daß es das beste für den Stamm sei, sich nach Sykiellas weisem und erprobtem Rat in allen Fällen vorbehaltslos zu richten.

Der Häuptling war zufrieden und nun wurde, da mittlerweile die Nacht hereingebrochen, uns zu Ehren ein solennes „Beer-drinking" improvisiert. Mehrere Tonnen Kaffernbier wurden herangeschleppt, alles lagerte sich um einen Kreis, in dessen Mitte ein Feuer prasselte, an dem der Mealis geröstet wurde. Sykiella, der schon etwas beschwipst war, hielt eine kleine Willkommenrede, worauf er sich mit behaglichem Grunzen von zweien seiner Frauen füttern ließ — sie mußten ihm nämlich die Speisen direkt in den Mund stecken.

Es war ein seltsamer Anblick, den dieses Beer-drinking unter dem sternenhellen Nachthimmel bot. In allen möglichen Stellungen, meist aber hockend, hatten sich die Basuto je nach Rang und Würde um das Feuer gruppiert, das bald hier bald dort ein schwarzes Gesicht mit glutigem Schein beleuchtete. Dann plötzlich sprang eine Anzahl junger Leute, durch eine Handbewegung Sykiellas ermuntert, auf; wie um die Wette liefen die schwarzen Kerle zu ihren Hütten und kehrten nach einiger Zeit in vollem Kriegsschmuck mit Schild und „Assagai" der Lieblingswaffe der Basuto, zurück, um den Gästen zu Ehren einen ihrer wilden Tänze aufzuführen. Ein paar Weiber begleiteten den Tanz aus der Ferne mit einer monotonen aber tief zu Herzen gehenden Musik; immer mehr gerieten die Tänzer in Feuer. Wild wirbelten sie die Assagais durch die Luft und suchten dann mit geschickten Wendungen hinter den mit Rindshaut überzogenen Schilden Deckung. Es war eine Pantomime voll fesselnder Dramatik. Je toller der Tanz ward, desto mehr regten sich die Zuschauer auf, die mit Pfeifen, Singen und den charakteristischen Schnalzlauten das Spiel begleiteten.

Ich werde den Anblick nicht vergessen, den diese vor Aufregung keuchenden Krieger, die im Schein der Flammen blitzenden Assagais, die begeisterte Korona boten. Der Mond goß seinen Silberschein über das Gewirr von braunen Leibern, ein leiser Windhauch trug aus dem nahen Walde balsamische Düfte zu uns herüber, in der Ferne rauschte der Oranjefluß, dem die weiblichen Musikanten seine Rhythmen abgelauscht zu haben schienen, hoch auf schlugen die Flammen des Lagerfeuers und sandten tausend kleine Funken zu dem altersgrauen Fels, an dem der Kraal klebte wie ein riesiges Schwalbennest. Und immer neue Krieger traten aus den Hütten und sprangen in die Reihen der Tanzenden, es schien, als ob die Erde sie ausgespieen, als ob die Erde sie im nächsten Augenblick wieder verschlingen müßte. Ein phantastischer Spuk! — Mein erster Abend in einem Kaffernkraal! . . . .

Unsere Geschäfte im Basutolande wurden zu meiner und meines Gefährten Zufriedenheit innerhalb weniger Tage erledigt. Nachdem uns der mächtige Sykiella die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens gegeben, fühlten sich auch die kleineren Häuptlinge verpflichtet, uns entgegenzukommen. Mit ihrer Hilfe gelang es uns, trotz der englischen Beamten, die uns stets auf den Hacken waren, etwa 40 Stück prachtvolles Großvieh zusammenzukaufen, und zwar zu ganz lächerlichen Preisen, obgleich wir niemals handelten, sondern ohne weiteres das Geforderte zahlten. Von Hütte zu Hütte und von Kraal zu Kraal führte uns unser Weg, längere Rast konnte zwar nirgends gemacht werden, aber trotzdem fehlte es mir nicht an Gelegenheit, das seltsame Land und seine Bewohner zu studieren.

Das Gebiet der Basuto steht unter der Oberherrschaft der Engländer, welche überall solche Reservate geschaffen haben, um die farbigen Einwohner des Landes so weit als möglich vor den schädlichen Einflüssen der Weißen zu schützen und dadurch dem Lande einen Fonds an unverbrauchter farbiger Kraft zu erhalten, aus dem sich der für die Landwirtschaft und die Industrie unentbehrliche Arbeiterstamm immer wieder ergänzen kann. In den Reservatgebieten leben die Farbigen unter ihren alten Häuptlingsfamilien, welche ihre Stämme regieren und Recht sprechen wie vor Hunderten von Jahren. Die Häuptlinge üben auch insofern Hoheitsrechte, als sich ohne ihre Erlaubnis kein Weißer in ihrem Gebiet ansiedeln oder dort Handel treiben darf. Grundbesitz in den Reservaten zu erwerben, ist den Weißen überhaupt verboten. Sie dürfen nur kleinere Farmen auf eine Reihe von Jahren von dem Stamme pachten und nur solche Farbigen beschäftigen, die der Häuptling ihnen aussucht und

zur Verfügung ſtellt. Die engliſche Regierung erſchwert den Weißen außerdem noch nach Kräften die Anſiedelung, weil ſie die Reſervatgebiete und ihre Erträge dem Farbigen möglichſt ungeſchmälert erhalten will. Trotzdem gibt es eine ganze Reihe von weißen Farmern im Baſutolande, die dort nach Überwindung der Anſiedelungsſchwierigkeiten, meiſt in der Nähe der Miſſionsſtationen, ein idylliſches Daſein führen, Tabak, Kafferkorn und Mais bauen oder Viehzucht treiben. Im Gegenſatz zum Freiſtaat und zum Transvaal iſt im Baſutolande ein intenſiverer Wirtſchaftsbetrieb wohl möglich und bei dem teilweiſe vorzüglichen Boden auch recht lohnend. Wir fanden deshalb bei unſeren Kreuz- und Querzügen nicht ſelten ſorgfältig bebaute und drainierte Äcker, Tabakpflanzungen und ſogenannte Ölgärten, wie man ſie ſonſt in Südafrika nur in Natal und einzelnen Bezirken der Kapkolonie zu ſehen bekommt. Die Mehrzahl der Baſuto treibt indes Viehzucht und baut Mais und Korn nur in ganz geringem Maße für den Hausbedarf, Tabak wird bei den Weißen gegen Milch, Eier und Geflügel eingetauſcht.

Auf den erſten Blick ſieht ſich die Naturalwirtſchaft des Baſuto ſehr idylliſch an, man empfängt den Eindruck eines Stückchen ſorgfältig kultivierter Vergangenheit, an dem man lernen kann, wie es einſtmals in Afrika geweſen, ehe die Weißen von dem Lande Beſitz ergriffen, ihre Kultur dorthin verpflanzten und die Farbigen aus ihrem paradiſiſchen Zuſtand heraustrieben. Dieſer Eindruck iſt indes eine Täuſchung. Es läßt ſich vieles konſervieren, aber nicht die naive Unberührtheit eines Volkscharakters, die unverdorbene Natürlichkeit eines Stammes, wenn ſein Gebiet umſchloſſen wird von Territorien, die längſt Kulturland geworden ſind. Man mag die Baſuto in ihren Reſervatgebieten noch ſo ſtreng von der Außenwelt abſchließen, ſich noch ſo feſt einbilden, ſie von den für ſie ſchädlichen Einflüſſen der Kulturerrungenſchaften bewahren zu können, man kann ſie der Atmoſphäre nicht entrücken, in die heute ganz Südafrika getaucht iſt, und mit deren verderblichſten Beſtandteilen ſich die freien Valenzen im Charakter der Eingeborenen nur all zu willig verbinden.

Es iſt traurig aber wahr: zu dem edlen Kern moderner Civiliſation vermag der Farbige in Südafrika niemals durchzudringen, er haftet an den Schlacken, und nur zu raſch haften die Schlacken dann auch an ihm. Man bringe dem ſüdafrikaniſchen Eingeborenen, mag es nun ein Baſuto oder ein Zulu, ein Hottentotte oder ein Fingo, ein Griqua, ein Matabele oder ein Herero ſein, das Reinſte und Beſte, was man ihm von unſerer Kultur

und von unserem Geistesleben bringen kann, sein Instinkt wird erst da den Berührungspunkt finden, wo Menschliches, Allzumenschliches ihm die Brücke baut.

Die ersten Weißen, die das Basutoland betreten haben, waren Missionare, und zwar nicht Missionare von der kommerziell veranlagten Sorte, wie man sie heute unter den Farbigen leider so häufig trifft, sondern wahrhaft fromm fühlende Männer; das Evangelium, das sie dem Farbigen brachten, ist auf ihn nicht ohne Eindruck geblieben, aber was haben die Basuto aus dem Evangelium und der heiligen Schrift gemacht? Einen Anwalt, mit dem sie jeden schlechten Trieb, jede unverschämte Forderung an die Weißen, jede Grausamkeit und jede Ausschreitung gegen ihre Stammesgenossen verteidigen. Die Farbigen haben die Missionare förmlich zur Verzweiflung gebracht durch die Art, wie sie alles, was man ihnen bot, in den Rahmen ihrer egoistischen Weltanschauung hineinpreßten, alles trivialisierten, alles ins Gemeine verkehrten. „Am Mond interessieren sie nur die Flecke!" hat einmal ein Missionar erklärt, der ihnen stets wohl wollte. Ein berühmter englischer Theologe aber, der lange Jahre unter ihnen gelebt, hat für sie das Wort geprägt: „Sie haben dem Strom des Guten, der in Jahrzehnten über sie ausgegossen wurde, ein Sieb untergehalten und sich nur an dem Schmutz gefreut, der dabei zurückgeblieben ist." So ist jede Berührung mit der Civilisation für die Farbigen nur eine Gelegenheit, sich zu infizieren, und während sie jeder günstigen Einwirkung unzugänglich geblieben sind, möchte man sich den Kopf darüber zerbrechen, woher sie zu all den Lastern kamen, die sie sich im Laufe der Jahre zu eigen gemacht haben.

Die Familie des Basuto besteht aus dem Basuto selbst und nur aus ihm. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß es auch in seiner Sprache ein Wort für den Begriff „Gattin" gibt, der Begriff selbst in unserem Sinne ist ihm fremd. Das Weib steht dem Basuto auf einer Stufe mit dem Haustier, daß sie auf die Weide treibt. Der Kampf der Missionare gegen die Vielweiberei ist dem Basuto daher auch völlig unverständlich. Wenn er fünf Kühe hat, warum soll er nicht fünf Weiber haben, wenn er sie bezahlen kann; denn der Basuto kauft sein Weib ebenso wie seine Kuh, er verkauft seine Kinder ebenso wie seine jungen Hammel und hat auch keinerlei Verständnis für den Begriff Sklaverei, denn er sieht in dem Weib nicht ein ihm gleiches menschliches Wesen, sondern nur ein Tier, das für ihn arbeitet, für ihn

arbeiten muß, wie seine Ochsen, seine Pferde; das er ebenso grausam zur Arbeit zwingt wie seine Haustiere, das er sich vom Halse schafft wie ein Haustier, wenn es arbeitsunfähig geworden ist. Seine Tochter verkauft er, sobald er bei einem Stammesgenossen einen angemessenen Preis für sie erzielt, seinen Sohn überläßt er dem Minenagenten, sobald dieser ihn gemustert und der Häuptling seine Erlaubnis dazu gibt.

Der Sohn verdient sich außerhalb des Reservatgebietes, sei es in den Minen, sei es als Tagelöhner auf einer Farm, einiges Geld, kehrt nach dem Reservatgebiet zurück und kauft sich dafür so viele Frauen, als er bezahlen kann. Diese Frauen sind dann sein Kapital, und von ihrer Arbeitsleistung lebt er, das ist seine Rente. In dem Reservatgebiet ist jede Arbeit, die schwerste wie die leichteste, Frauenarbeit, der Mann liegt auf der Bärenhaut, läßt sich füttern und tyrannisiert Mensch und Vieh, als ob er von den Göttern dazu eingesetzt wäre. Es ist nachweisbar, daß die Stellung der Frauen um so schlimmer geworden ist, je mehr Basuto sich haben taufen lassen. Dem „er soll dein Herr sein!" haben sie einen von den Missionaren nie geahnten Superlativ gefunden, wie sie überhaupt durch das Christentum nur barbarischer, und durch die Civilisation nur uncivilisierter geworden sind.

Es ist schwer, in dem Basuto einige freundliche Züge zu entdecken. Man hat vielfach gerühmt, daß er sehr bescheiden, ja schüchtern sei, aber die Schüchternheit ist ihm nur eine Maske für seine Heimtücke, die er dem Weißen gegenüber aufsetzt und die er wieder abwirft, sobald er sich eine Gaunerei leisten zu können glaubt. Die körperliche Geschmeidigkeit der Basuto ist in stetem Abnehmen begriffen. Schon im dreißigsten Jahre sind die meist kleinen Kerle so fett und schwerfällig, daß sie zu keiner Arbeit mehr zu gebrauchen wären, selbst wenn sie arbeiten wollten. Die Frauen sind in der ersten Jugend auffallend schön: zierlich elastisch und von liebenswürdigem Charakter, aber sie werden durch die übermäßige Arbeit rasch abgenutzt und machen schon zu Anfang der Zwanziger den Eindruck armseeliger, abgearbeiteter Geschöpfe, mit denen man nur Mitleid haben kann ob ihres tieftraurigen Loses.

Nichts ist so töricht wie der Humanitätsdusel der Herren und Damen von Exeter Hall, die immer von den „armen Farbigen" sprechen und ein großes Geschrei erheben, wenn die englische Regierung die Eingeborenen durch scharfe Maßregeln zur Arbeit zwingen will. Diese weichherzigen Gemüter sollten sich erst einmal mit ansehen, wie der „arme Basuto", den man bei Leibe nicht zu

länger andauernder Arbeit zwingen darf, seine Frau und seine Kinder schindet, wie er den lebendigsten, eindringlichsten Beweis dafür liefert, daß der Müßiggang in der Gestalt, in der er in den Reservatgebieten von der britischen Regierung förmlich privilegiert wird, die Eingeborenen sittlich zu Grunde richtet. Das ist kein patriarchalisches Paradies, was der nicht ganz oberflächlich Reisende im Basutoland findet, sondern ein entnervendes Schlaraffenleben der Herrschenden, ein armseeliges Sklavendasein tausend elend unterdrückter Weiber. Der Gedanke der Reservatgebiete hat sicher sehr viel für sich, aber in der Form, wie er sich in der Wirklichkeit ausnimmt, ist er ein abschreckendes Beispiel für eine eigensinnig durchgeführte Theorie. Die Reservatgebiete sollen Südafrika die farbigen Arbeitskräfte erhalten, in Wirklichkeit aber sind sie der Ruin der eingeborenen Stämme. Und hier liegt auch der Schlüssel der überaus wichtigen südafrikanischen Arbeiterfrage, auf die ich später noch zurückkommen werde.

Meine Anschauungen über die Basuto gründen sich natürlich nicht auf irgend eine Animosität gegen diesen Stamm. Meine Geschäfte mit diesen Leuten sind durchaus glatt verlaufen, und welcher Weiße immer mit den Basuto zu tun haben wird, er dürfte, wenn es ihm nicht an Mut und persönlicher Energie gebricht, leicht mit ihnen zurecht kommen, denn die Basuto sind so feige, daß sie immer nachgeben, wo sie auf einen energischen Willen stoßen, sie sind um so zuverlässiger je rücksichtsloser man sie behandelt, und der Weiße mag daraus gelegentlich Vorteil ziehen. Sympathisch aber sind die Basuto wahrlich nicht, und so herrlich schön ihr Land ist, ich war froh, als ich es wieder im Rücken hatte.

Nach mancherlei Fährlichkeiten gelang es uns, unser Vieh in Bloemfontein zu sehr guten Preisen abzusetzen, und so saß ich eines Tages mit leidlich gefülltem Portemonnaie wieder in dem Zug, der vom Kap nach Johannesburg fährt; eilig riß mich die Lokomotive durch das herbstliche Steppenland der „goldenen Stadt“ entgegen.

12. Kapitel.

Die »golden city«.

Der erſte Eindruck, den ich von Johannesburg empfing, war ein ganz famoſer. Mein Empfang auf der Parkſtation glich nämlich aufs Haar dem, welchen der vielgeprüfte Odyſſeus im Lande der Phäaken fand, nur daß ich in puncto Toilette nicht ganz ſo übel daran war, wie der klaſſiſche „Touriſt wider Willen", obgleich ich nach der Expedition im Baſutolande gerade noch ſtruppig genug ausſah. Schadete aber nichts, die Johannesburgerinnen nahmen es offenbar ebenſo wenig genau, wie die Phäakendamen, denn kaum war ich auf den Perron hinausgetreten, da hatte mich auch ſchon ein ganzer Schwarm reizender junger Mädchen umzingelt, die alle zugleich auf mich einredeten. Man hat mir wohl mit Unrecht öfters im Leben den Vorwurf gemacht, ich ſei zu frech, um mich verblüffen zu laſſen, denn dieſer Empfang verblüffte mich in der Tat. Galt die übergroße Aufmerkſamkeit wirklich mir, dem unbedeutenden Globetrotter, wurde ich verwechſelt, oder herrſchten in dieſer eigenartigen Stadt Sitten, von denen bisher noch nichts nach Europa gedrungen war?

Das Rätſel löſte ſich indes! Nachdem ich mich bereit erklärt hatte zu kapitulieren, wenn mir — von nicht mehr als zehn Damen gleichzeitig — die Bedingungen bekannt gegeben würden, trat eine pikante Schönheit in raffinierter Promenadetoilette mit einer kleinen

Sammelbüchſe vor mich und hielt mir eine kurze Anſprache, aus der zu entnehmen war, daß an einem Tag in jedem Jahr — und dieſen Tag hatte ich Glückspilz erwiſcht — die jungen Damen der Johannesburger Geſellſchaft öffentlich auf den Straßen, dem Bahnhof, dem Marktplatz uſw. für einen wohltätigen Zweck, es iſt mir nicht mehr erinnerlich für welchen, ſammelten, und daß ich auch mein Scherflein beiſteuern ſollte. Wenn man viele Jahre lang auf Wohltätigkeits-Bazaren gerupft worden iſt wie ich, ſo empfindet man dieſe Form als eine angenehme Abwechslung, zumal in fremdem Lande und nach einer Expedition, auf der man von allem anderen, nur nicht von hübſchen Frauen um ſeine Ruhe gebracht worden iſt. Ich ſpendete alſo einen Sovereign, und da der Mohr damit ſeine Schuldigkeit getan hatte, ſo konnte er gehen. Schade, warum hat mich meine Nauſikaa nicht zum Schloß ihrer Väter geführt? Aber die Zeiten der Phäaken ſind vorbei, und ich bin kein Odyſſeus.

Dafür fand ich im Goldfields Hotel ein recht elegantes Zimmer — allerdings zu einem Preiſe, der einen Kommerzienrat einer Ohnmacht nahe gebracht hätte — und meine Koffer. Als ich ein Bad genommen, mich mit Eau de Cologne gewaſchen und mich raſiert hatte, begann ich mich allmählich wieder als Menſch zu fühlen, und in ſehr roſiger Stimmung begab ich mich zum Diner. Das Goldfields Hotel gehört zu den älteſten Häuſern Johannesburgs, es beſtand damals ſeit vollen zwölf Jahren. Das iſt ſchon ein ehrwürdiges Alter in einer Stadt, an deren Stelle ſich noch vor wenigen Jahrzehnten ein weltverlorener Kaffernkraal befunden hat. Wenn man ſich überhaupt die kurze Spanne Zeit vor Augen hielt, in der hier, tauſend engliſche Meilen vom Kap entfernt, aus der ſterilen Karroo eine faſhionable, höchſt moderne Weltſtadt entſtanden war, die dem Zahlungsfähigen auch ſeine anſpruchsvollſten Wünſche befriedigte, ſo kam man aus dem Staunen garnicht heraus.

Ich ſprach darüber mit meinem Nachbar an der Hoteltafel, den meine Bewunderung mit großer Genugtuung erfüllte. Er erzählte mir, daß er einer der älteſten Johannesburger ſei und die Stadt gewiſſermaßen mit habe gründen helfen. Er war aus Kalifornien nach dem Witwatersrand gekommen, als die erſte Kunde von den goldenen Reichtümern, den neu entdeckten Schatzkammern, übers Meer drang und er hatte noch die „Crême“ mit abſchöpfen können. Was er aus jener Zeit zu berichten wußte, hörte ſich an wie ein Kapitel aus dem „Monte Chriſto“, aber da mir ſeine Mitteilungen ſpäter in allen Einzelheiten beſtätigt wurden, ſo will ich hier einiges aus unſerer Unterhaltung wiedergeben.

„Wir waren sechs Kameraden", begann er, „frische, junge Kerls, die sich in Vancouver zusammengefunden hatten und entschlossen waren, in Südafrika das Glück zu suchen, das sie im wilden Westen Amerikas nicht hatten finden können. Wir gingen zunächst nach Argentinien und kamen von dort mit einem sogenannten „Bullox-steamer" nach Durban, wo wir uns an einen größeren Trupp australischer Digger anschlossen, deren Ziel gleichfalls der Witwaters-rand war. Auf Ochsenwagen luden wir unser bischen Habe und Gerätschaften, wie auch Lebensmittel, die wir in Durban gekauft hatten, dann ging es über Dundee und Ladysmith nach Standarton und Heidelberg. Sie werden Heidelberg noch kennen lernen; mit Ausnahme des neuen Hotels sieht es heute noch gerade so aus wie damals, nur daß es damals noch Leute gab, die dort nach Gold suchten und jedes Gärtchen abprospektierten, während man heute nur noch in den Londoner Mahagonibars die Grünhörner auf den Leim der „Heidelberg-Goldminen" zu locken wagt.

Wir hielten uns garnicht erst lange mit dem Nest auf, unsere Sehnsucht war die „golden city", wie Johannesburg getauft wurde, und in ihre Tore zogen wir kurz darauf ein. Das heißt, das ist nur bildlich zu nehmen, denn von Toren war ebenso wenig zu sehen wie vom Gold, und doch fühlte man die Nähe des gleißenden Metalls, es war wie ein großer Zauber, der neben den erbärm-lichen Hütten die ersten Steinhäuser gewissermaßen aus der Erde herauszuziehen schien, die riesigen Schornsteine in die Höhe lockte und die Gesteinsmühlen klappern ließ. Freilich, das ganze war zu-nächst noch ein wüstes Chaos, aber wieder ahnte man die magnetische Kraft, welche die wild durcheinander schießenden Moleküle ordnen und zusammenfassen würde.

Das Leben hatte viel Ähnlichkeit mit dem in einem kalifornischen Diggernest. Bös genug war die Gesellschaft, die sich hier zu-sammengefunden hatte, Messer und Revolver spielten noch eine gar aufdringliche Rolle, von einer Regierung merkte man nicht viel, die Buren sahen sich das ganze Treiben mit großen, neugierigen Augen an wie ein Wunderspielzeug, das ihnen morgen wieder weggenommen werden könnte, sie hinderten niemand, aber sie beteiligten sich auch nicht. „Laßt die Narren!" riefen sie sich gegenseitig zu, wenn es im Hexenkessel einmal besonders wild brodelte.

So bliebs jedem von uns überlassen, wie er sich zurecht fand. Wir Kalifornier fanden als gelernte Miner rasch Arbeit, und der Verdienst war nicht schlecht, wirklich nicht schlecht, so tausendfünf-hundert Mark die Woche verdiente ich doch wohl. Ja, Sie wundern

ſich, Sie glauben, das ſei viel Geld, aber das war es durchaus nicht. Fragen Sie mal, was Sie hier im Goldfields, das damals notabene noch eine jämmerliche Holzbaracke war, für ein gutes Diner nahmen — ſo zwei bis drei Pfund werdens wohl geweſen ſein. Ein Platz unter dem Billard koſtete 8 Shilling die Nacht, wollte man ein beſſeres Zimmer für ſich haben, ſo mußte man ſchon 20—25 Pfund im Monat dafür anlegen, in den ſcheußlichſten Kneipen koſtete der jämmerlichſte Fuſel eine halbe Krone das Gläschen, na und das übrige ſtand zu dieſen Preiſen im Verhältnis. Wohnungen gab es eben nicht für die Tauſende und Tauſende, die da ſozuſagen über Nacht nach dem „Rand" gekommen waren, man baute zwar nach Leibeskräften, aber das Material war teuer und ſchwer zu beſchaffen — vieles mußte hunderte von Meilen weit von der Küſte auf Ochſenwagen herbeigeführt werden, und die Arbeit — glauben Sie, ein Maurer hätte unter einem Monatslohn von 25 Pfund die Kelle in die Hand genommen?

Aber, wo das Gold iſt, da ſind alle Schwierigkeiten zu überwältigen, und ſo entſtand in ein paar Jahren dieſe Wunderſtadt „von Goldes Gnaden". Freilich, mit der Zeit gelang es einzelnen, den Goldſtrom in die von ihnen gebauten Kanäle zu leiten, er wurde immer voller und tiefer, aber er gehörte nicht mehr der Allgemeinheit, nur noch indirekt profitierten wir von ihm und lange nicht mehr ſo reichlich wie am Anfang. Aber alle die vielen Menſchen waren nun einmal da, und alle wollten ſie raſch reich werden, da gabs denn viel Unzufriedenheit, welche die Minenherren bedrohte. Aber die fanden einen Blitzableiter — in den Buren. Unnötig, Ihnen zu ſagen, wo es bei den Buren hapert, ſie haben ihre Fehler und ganz tüchtige dazu. Aber daran, daß ihnen einige 50 000 Menſchen ins Land gelaufen kamen, waren ſie wirklich nicht ſchuld, ſie hatten niemanden gerufen.

Schließlich hätten wir uns das auch ſelbſt geſagt und hätten uns auch bald mit den Buren vertragen, wenn nicht die Holländerſippe ins Land gekommen wäre. Die Holländer ſind der Fluch dieſes Landes geworden. Ich werfe ihnen nicht vor, daß ſie bettelarm nach dem Transvaal gekommen ſind, wir hatten ja doch auch nichts gehabt und wollten hier Geld machen, aber wir, Engländer, Deutſche, Amerikaner, Franzoſen oder was es immer waren, wir wollten arbeiten, die Holländer aber wollten das nicht. Sie wollten an die Regierungskrippe, und da es die damals noch nicht gab, ſo haben ſie ſich eine eingerichtet — aber wohl gemerkt — nur zu ihrem eigenen Gebrauch, ſie ließen keinen heran! Zuerſt kümmerte

ſich niemand um die paar halbverhungerten holländiſchen Schullehrer, Bureaukraten, verkrachten Rechtsanwälte uſw., die ſich in Pretoria einniſteten, aber ſie ſorgten raſch dafür, daß wir auf ſie aufmerkſam wurden. Die Buren haben keinen beſonderen Trieb zur

Arbeit, das wiſſen Sie, ſie ſind aber auch nicht anſpruchsvoll. Alles eher als „induſtriös" veranlagt, hatten ſie bisher aus der aufblühenden Goldinduſtrie keinen Nutzen gezogen. Als ihnen nun aber die Holländer zu zeigen verſprachen, wie man von fremder Leute Arbeit leben könne, da waren ſie natürlich dabei.

So wurden zunächst die Steuern eingeführt, sie waren mäßig, und man zahlte sie gern und willig; viel bedenklicher war schon das Monopolwesen, das mit der Zeit in Pretoria zu hoher Blüte gelangte. Man monopolisierte alles und jedes: mit den ätherischen Ölen fing man an, und schließlich kam man bis zum Dynamitmonopol, das der Mineninduſtrie eines ihrer wichtigſten Hilfsmittel ungebührlich verteuerte. Mit den Monopolen kam der Hochschutzzolltarif, mit dem uns nun hier langsam die Gurgel zugeschnürt wurde, und, was das Schlimmſte war: zu den Geſetzen kamen die Chikanen. Die Buren wurden nun auch immer begehrlicher, und der Einfluß der Holländerclique wurde geradezu unbegrenzt, nachdem ſie die Delagoabay-Eiſenbahn gebaut und den Buren dadurch eine eigene Verbindung mit der Küſte geſchaffen hatten.

In Johannesburg hat man ſich das alles viel zu lange geduldig mit angeſehen. Wir alle wollten nicht regieren, ſondern nur ungeſtört unſeren Geſchäften nachgehen, Geld war ja ſchließlich genug da, und die Mineninduſtrie konnte ſchon einen Puff vertragen. Der Krach kam eigentlich erſt, als die Wirtſchaft in Pretoria in direkte Korruption ausartete, und die Anſprüche der Herren Holländer und ihrer Zöglinge einen Niedergang herbeiführten. Nun verlangten wir Uitlander, die faſt die ganzen Steuern aufbrachten, um mich kaufmänniſch auszudrücken, Einſicht in die Bücher; politiſch bedeutete das eine Beteiligung an der Verwaltung, Sitz im Volksraad uſw. Damit wäre aber die Herrlichkeit der Holländer zu Ende geweſen, und ſo ſteckten ſie ſich hinter Paul Krüger und ſuggerierten ihm, dem ohnehin fremdenfeindlichen Burenpräſidenten, den Argwohn gegen die Ausländer. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu erzählen. Zu unſerem Unglück miſchte ſich Rhodes in die Geſchichte, es kam der Jameſon-Einfall, der uns ein für alle Mal ins Unrecht ſetzte und Waſſer auf die Mühlen der Holländer war. Der Kriegszuſtand zwiſchen Buren und Uitlandern war damit in Permanenz erklärt; wir ſind in eine Sackgaſſe gerannt, aus der wir wohl nicht mehr heil herauskommen werden. Rhodes hat die Engländer für unſer Schickſal intereſſiert, und nun können auch wir ſagen: „Gott behüte uns vor unſeren Freunden, vor unſeren Feinden wollen wir uns ſchon ſelbſt ſchützen.“

„So halten Sie nichts von Rhodes?“ fragte ich.

„Well!“ antwortete der Kalifornier, „für Kimberley war er der Retter, für uns wird er der Ruin ſein. Wenn der Transvaal eines Tages engliſch wird, dann mag England ſich darüber freuen, wir Johannesburger haben keinen Grund dazu. Lieber Paul Krüger

als Cecil Rhodes, lieber Leyds als Chamberlain. Ich weiß, nicht alle denken so hier, aber ich halte die Buren für das kleinere Übel. Eines Tages werden wir mit ihnen doch zur Verständigung gelangen, ja wir hätten uns vielleicht sogar schon verständigt, wenn die englischen Hetzapostel nicht wären, die die Leute mit ihren Versprechungen verblenden. Denken Sie nur an Australien und die heillose Wirtschaft in den dortigen Minendistrikten, dort hätten die Engländer doch Gelegenheit, ihre Musterwirtschaft einzurichten. Aber es ist wenig zu merken von einer Musterwirtschaft in Australien wie in Indien. Und uns hier würde selbst eine Musterwirtschaft nichts taugen, wir brauchen unsere Freiheit. Gegen die Buren werden wir die zur Not noch verteidigen können, gegen die Engländer nicht. Die spannen uns in das Prokrustesbett ihrer „Experiences", die nehmen auf gesetzlichem Wege das Doppelte von dem, was jetzt ausgegeben wird, um die Gelüste der Buren zu befriedigen, und wenn ich die Wahl habe, den Buren oder dem britischen Weltreich den leeren Magen zu füllen, dann lieber noch den ersteren!"

Er hatte sich ordentlich ins Feuer geredet, aber ich hatte ihm mit großem Interesse zugehört. Wieder eine andere Auffassung von den Verhältnissen, über die schon in Kapstadt und im Freistaat vor meinen Ohren so viel debattiert worden war! Nun, jetzt würde ich selbst sehen und hören können. Wahrlich, nicht ohne Spannung trat ich meinen ersten Gang durch die „golden city" an.

13. Kapitel.

Die Jagd nach dem Glück.

„Between the Chains!“ — Begrenzt von der Seitenfront der Börse einerseits, von dem mächtigen Eckſteinſchen Geſchäftshaus andererſeits, verbindet eine verhältnismäßig ſchmale Straße die geſchäftige Commiſſioner Street, die Hauptverkehrsader der „Goldenen Stadt“, mit dem Marktplatz von Johannesburg. Der ſauber asphaltierte Boden weiſt auf die illuſtre Gegend hin, und ſchwere eiſerne Ketten — daher der Name: „Between the Chains“ — ſchließen an beiden Enden den Wagenverkehr ab. Dem ſchweren „Transporter“ wie dem leichten amerikaniſchen „Spider“ wird hier ein Halt geboten, nicht aber den hunderten von Fußgängern, die ſich an dieſer Stelle ſammeln, wenn die Geſchäftszeit ihren Höhepunkt findet in den Aktionen, die drinnen in den Börſenſälen über den Kurs der Papiere entſcheiden, an die ſo mancher von den Outſiders „between the chains“ berechtigte Erwartungen oder noch häufiger allzu ſanguiniſche Hoffnungen knüpft.

Bunt genug wogt hier die Menge durcheinander, bunt genug auch ſind Wunſch und Abſicht, die das aufgeregte Häuflein zuſammengeführt. Der eine ſucht hier ſeinem Broker noch einen eiligen Auftrag zu geben, jener wartet auf einen Freund, der ihm einen guten Börſentip verſchaffen ſoll. Da ſieht man den kleinen Kaufmann, der ſeine geringen Überſchüſſe in Goldſhares angelegt und ängſtlich der Berichte über die Kurſe harrt, die er möglichſt raſch erfahren

will; den Händler, der ſeine kleinen Verkäufe abſchließt und glücklich iſt, wenn er ein paar hundert Zigarren oder gar einen Gaul an den Mann gebracht hat; den Agenten, der gerne eine Kommiſſion verdienen möchte. Der ſtellungsloſe Kommis, der auf eine Vakanz wartet, um dann gleich der erſte am Platz ſein zu können, der Buchmacher, der ſeine „Odds“ anbietet, der Zeitungsjunge, der den „Star“ oder die „Standard and Diggers News“ ausſchreit, ſind hier ſtehende Figuren. Raſch aber verſchwindet jedes andere Intereſſe, wenn eine neue Nachricht von drinnen herausdringt, wenn gar einer der Gewaltigen des „Kaffircirkus“ — ſo nennt man die Johannesburger Börſe — auf die Straße tritt und man aus ſeinen Mienen das „Geheimnis der Stunde“ herauszuleſen ſich bemüht, wenn eine Depeſche anzeigt, daß Chamberlain wieder einmal mit dem Säbel geraſſelt hat, wenn an Tagen einer Minenhauſſe hübſche Gewinne zu unheimlichen Summen aufgebauſcht werden. Dann wieder läuft ein Börſenwitz von Mund zu Mund, den irgend ein Neuigkeitsfex der Außenwelt mitgeteilt hat, ein Kaffer, dem Arme und Beine in grauſamer Weiſe verſtümmelt ſind, und der mit den Zähnen die milde Gabe aus dem Kot aufliest, erweckt für einen Augenblick Anteil. Man unterhält ſich, grüßt Bekannte, erkundigt ſich über dieſes und jenes, aber alles mit einer gewiſſen Haſt, mit einer fiebernden Aufregung. Während man von Gott und der Welt, von Paul Krüger und Cecil Rhodes, von Kaiſer Wilhelm und der Queen ſpricht, iſt alles Sinnen und Trachten doch immer auf das eine gerichtet — business, business, business!

„Man iſt nicht zum Vergnügen in Johannesburg,“ raunt mir da ein Italiener mit biſſigem Geſicht und großem Schnauzbart zu. „Wo wäre auch in Johannesburg ein Vergnügen, das man nicht in Europa tauſendmal ſchöner, tauſendmal beſſer und tauſendmal billiger haben könnte! Man will Geld machen, viel Geld, um dann ſobald als möglich den Staub von den Füßen zu ſchütteln. Jeder glaubt ſein beſonderes Syſtem zu haben, mit dem er das zu erreichen hofft, aber ſchließlich kommt es doch immer auf dasſelbe hinaus.“

Johannesburg iſt die Stadt der Spekulation. Aber die Börſenſpekulation bezeichnet doch nur eine Äußerung des potenzierten Erwerbstriebes, ſie iſt ſozuſagen das ernſthafte, zielbewußte Werben um Fortunas Huld. So liegt ſie naturgemäß in den Händen der Kapitaliſten, die, ſchon im Beſitze größerer oder geringerer Werte, mit einem gewiſſen Selbſtgefühl ihre Anwartſchaft auf die Gunſt der Glücksgöttin geltend machen. Die große Maſſe bringt dieſer Minderheit eine ganz unbegrenzte Ehrfurcht entgegen, und in den

Tagen des „Booms“ — der großen Hauſſe — mag mancher mit ſcheuen, ſinnenden Augen auf die Namen der Herren Wernher und Beit geblickt haben, die an den Fenſtern des Bureaus im Parterre des Eckſteinhauſes beſcheiden und doch jedem Johannesburger ſo unendlich inhaltreich entgegentreten. Dann träumt wohl mancher von einer Zeit, wo auch er an ſtilvollem Diplomatentiſch vielſtellige Zahlen auf die langen, ſchmalen Blätter ſeines Scheckbuches werfen würde, wo auch er in dem lieblichen Doornfontein — der Villenvorſtadt Johannesburgs — ein luxuriöſes Heim begründen könnte, wo auch er einem Heer von Beamten gebieten dürfte in kurzen Befehlen und bedeutungsvollen Ordres. Und raſch malt die Phantaſie ihm aus, wie dann auch vor ihn bei jeder Neubeſetzung im Perſonal die Anwärter treten würden, deren Namen er ſich mit einem Achſelzucken notieren könnte, wie man heute den ſeinen notiert hatte bei der letzten verzweifelten Bitte um Brot und Arbeit.

Aber da erinnert ihn ein gewiſſes Etwas daran, daß er lange, viel zu lange ſchon nichts Rechtes mehr gegeſſen hat, und traurig geht er nach Hauſe. Bald genug indes reißt ihn die Kunde von irgend einem neuen Glücksfall in ſeinem Bekanntenkreiſe aus ſeiner Apathie. Er erinnert ſich, daß es noch garnicht ſo lange her iſt, ſeit er mit dem Betreffenden, der durch günſtigen Verkauf ſeiner „Claims“, durch eine raſch heraufgezogene Minenhauſſe oder ſonſt wie aus einem Nichts eine beachtenswerte und beachtete Perſönlichkeit geworden iſt, gemeinſam bei der letzten Cigarette ſtolze Luftſchlöſſer gebaut hat, die jener heute verwirklichen kann, während er ſelbſt — — —

Er denkt daran, wie ſie ein paar Tage darauf am Totaliſator des „Red Corner“, geſtanden haben und jeder ein ſauer erworbenes Goldſtück wagte, er auf den „Favorit“, jener auf den „Outſider“; der „Favorit“ war geſtürzt, der „Outſider“ hatte das Rennen gewonnen. Und wieder kurze Zeit darnach, da kaufte der eine in einem kleinen, dumpfigen Maklerbureau am Marſhall Square ſeine erſten Shares, der andere aber verlor ſeinen „Job“, die ſo freudig begrüßte erſte Stellung, die er im Goldlande gefunden hatte. Seit der Zeit war ihm nichts mehr geglückt, jener aber ſtieg in fliegender Haſt immer höher und höher; der Coup, der ihm jetzt gelungen war, machte ihn zum reichen Manne. Würde er dem Freunde etwas borgen, nicht zum Leben, nicht zur Linderung des Hungers, der ja freilich recht quälend war, nein, um noch einmal ſein Glück zu verſuchen in dem, was den Kleineren und Kleinſten in Johannesburg Spekulation heißt, im Spiel?

Der Freund borgt; er weiß ja ſelbſt, was Not heißt, es ſind ihm die Zeiten noch nicht aus dem Gedächtnis entſchwunden, wo er ſelbſt gedarbt und Pläne geſchmiedet. Dann kommt der Tag, wo draußen auf dem herrlichen Rennplatz die großen Sportereigniſſe der Saiſon gefeiert werden. In langen Reihen ſtehen die prächtigen Wagen vor dem Hauſe des Randklubs, elegante Lebemänner treten heraus und machen ſich's im Fond bequem; er kommt garnicht dazu, ſie ſelbſt zu beneiden, er beneidet ſchon den wohlgenährten Kutſcher in der gutſitzenden Livree. Immer näher rückt für ihn die Stunde, die entſcheiden ſoll; eine aufgeregte Menge hat ſich vor den kleinen Totaliſatorläden verſammelt, wo die Zettelblocks hängen mit den Namen der Pferde, die draußen an den Start gehen; telephoniſch werden die Reſultate gemeldet. Er weiß, worauf er ſetzen wird, ein kleiner Jokey hat ihm einen „Stalltip" verraten, „etwas Extrafeines"; er holt ſich ſeinen Zettel, legt das Goldſtück hin, und dann tritt er wieder hinaus auf die Straße und wartet. Golden liegt die Sonne auf den nahen Hügeln, ſchwer und bleiern aber fallen ihre Strahlen auf das Asphaltpflaſter der Commiſſioner Street —; Hochſommer — zitternd trocknet er die Schweißtropfen von der Stirn, da plötzlich fährt's ihm durch den Kopf: „jetzt rüſten ſie zu Hauſe den Weihnachtsbaum!" Wilde Heimwehſchmerzen ziehen durch ſein angſterfülltes Herz. Wird er die Lieben wiederſehen? Die Mutter, die Geſchwiſter? Wird es ihm glücken, wird er zurückkehren? Ein plötzlicher Aberglaube läßt ihn alles von der Entſcheidung abhängig machen, die jetzt kommen ſoll.

Da erſcheint hinter den Scheiben ein weißes Blatt, ein Stürzen, ein Drängen, dann ein Name, der durch die Menge fliegt, aber nicht der, welcher auf dem Zettel ſteht, den ſeine zitternde Hand umklammert. Ihm iſt, als müßte er umſinken in hoffnungsloſer, todesmatter Verzweiflung. Da ſchiebt ſich ein Arm in den ſeinen: „Armer Kerl!" Ein Miner iſt's, ein alter Freund noch von der Heimat her, dem es zur Zeit gut geht. Er nimmt ihn mit, er ſtillt ſeinen Hunger, er beſänftigt und tröſtet ihn: „Einmal muß es ja kommen, und es wird kommen — das Glück!" „Aber wird es dann nicht zu ſpät ſein?" fragt er zögernd; er weiß es ja, wie man hier hofft und hofft ſeit Jahr und Tag. Der andere beugt ſich zu ihm hinüber und geheimnißvoll flüſternd erzählt er ihm, daß es jetzt bald anders werde. „Wir Uitlanders müſſen die Sache ſelbſt in die Hand nehmen, wenn die Dinge noch ins Geleiſe kommen ſollen."

Um die beiden ſummt und ſchwirrt es in der überfüllten Bar, da fällt ein Wort, das ſtürmiſch aufgenommen, und weiter getragen

wird: „Jameſon!“; man erinnert ſich, wie es heute vor drei Jahren losgegangen war, und wenn jetzt einer Gewehre verteilte, wer weiß? — In einer Ecke aber ſitzen ein paar Deutſche, alte, trunkfeſte Geſellen, ſie haben bei Laings Neck und am Majubahill mitgefochten, ſie kennen beide, die Buren und die Engländer. Ihnen ſelbſt iſt aus ihrer Regierungstreue das Glück nicht erblüht, das ſie erhoffen durften, auch ſie denken heute in vielem anders als einſt. Sie erinnern ſich an die Landsleute, die man damals in den Regierungsdienſt aufgenommen, um ſie bald genug wieder vor die Türe zu ſetzen; ſie erinnern ſich, wie wenig ſie dem Lande gelten, dem ſie doch ſo manches geopfert, das ihnen ſo manches verdankt.

„Aber Cecil Rhodes“, wirft da der eine ein, „er wird unſer Geld entwerten, er wird Kupfer prägen, dann haben wir den Penny und den Ruin.“ Sein Kamerad lehnt ſich träumend zurück, und da erzählt er von früheren Tagen, von Kimberley, wo er einſt Afrikas ungekröntem Imperator in das kühne, durchdringende Auge geblickt, wo er empfunden hat, daß dieſer Mann mehr iſt als nur Engländer, daß von ſeinem Regime doch mehr zu erwarten, etwas Anderes, etwas Beſſeres, als die langbärtigen Weißen im Volksraad zu Pretoria geben wollten und geben konnten. Die anderen hören ihm zu. Dieſe Außenſeiter meinen, es könne nicht viel ſchlechter werden, weil die Zeiten vorbei ſind, wo hier jeder Geld machen konnte, der Geld machen wollte. So ſind auch ſie gewillt, es mit dem Neuen zu verſuchen; auch ſie fragen ſchließlich: „Wann wird's losgehen?“

Das ſind ſo ein paar Ausſchnitte aus dem Kaleidoſkop des Johannesburger Lebens, ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges, wie es ſich nun Bild um Bild vor mir entrollte. Ich hütete mich damals, Partei zu ergreifen, ich tue es auch heute nicht. Ich will nur ſchildern, nicht urteilen! — — —

14. Kapitel.

Momentbilder.

Sonnabend in Johannesburg! Der Sonnabend iſt der große Tag der Goldſtadt. Da kann man ſie ſtudieren in ihrer vielgeſtaltigen Eigenart, in ihrer betörenden, ſchillernden Buntheit, in ihrer hinter der konventionellen Maske hervorgrinſenden Brutalität, und hie und da auch in ihrer ganzen natürlichen, temperamentvollen Wildheit. Wenn man ſich ſelbſt die ganze Woche hindurch einreden könnte, in einer großen Stadt zu ſein, die nur durch Zufall in Südafrika liegt, am Sonnabend kann man's nicht. Da zeigt Johannesburg die Tiegerklauen, da wird dieſer ſchönfriſierte Barbar „rückfällig," da wird es intereſſant zwiſchen Parkſtation und „Wandererſsgrund."

Ich wohne nicht mehr im Hotel, ich habe ein kleines möbliertes Zimmer in der Marſhall Street bezogen, ganz dicht bei der rieſigen Caſtel-Brauerei, welche die durſtige Goldſtadt mit goldgelbem Gerſtenſaft verſorgt. Meine Zimmerwirtin iſt eine alte Franzöſin, ein energiſches Weib, das vier Erdteile kennen gelernt hat, ſonſt ſehr gemütlich iſt, aber in Geldſachen nicht mit ſich ſpaßen läßt. Sie ſoll die Rechnung von ihren „Herrn" ſchon mit dem Revolver in der Hand eingezogen haben, — das wäre nichts für unſere Pumpgenies — und beſitzt in Geſtalt zweier rieſiger Kaffern „Herausſchmeißer," um die ſie der Löwenbräuwirt in München beneiden würde. Abends ſaß ſie häufig mit uns auf der Veranda zwiſchen zwei großen Palmenbäumen, und wir tranken gemeinſam unzählige „Whisky and Soda."

Wenn sie bei besonders guter Laune war, holte sie Sekt aus dem Keller und begann von ihren Abenteuern zu erzählen. Vom „foyer de danse", vom Ballet der Pariser Oper, hatte sie das Geschick in Gestalt eines schwarzlockigen „Rasta" mit riesiger Diamantbusennadel — wer kennt die Spezies nicht, der jemals über die Boulevards gewandelt und im Café anglais eingekehrt ist — nach San Francisko verschlagen, und am Sacramento hatte sie, ohne jemals den unsterblichen „Knigge" gelesen zu haben, den „Umgang mit Menschen" gelernt. Sie muß sich damals gründlich ausgetobt haben, denn sie gestand uns, daß sie „Frisco" und die Welt nach zwei Jahren so satt gehabt hätte, daß sie am liebsten ins Kloster gegangen wäre. Da sie in dem unheiligen Kalifornien jedoch keines ausfindig machen konnte, ging sie kurz entschlossen nach Vancouver, wo sie den höheren Töchtern lustiger Cyklopen Tanzunterricht erteilte. „Es wird heute noch in Vancouver besser Cancan getanzt, als irgendwo im Westen," erklärt sie mit einem sardonischen Lächeln.

Nachdem in Vancouver alle Leute tanzen konnten, „die es nötig hatten," hielt sie ihre Kulturmission in Amerika für erfüllt und ging nach Batavia, wo sie eine Schnapskneipe eröffnete. Solange sie sich dort mit der hohen Beamtenschaft zu stellen wußte, ging die Sache gut, und sie verdiente eine Menge Geld. Nachdem sich aber eines Tages „einige Leute" ihretwegen umgebracht hatten, wurde ihr die „Bude" zugemacht, und da sie eine Menschenfreundin war, wurde sie Krankenpflegerin. Ihre eigentliche Begabung scheint aber auf dem humanitären Gebiete nicht gelegen zu haben, und so hatte sie nichts dagegen, als sie eines Tages ein Plantagenbesitzer nach Sansibar entführte. Indem er sie dort sitzen ließ, gab er sie dem Trikot und der Öffentlichkeit wieder.

Sie betrat aufs neue die Bretter, die die Welt bedeuten und trennte sich von ihnen erst auf immer, als das Goldfieber sie nach dem Witwatersrand lockte, wo sie nun schon seit Jahr und Tag Zimmer vermietete und so auf ihre Weise zu einer „Goldgrube" gekommen war. Ihre Feinde sagten von ihr, sie hätte alle Sünden begangen bis auf drei: sie habe nie die Hand gegen ihren Vater erhoben, weil sie nie einen gehabt, sie habe nie beim Grabe ihrer Mutter falsch geschworen, weil diese gelegentlich eines Schiffbruches von Haifischen aufgefressen worden, und sie habe nie die Ehe gebrochen, weil sie nie verheiratet war.

Ich würde Ihnen das Porträt dieser Dame nicht gemalt haben, wenn sie ein Unikum gewesen wäre; für Johannesburg war sie indes

ein Typus, der noch immer interessanten „Frau von dreißig Jahren." „Von dreißig Jahren?" — Sie staunen. Ja, es ist hier das Dorado der Frauen, man dividiert ihr Lebensalter durch zwei, wenn sie mehr als fünfzig Jahre alt sind — das ist ein buchmäßiger Gewinn an „reiferer Jugend," aus dem man der Lebensfreude in der Goldstadt Dividenden bezahlt. Es gibt ja auch einige wirklich junge Frauen in Johannesburg, freilich nicht viele, und sie werden meist von den glücklichen Gatten bewacht! — man muß bis in die Türkei gehen, um so etwas wieder zu finden. Die jungen Mädchen schickt man vielfach nach England, und so gibt es hier alles, nur keinen Flirt für einigermaßen verwöhnte Leute und keinen Tanz, als den ums goldene Kalb und den — arme Priesterin der Terpsichore! — brauchen die Leute nicht erst zu lernen.

Im gleichen Hause mit mir wohnten noch ein paar junge Amerikaner, teils Mineningenieure, teils Kaufleute. Einer kam gerade, mich zum Sonnabendbummel abzuholen, als ich mit der „dreißigjährigen" Französin zwischen den Palmenbäumen saß. Glauben Sie übrigens nicht, daß die Palmenbäume in Johannesburg wild wachsen, sie müssen dort genau so gepflanzt und gepflegt werden, wie bei uns, wenn sie auch unter dem südlichen Himmel etwas besser gedeihen, so daß man im Joubertspark einen kleinen Palmenwald „herrichten" konnte.

Die Buren kennen zu lernen, hat man in Johannesburg weniger Gelegenheit; sie lieben die Uitlanderstadt nicht, und die Antipathien sind nicht einseitig. Am Sonnabend jedoch, wenn die Arbeit der Woche hinter ihnen liegt, versagen es sich die Besitzer der Farmen in der Nähe des „Rand" selten, anzuspannen, und am Abend kann man sie dann in der Stadt beobachten, wenn sie mit ihren schönen, stattlichen Töchtern und mit ihren dicken phlegmatischen Frauen vor den lichtstrahlenden Schaufenstern stehen, ohne ihre Bewunderung ganz verbergen zu können. Diese Bewunderung ist auch ganz berechtigt, denn es gibt geradezu prachtvolle Läden hier, und die großen Kaufhäuser arbeiten mit dem ganzen dekorativen Raffinement europäischer Weltstädte. „Tietz" hatte zwar damals noch keine Filiale in Johannesburg, aber dafür gab es das Warenhaus von „Chubleigh," das ein ganzes Häuserquadrat einnahm, von der kleinsten Stecknadel bis zum größten Automobil alles feilhielt, was das Herz nur begehren konnte, und eine wahrhaft amerikanische Reklame machte. Abends wurde auf der einen Seitenfront ein riesiges weißes Tuch heruntergelassen, auf welches ein Projektionsapparat abwechselnd Szenen aus dem Johannesburger Leben, Bilder aus Europa und

den Text beliebter Gassenhauer in Riesenlettern warf, der dann unter Begleitung einer Musikkapelle von der hundertköpfigen Menge abgesungen wurde — ein moderner Ersatz für das Kommersbuch! Dazwischen wurden natürlich in pomphafter Weise Spezialartikel der Firma empfohlen. Den einen Vorhof hatte Chudleigh der Heilsarmee eingeräumt, die dort unter freiem Himmel Anhänger warb und Almosen sammelte, wobei Kirchenlieder im Sechsachteltakt geleiert und von den Bekehrten Reminiscenzen aus ihrem Sündenleben mit lauter Stimme zum Besten gegeben wurden, die den ältesten Seemann zum Erröten gebracht, und bei denen sogar die wahrlich nicht prüden Boerenmädels beinahe die Augen niedergeschlagen hätten.

Die „Miner" machten natürlich ihre schlechten Witze darüber. In Scharen kommen diese Minenarbeiter schon Sonnabend Nachmittag von den Gruben hereingezogen, abenteuerliche, lebenslustige Gesellen, die den reichen Verdienst der Woche nicht rasch genug an den Mann oder auch an die Frau bringen können. Sie würden sichs zum Verbrechen anrechnen, wollten sie auch nur ein paar Schillinge zurückbringen von dem Golde, das sie mitgenommen, und schlaff vom Übermaß des Genießens, mit schweren Beinen und müdem Kopfe kehren sie jeden Montag ebenso arm zur Arbeit zurück, als sie am ersten Tage begonnen. Nun ist aber keine Stelle an der Mine eine dauernde. Mancherlei Gründe veranlassen eine zeitweilige Unterbrechung des Betriebes, das Wasser mangelt, oder man hat das richtige „Reef", die Goldader, verloren, dann werden diese Leute oft für lange Monate arbeitslos, eine schlimme Plage, eine stete Gefahr bildend für die goldene Stadt, der sie sich dann zuwenden, wie die Motten dem Licht.

Man muß sie beobachten, diese verwegenen Kerle, wie sie voll Übermut in die Bars treten, meistenteils von einer Schaar arbeitsloser Kollegen umgeben, für die sie bezahlen, bezahlen und bezahlen; denen sie oft genug sogar noch mit Bargeld aushelfen, wer weiß auch, wie bald die Rollen getauscht werden. Aber das tut der Lebensfreude keinen Eintrag. In dichten Haufen überfluten sie die hellerleuchteten Wege der Markthalle, in denen die Musik spielt, und wo neben Früchten in herrlichster Auswahl, neben Tabak und allerhand Lebensmittel, tausend wünschenswerte Kleinigkeiten zum Verkauf angeboten werden; pfeifend und singend ziehen sie über den Marktplatz durch die President Street, bis sie schließlich in einem Variété die übliche Rauferei absolviert haben, um dann in einem obskuren Bierkeller halb tot vor Müdigkeit beutegierigen Falschspielern oder geschminkten Schönheiten zum Opfer zu fallen.

In dieſen Bierkellern präſentiert ſich Johannesburg noch ſo richtig als Goldgräberſtadt. Trotz des energiſchen Abratens meiner Freunde wagte ich mich in einen der übelſten, den ſogenannten „Exchangekeller", der im Souterrain der Börſe etabliert iſt und an guten Sonnabenden einen Umſatz von 20 000 Mark haben ſoll, hinein. Ich zog mir eine Khakijacke an, ſetzte mir einen breitkrempigen Filzhut auf und ſteckte mir kleines Silbergeld in die Taſche, um nicht wechſeln laſſen zu müſſen. Bei Tage iſt der Exchangekeller ein höchſt anſtändiges Lokal, nach zwölf Uhr nachts verändert er jedoch völlig die Phyſiognomie, dann iſt er in der Tat für Leute, denen etwas an ihren geſunden Gliedern gelegen iſt, kein ganz unbedenklicher Aufenthalt. Trotzdem hielt ich die Beſchreibung, die man mir gegeben, für übertrieben, ich habe aber Abbitte leiſten müſſen, denn ſie wurde durch die Wirklichkeit noch übertroffen, und ich geſtehe Ihnen gerne, daß ich nur einmal im Exchangekeller geweſen bin.

Durch eine enge, gewundene Treppe ſtieg ich in das ziemlich geräumige Lokal hinab, deſſen „Manager", ein ehemaliger öſterreichiſcher Rittmeiſter, mir bekannt war. Ich trat dann auch gleich zu ihm an die Bar, er hatte aber nicht Zeit, mich zu begrüßen. Der prächtige blonde Hüne glich dem Kapitän eines Schiffes, das in einen Orkan geraten iſt. Während er ein Glas Whisky nach dem anderen eingoß, das ihm jedesmal förmlich aus der Hand geriſſen wurde, behielt er das ganze Lokal ſcharf im Auge. Seine Bar glich einer Schanze, und zwar einer gut armierten, denn rechts und links neben ihm lag je ein ſechsläufiger Revolver, eine Vorſichtsmaßregel, zu der er ſich erſt verſtanden, nachdem ihm dreimal vor ſeinen Augen ſeine Ladenkaſſe ausgeraubt worden war. Die Kunden erhielten die Getränke nur gegen Marken, die ſie vorher löſen mußten.

Das Lokal war bis auf den letzten Platz gefüllt, die Luft atembeklemmend und der Lärm ohrenbetäubend. Die Kerle waren im beſten Zuge. Ein Miner warf aufs Geradewohl eine große Anzahl Marken auf den Schenktiſch — „eine Runde für die ganze Geſellſchaft!" — lautes Bravo; jetzt ſpendierte einer nach dem anderen eine Runde. Der Lärm wurde immer wüſter. Plötzlich ein durchdringender Schrei: „Der Hund hat geſtochen!" Alles ſtürzt nach dem Tiſch. Pum! Pum! — Zwei Schüſſe. Der Manager griff ſofort nach ſeinem Revolver. Nochmals: Pum! Pum! — jetzt hörte ich auch das eigentümliche Ziſchen der Kugeln, und gleichzeitig erhielt ich einen Schlag auf die Schulter, daß ich ſofort in die Kniee ſank.

Einen Augenblick war ich wie betäubt. Plötzlich hörte ich ein helles Lachen: „Es ist nichts, sie haben sich schon wieder beruhigt.“ Ich stand wieder auf den Füßen und sah einen riesenhaften Kerl mir gegenüber, der sich vor Lachen die Seiten hielt. Der Manager lachte nun auch: „Seien Sie froh, daß er Ihnen nachgeholfen, Sie kamen nicht rasch genug hinunter.“ Der riesige Miner schüttelte mir mit einem gutmütigen Lachen die Hand: „Haben scheint's noch nicht viel „experience“, aber trinken wir eins!“ Er reichte mir ein Weinglas mit Whisky: „Prost Rest! Sie sind doch ein Deutscher, ich sehe es an dem Schmiß, habe auch in Jena studiert, jetzt bin ich Kaffernaufseher in der „Geldenhuis“, kann nicht jeder Minister werden!“ Ich lachte und stieß mit ihm an, aber vom Exchangekeller hatte ich genug. Es verlangte mich nicht nach mehr „experience“. Sie nehmen mirs doch nicht übel?

Zu den denkwürdigsten Tagen, die ich in Johannesburg verlebte, gehörte das Weihnachtsfest des Jahres 1898. Wir hatten am Abend zuvor einem großen Meeting auf einer der nahegelegenen Minen beigewohnt. Zu hunderten und hunderten waren die Miners herbeigekommen, düstere, verwegene Gesellen, mit dem reichen Wochenlohn in der Tasche, mit dem Grimm über die Dynamitpreise im Herzen, mit dem Wunsche nach einer sensationellen Unterbrechung des einförmigen Tagewerks in dem alkoholerhitzten Gehirn. Schon am Nachmittage hatten die Direktoren, offenbar auf höhere Beeinflussung hin, allen, die irgendwie entbehrlich waren, Urlaub gegeben, und in den unzähligen kleinen Bars hatte man sich bei Whisky und wüsten Schimpfereien auf den Abend vorbereitet. In dem tabakgeschwängerten, schlecht beleuchteten Lokal war eine Zuhörerschaft versammelt, wie kein Hetzapostel sie sich besser hätte wünschen können.

Zweitausend Menschen, die ein halbwegs gewandter Agitator nach entsprechendem Speech kurzweg zu den Barrikaden hätte führen können. Aber dieses Meeting, eines von vielen, stellte nur eine Revue dar. Klar und deutlich wurden von einem jungen, offenbar beliebten Mineningenieur die Mißstände charakterisiert. Die Zurufe aus dem Publikum heraus stellten fest, daß man einig war. Dann redete ein Schotte eine Viertelstunde lang ziemlichen Cancan. Ein alter Yankee hielt den beliebten Vergleich mit den United States für unerläßlich, der bei der sprichwörtlichen Selbstüberhebung dieser Nation ja überall in der Welt zu ihren Gunsten ausfällt; „three Cheers for the Queen!“ verhinderten noch rechtzeitig eine Rauferei, die allgemein zu werden drohte.

Dergeſtalt war das Satyrſpiel, welches das ernſte Schauſpiel einleitete, das am Nachmittag des nächſten Tages den Marktplatz von Johannesburg zur Szene, dreitauſend im tiefſten Innern erregte Menſchen zu Statiſten und den engliſchen Geſchäftsträger zum Hauptakteur hatte.

Hier trat die Mache zurück hinter der ungekünſtelten, ergreifenden Einmütigkeit, in der ſich dieſe ungeheure Menge, welche Gelderwerb und Kampf ums Daſein aus allen Weltgegenden am Witwatersrand zuſammengeführt, aneinanderſchloß zu einem Volk, das ſolidariſch war in ſeinen vitalſten Intereſſen!

Aus ihrer Mitte heraus hatte brutale Willkür ein unſchuldiges Opfer gefordert. Der arme Edgar war von einem rohen Burenpoliziſten ohne Grund und Zweck zu den Füßen ſeiner Gattin gemordet worden.

Für den Uitlander, der in Johannesburg jahraus, jahrein gegen Polizeiinſulten zu kämpfen, unter der unerhörten Vergewaltigung des Burenregimes zu leiden hatte, war das kein einzelner, unbegreiflicher Fall wie für den europäiſchen Zeitungsleſer, es war ihm das Symtom eines neuen Stadiums, zu dem die gouvernementale Anmaßung fortgeſchritten war.

Jeden einzelnen drängte es, der Regierung zuzurufen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Dieſe Loſung fühlte man auch aus der Rede des engliſchen Geſchäftsträgers heraus, die keineswegs in aufreizendem Tone gehalten war, was auch nicht Not tat in einem Moment, wo die nackten Tatſachen ſolch eindringliche Sprache redeten.

Intereſſant war die Steigerung in der Stimmung. Als der engliſche Konſul auf dem Balkon erſchien, fragte man ſich: „Was wird nun daraus werden?“ Als die Menſchenmaſſe unter Drohungen gegen die Schutzleute allmählich auseinander ging, fragte jeder den anderen: „Wann wirds losgehen?“ Und wer gegen 10 Uhr abends die Markthalle oder die Pritchardſtreet durchwanderte, wer hineinſah in die hellerleuchteten Cafés und die überfüllten Schnapskneipen, der konnte aus dichten Menſchenknäueln heraus oft genug das Stichwort hören, mit dem auch ein Freund mich aus meinem Zimmer rief: „Heute Nacht!“

Es war der dritte Jahrestag des Jameſonraid, und ſolche hiſtoriſche Daten haben oft etwas zwingendes.

Eine große Anzahl meiner deutſchen Freunde fand ich an dieſem Abend im „Habsburg,“ einer Bierhalle nach deutſchem Muſter, vereinigt. Die Stunde ſchien gekommen, wo wir uns ernſtlich zu überlegen hatten, was wir tun würden, wenn die gewitterſchwüle

Spannung ſich auflöſen ſollte in ernſten Kampf, wenn die Engländer Gewehre verteilten in den Straßen von Johannesburg?

Daß Deutſche einig ſind, iſt ein viel zu ſeltenes Ereignis, als daß man es gerade in dieſer Stunde und viele tauſend Meilen von der Heimat entfernt mit einigem Recht hätte erwarten dürfen. Aber eine große Mehrheit hatte ſich doch gebildet, und wer die Stimmung in Johannesburg zu dieſer Zeit gekannt, wird ſich nicht wundern, daß ſie gegen die Buren war. Es war kein Burenhaß, der uns an jenem Abend die Entſcheidung eingab, und noch weniger war es, wie man ſich denken kann, die Freundſchaft für die Engländer. Es war die greifbar deutliche Erkenntnis, daß dieſe Wirtſchaft nicht fortbeſtehen könne. Und doch hat dieſelbe auch nach jenem erinnerungsreichen Abend noch fortbeſtanden, ungeſchwächt in der Willkür gouvernementaler Entſcheidungen, ungemindert in dem Egoismus der Regierenden, ungebeſſert in der Beſtechlichkeit der Beamten, in der Rechtloſigkeit der Fremden, in der Unſicherheit Johannesburgs.

* * *

Wer immer als Deutſcher nach Johannesburg kommt, der wird ſich nicht genug darüber wundern können, wieviel Landsleute er hier trifft. Ich ſelbſt war kaum drei Tage in der „golden city", da hatte ich ſchon mehr als ein Dutzend Deutſche kennen gelernt, — nicht zu meiner Freude, wie ich offen geſtehen will, wenn ich auch fühle, daß ich für dieſes Geſtändnis eine Rechtfertigung ſchuldig bin. Mit den Deutſchen im Auslande, und vor allem in den Kolonien, iſt es eine eigene Sache, und wer ſich einmal längere Zeit außerhalb unſeres lieben Vaterlandes den Wind hat um die Naſe wehen laſſen, der wird auch das Gefühl der Ängſtlichkeit kennen gelernt haben, das ſelbſt den beſten deutſchen Patrioten bei dem Zuſammentreffen mit Landsleuten in der Fremde beſchleicht. Gebrannte Kinder ſcheuen das Feuer, und wer, der als Deutſcher die Welt durchwandert hat, fühlte ſich nicht etwas als „gebranntes Kind", wenn er ſich der Erlebniſſe entſinnt, die er draußen mit dem und jenem ſeiner Landsleute gehabt hat. Ich will hier nicht die Erfahrungen auskramen, die ich zwiſchen Liſſabon und Helſingfors, zwiſchen London und dem Kaukaſus, zwiſchen Petersburg und Sizilien geſammelt habe, nur ſo viel: dieſe Erfahrungen haben mich den Deutſchen im Auslande gegenüber ſehr vorſichtig gemacht, und dieſe Vorſicht konnte mir gerade in Johannesburg zu ſtatten kommen.

Über die Deutſchen in der Goldſtadt ließe ſich ein ganzes Buch ſchreiben, aber — wie ſchon angedeutet, — der Inhalt wäre nicht

durchweg erheiternd für den Patrioten, der dem Landsmann so gerne den ersten Platz gönnte in der großen Völkerparade. Es ist selbstverständlich, daß es auch in Johannesburg Deutsche gibt, auf welche die Heimat allen Grund hat, stolz zu sein, die dem Deutschtum in jeder Beziehung Ehre machen, und deren Bedeutung als treue und opfermutige Pioniere deutschen Wesens und deutscher Art bei uns sogar noch lange nicht genug gewürdigt wird. Aber neben den guten deutschen Elementen, die sich vor allem um die großen und angesehenen deutschen Firmen, wie Siemens, Krupp, Orenstein & Koppel, Wolff-Magdeburg, Rolfes, Nebel & Co. scharen, finden sich die „déclassés" in den verschiedensten Stufen. Vom vaterlandslosen Gesellen, der trotz äußerer Unabhängigkeit dem Herrn Engländer am liebsten die Hände lecken möchte und in fünf Jahren sein Deutsch völlig vergessen haben will, trotzdem er weit davon entfernt ist, das Englische auch nur annähernd korrekt zu sprechen, bis zum polnischen Juden, der darauf stolz ist, in Czempin unter schwarz-weiß-roter Flagge geboren zu sein, und der mit dem Sack auf dem Rücken, oder eine alte Hose zum Zeichen seines Gewerbes über den Arm gelegt, einen Jargon verzapft, der mit dem Deutschen nur noch ganz entfernte Ähnlichkeit hat, sind alle Schattierungen vertreten. Und neben diesen Typen die traurigen Existenzen, die in der Heimat von ihren Familien und ihren Standesgenossen für „verschollen" erklärt werden, und die hier in der Goldstadt wieder an Traditionen äußerlich anzuknüpfen versuchen, mit denen sie längst nichts mehr gemein haben.

Da ist der ehemalige deutsche Offizier, der, mit schlichtem Abschied entlassen, hier im Süden, fern von der Kritik seiner Standesgenossen, frei von der Kontrolle der Gesellschaft, zu der er einstens gehört, ein völlig vorurteilsloses Dasein führt, eine abstoßende Karikatur mit dem näselnden Witz, den schäbig eleganten Allüren, der Unfähigkeit, sich zu ernster Arbeit, zur Begründung einer neuen Existenz aufzuraffen. Da ist der ehemalige Korpsstudent mit dem durch Hiebnarben zerfetzten Gesicht, der hier der edlen Weiblichkeit in ekelerregender Skrupellosigkeit löffelweise das Geld wieder abnimmt, das er einst scheffelweise an sie verschwendet haben mag. Da ist der resignierte Arbeitsfeind, der ganz kühl erklärt, wenn man arbeiten wolle, könne man zu Hause bleiben, dafür komme man nicht in die Kolonien. Er wartet, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, hungert sich auf klägliche Weise durch, oder geht auch hin und wieder zum deutschen Hilfsverein, wo in wirklich generöser Weise für die deutschen Landsleute gesorgt wird. Man erhielt dort jeden Morgen zwei Karten, die zu zwei Mahlzeiten im

„Europa-Hotel" berechtigten, wie ſie manch' deutſcher Handwerksburſch in ſeinem Leben noch nicht gekoſtet hat. Ich weiß von armen — auch von faulen Deutſchen, die auf dieſe Weiſe monatelang durchgefüttert wurden, und dabei lag dieſe Laſt auf den Schultern weniger, allerdings ſehr vermögender Herren, die aber auch ſonſt in herzerquickend vornehmer Form überall für das Deutſchtum in Johannesburg eintraten, dem ſie durch unausgeſetztes Bemühen und vor allem durch die eigene Perſönlichkeit, trotz der vielen zweifelhaften Elemente, einen gewiſſen Reſpekt zu erhalten wußten. Bei der Lebensauffaſſung eines großen Teils ihrer Landsleute, bei der unerhörten Weiſe, in der ſie oft genug betrogen und mißbraucht, oft genug auch noch hinterher wegen ihrer Gutmütigkeit und Leichtgläubigkeit verſpottet wurden, mag ihnen ihr Bemühen oft recht ſchwer geworden ſein. Sie haben unter demſelben Moment zu leiden gehabt, an dem auch unſere eigenen Kolonien kranken, bis auch wir Deutſche einmal eingeſehen, daß nicht die Leute für die Kolonien taugen, die zu abſolut nichts anderem mehr zu gebrauchen ſind, bis wir uns entſchließen, wie die Engländer unſere beſten Kräfte als Schützer und Vertreter unſerer Intereſſen ins Ausland zu ſenden, ſtatt verkrachten Exiſtenzen neben der ſühnenden Piſtole noch den Ausweg einer Afrikareiſe plauſibel zu machen.

Hier komme ich auf ein Thema, das mir ganz beſonders am Herzen liegt. Nach meiner Rückkehr von Afrika bin ich von vielen Dutzenden junger Leute um Rat gefragt worden; alle wollten nach Südafrika auswandern, und alle ſtellten ſich dies Südafrika als eine Art Schlaraffenland, oder doch als die gegebene Gelegenheit vor, raſch und mühelos Geld zu verdienen. Soweit es an mir lag, habe ich ſie von dieſem heilloſen und gefährlichen Wahn abzubringen geſucht; es iſt mir nicht immer gelungen, aber vielleicht können dieſe Zeilen dazu beitragen, Auswanderungsluſtige vor ſchweren Enttäuſchungen zu bewahren. Ich will hier nur die Verhältniſſe vor dem Kriege ſchildern, weil ich dieſe aus eigener Anſchauung kennen lernte, aber aus genauen Informationen über den jetzigen Stand der Dinge kann ich nur entnehmen, daß die Ausſichten für Neuankömmlinge am Rande heute noch ungleich ſchlechter ſind, als ſie damals ſchon waren.

Zunächſt ſei das ſchon unzählige Male Geſagte wiederholt, daß es ein frevelhafter Leichtſinn iſt, ohne feſtes Engagement nach Johannesburg zu gehen. Aus dem Umſtande, daß es dort deutſche Firmen gibt, läßt ſich durchaus keine Ausſicht ableiten, eine Stellung zu finden, wenn man nur erſt „unten" iſt, denn die deutſchen Firmen

engagieren ihr Perſonal in Deutſchland und nehmen nur in den allerſeltenſten Fällen und für ganz untergeordnete Poſten Deutſche an, die ſich ihnen an Ort und Stelle anbieten. Die engliſchen Firmen aber ziehen ſtets den Engländer dem Deutſchen vor; bei dem übergroßen Angebot an Engländern aller Klaſſen beſteht in dieſer Richtung für den Deutſchen überhaupt keine Ausſicht.

Wer nun in Deutſchland einen Kontrakt für Johannesburg unterzeichnet, der laſſe ſich vor allem durch die ſcheinbare Höhe des Gehaltes nicht verleiten. Das Leben in Johannesburg iſt drei- und viermal ſo teuer, wie das in europäiſchen Großſtädten, dazu kommen Zeiten der Stellenloſigkeit, in denen etwaige Erſparniſſe raſch aufgezehrt werden, außerdem aber darf man nie vergeſſen, wie wenig angenehm die Lebensbedingungen in Johannesburg, wie koſtſpielig und riskant die Reiſe für den, der nicht einen ſehr vorſichtigen Kontrakt gemacht und ſich über die Bonität der betreffenden Firma ganz genau erkundigt hat. Mit einem Salair von 150 Mark wird ein Kommis ſich in Deutſchland das Leben bedeutend angenehmer geſtalten können, als in Johannesburg mit einem ſolchen von 450 Mark; rechne man von dem, was er vielleicht über das hinaus verdient, die Reiſeſpeſen uſw. ab, und man wird die Folgerungen ſelbſt ziehen können.

Man darf ſchließlich nicht außer Acht laſſen, daß nicht jeder ſich für die Kolonien eignet, wo körperliche Kraft und Ausdauer oft eine viel bedeutendere Rolle ſpielen, als zu Hauſe, und wer gar nach Johannesburg geht, weil er meint, dort Sprachkenntniſſe erwerben zu können, der laſſe ſich geſagt ſein, daß man das Engliſche in dem kleinſten Neſt jenſeits des Kanals raſcher und beſſer lernt, als in dem Völkerpotpourri der „golden city“.

Ich habe die Erfahrung gemacht, und es iſt auch pſychologiſch leicht erklärlich, daß nur die wenigſten von den im Auslande lebenden Deutſchen die ungeſchminkte Wahrheit über ihre Stellung und ihre Lebensverhältniſſe nach Hauſe berichten. Die einen verſchweigen, wie bitter ſchlecht es ihnen in Wirklichkeit geht, weil ſie ihre Angehörigen, die ihnen meiſt ja doch nicht helfen können, nicht in Leid und Sorge verſetzen wollen, die andern begnügen ſich nicht mit der begreiflichen Rückſicht des Verſchweigens, ſondern, während ſie trockenes Brot eſſen und nicht wiſſen, wo ſie des Nachts ihr Haupt hinlegen ſollen, ſchildern ſie den Freunden in der Heimat in glühenden Farben die Vorzüge der Fremde und die große und glänzende Rolle, die ſie dank einer angeblich raſch begründeten ſicheren Exiſtenz hier draußen ſpielen. Für die Demütigungen, die ſie hier durchzukoſten haben, ſoll ſie der

Gedanke entschädigen, daß man sie zu Hause beneide. Das scheint an sich ein harmloses Vergnügen zu sein, aber wenn man die Scharen der Auswanderer beobachtet, die voll siegesfroher Hoffnung Jahr für Jahr in die unbekannte Ferne ziehen, dann lernt man die bedenkliche Seite solcher Korrespondenzen kennen. Durch Vorspiegelung falscher Tatsachen werden manchem grausame Enttäuschungen bereitet, wird mancher, der es in der Heimat vielleicht doch zu etwas gebracht hätte, zu leichtsinnigem Aufgeben bescheidener aber begründeter Aussichten bewogen, um dann jenseits der See die große Zahl der Niedergebrochenen zu vermehren, an die man immer zu denken vergißt, wenn wirklich einmal einer das Glück erjagt hat und mit seinen Schätzen nach der Heimat zurückkehrt.

Ich möchte alle, die zwischen Rhein und Rhin von Südafrikas „gesegneten Gefilden" oder von der Goldstadt am Witwatersrand schwärmen, nur einen Tag lang durch Johannesburg führen, ihnen nur einmal zeigen, womit der größte Teil ihrer Landsleute hier draußen in Wahrheit sein kärgliches Brot verdient, ich bin fest überzeugt, die meisten wären für immer von ihren Auswanderungsgedanken kuriert. Das Proletariat, in das bei den ungeheueren Kosten des täglichen Lebens der Unbemittelte in Johannesburg viel rascher versinkt, als irgendwo sonst, ist hier zugleich am allerübelsten daran. Die niedrigen Arbeiten, die jeder verrichten kann, und mit denen in der Heimat Millionen Menschen wenigstens ihr Leben fristen, besorgt in Südafrika der Farbige; schon aus politischen und sozialen Rücksichten wird der Weiße zu ihnen überhaupt nicht zugelassen; der aller Subsistenzmittel Beraubte trifft es also hier viel schlechter als in Amerika.

Wer ein Handwerk gründlich versteht, ist in Südafrika noch am besten daran; dem Schneider, Schuhmacher, Maurer, Schlosser, Schreiner usw. wird es hier noch verhältnismäßig leicht, gut bezahlte Arbeit zu finden. Entschieden am schlechtesten sind die Aussichten des gelernten Kaufmannes, der nicht über beträchtliche Barmittel verfügt und nicht abwarten kann, bis ihm Glück oder Zufall doch irgendwie ein Pförtchen aufschließen, durch das er in den beneideten Kreis der „Angestellten" hineinschlüpfen kann. In mein Hotel habe ich die beweglichsten Briefe bekommen von jungen deutschen Kaufleuten, die selbst die Kleider hatten verkaufen müssen, die sie auf dem Leibe hatten, nur um den grimmigsten Hunger stillen zu können, und die sich jeder Möglichkeit beraubt sahen, überhaupt nur noch nach einer Stellung zu suchen. Andere konnten vielleicht ein wenig Klavier spielen und verdienten sich das Nötigste, indem sie

Nacht für Nacht in mehr oder minder greulichen Lokalen betrunkenen Minern ihre muſikaliſchen Künſte zum beſten gaben, manchmal mit einem Geldſtück oder einem Schnaps, häufiger noch mit brutalem Hohn oder gar mit Mißhandlungen belohnt, wobei ſie noch gute Miene zum böſen Spiel machen mußten. Selbſt als Kellner unterzukommen, iſt in Johannesburg ſchwer, denn es gibt nur ganz wenige feine Reſtaurants mit weißer Bedienung, und die brauchen für ihre anſpruchsvollen Gäſte gelernte Leute, die ſie bei den hohen Trinkgeldern auch finden. Die Franzoſen und Engländer werden auch da den Deutſchen vorgezogen.

Was endlich die Stellung bei den Minen anbetrifft, ſo ſind ſie zwar glänzend bezahlt, aber nicht für den Kaufmann geeignet. An den Minen gebraucht man erſtens gelernte Ingenieure und Bergarbeiter, zweitens Farbige für die Arbeit unter der Erde, drittens Kaffernaufſeher, wofür faſt ausſchließlich Afrikander verwendet werden, die mit den Eingeborenen umzugehen verſtehen und ihre Sprache ſprechen, viertens Handwerker, und fünftens allerdings auch einen oder zwei Buchhalter und Korreſpondenten; aber dieſe letzteren Stellen ſind recht eigentlich Protektionspoſten, die der Direktor Leuten ſeiner nächſten Bekanntſchaft reſerviert, wenn ſie nicht durch Empfehlungen einflußreicher Aufſichtsratmitglieder beſetzt werden.

Wo liegen nun da die angeblich glänzenden Ausſichten des jungen Kaufmanns? Ich habe ſie hier nicht entdecken können, und von denen, die ich kennen lernte, wurde mir einſtimmig beſtätigt, daß ſie ganz verſchwindende ſind. Das möge jeder beherzigen, der am Witwatersrand raſch und ſicher Millionär zu werden gedenkt. Wenn man mir aber als Gegenbeweis für meinen Peſſimismus geſagt hat: „Sie werden zugeben, daß ein junger Mann, der einiges Vermögen, viel Energie und Tatkraft, gediegene Kenntniſſe, Beziehungen uſw. beſitzt, am Rand ganz gut weiterkommen kann,“ ſo will ich das ja — vorausgeſetzt, daß auch noch Frau Fortuna ihm zur Seite ſteht, — nicht unbedingt in Abrede ſtellen. Das aber wird mir jeder beſtätigen: wer all das Erwähnte beſitzt, der braucht nicht nach Johannesburg zu gehen, er wird im deutſchen Vaterlande, oder auch ſonſt überall in der Welt ſein Glück ebenſo gut, und ſicher viel leichter, machen können, als bei der gefährlichen Sphinx am Witwatersrand, die erbarmungslos jeden in den Abgrund ſtößt, der ihre oft recht tückiſchen Rätſel nicht zu löſen weiß.

15. Kapitel.

Winke.

Wo unſer deutſches Herz im Auslande durch die ſchwierige Lage zahlreicher Landsleute und durch die Art bedrückt wird, wie mit dem ſozialen Herabgleiten vieler an ſich zum Teil recht tüchtiger Elemente das Preſtige unſerer Nation Einbuße erleidet, da wird es den Verſtand anſpornen, nach einem Auskunftsmittel zu ſuchen. So lag es auch für mich nahe, durch eingehendes Studium der wirtſchaftlichen und kommerziellen Verhältniſſe Südafrikas meine unfreiwillige Muße auszunutzen und einen Modus zu ſuchen, wie wenigſtens ein Teil der in der Goldſtadt vielfach unverſchuldet brachliegenden und durch die beſonderen Verhältniſſe zum allmähligen Verkommen verurteilten deutſchen Arbeitskraft für unſere nationalen Ziele und Aufgaben in dieſem Lande nutzbar gemacht werden könnte. Wenn ich das Ergebnis meiner Beobachtungen hier vortrage, ſo geſchieht es nicht in der Meinung, daß die daran von mir geknüpften Vorſchläge Berechtigung hätten, als eine nach allen Seiten hin zweckentſprechende Löſung zu gelten, ſondern weit mehr aus dem Wunſche heraus, die Angelegenheit überhaupt einmal zur Erörterung zu ſtellen. Ich will ſchon ſehr froh ſein, wenn es mir gelingen ſollte, die Ueberzeugung zu ſtärken, daß erſtlich in Südafrika für Deutſchland viel zu holen iſt, daß zweitens der deutſche Export in jenem Lande einen nicht

unbeträchtlichen Fonds an tüchtiger, deutſcher Arbeitskraft vorfindet, die er ſeinen Zwecken mit Erfolg dienſtbar machen kann, und daß drittens unſer Vaterland die Fürſorge für diejenigen ſeiner Kinder, die zwiſchen Kap und Limpopo gegen ihre Erwartung das Unterkommen, das Betätigungsfeld für ihr Können und Wollen nicht zu finden vermochten, welches ſie ſuchten, nicht ſo ausſchließlich wie das bisher geſchehen, der naturgemäß verhältnismäßig kleinen Zahl der wirtſchaftlich günſtiger geſtellten Auslandsdeutſchen überlaſſen darf.

Ich verkenne dabei weder, daß unſere Regierung für die Erhaltung des Deutſchtums in Südafrika ſchon manches getan hat, wofür beiſpielsweiſe die deutſche Schule in Johannesburg redendes Zeugnis iſt, noch daß unſere gutſituierten Landsleute in der Goldſtadt in der überwiegenden Mehrheit ſtets ſtolz darauf waren, ihre Anhänglichkeit an die Heimat zu betätigen, indem ſie ſich der niedergebrochenen Stammesgenoſſen nach Kräften annahmen, ſie vor dem Aeußerſten ſchützten und ihnen, wo es irgend anging, wieder auf die Beine halfen. Ich weiß auch ſehr wohl, daß der Regierung nur ſehr beſchränkte Mittel zur Verfügung ſtehen, um der Verelendung von Auslandsdeutſchen vorzubeugen, und habe im vorigen Kapitel ſchon darauf hingewieſen, daß bei vielen der Johannesburger Deutſchen — anderswo wird es wohl ebenſo ſein — bereitwillig geſpendete Almoſen auch durchaus nicht ſtets angebracht ſind, woher ſie immer kommen mögen. Solche Almoſen werden in Fällen von Krankheit und extremſter Not eine wichtige humanitäre Funktion zu erfüllen haben, aber ſie werden bei geſunden und kräftigen Menſchen kaum je die Energie ſtärken, ſie werden die Ehrlichen und Arbeitswilligen demütigen, ohne ihnen zu helfen. Deswegen denke ich auch nicht daran, die Regierung oder die öffentliche Mildtätigkeit in Deutſchland für die Bedauernswerten anzurufen, welche in Transvaal Enttäuſchungen über Enttäuſchungen erleben müſſen. Ich glaube vielmehr, daß es einen Weg gibt, vielen von ihnen aufzuhelfen und damit das deutſche Anſehen in Südafrika zu heben und ihre bisherigen Wohltäter zu entlaſten, indem man insbeſondere die Kenntniſſe der ausgewanderten deutſchen Kaufleute, für welche, wie bereits erwähnt, die Goldſtadt nur in ſo geringem Maße Verwendung hat, daß ſie Hekatomben in den Abgrund wirft, in den Dienſt des deutſchen Exportes ſtellt und ſie dergeſtalt an der weiteren Aufſchließung des ſüdafrikaniſchen Marktes für den deutſchen Handel und die deutſche Induſtrie Anteil nehmen läßt.

Die Winke, welche ich hier geben möchte, ſollen keineswegs das ganze ſüdafrikaniſche Wirtſchaftsleben umfaſſen, ich ſehe auch davon

ab, ein umfassendes und in die Einzelheiten gehendes statistisches Material heranzuziehen, weil man über die südafrikanischen Marktverhältnisse ein besonderes Buch schreiben müßte, wollte man sie nur einigermaßen erschöpfend behandeln. Es kommt mir vielmehr vor allem darauf an, dem deutschen Fabrikanten wie dem deutschen Kaufmann einige Beobachtungen mitzuteilen, die ihm vielleicht für den Kampf um den südafrikanischen Markt von Nutzen sein könnten, dann aber auch ein Mittel anzugeben, wie deutscher Fleiß, deutsche Tüchtigkeit und deutscher Unternehmungsgeist eine würdigere Vertretung in Südafrika finden könnten als das bisher meist noch der Fall ist.

Wenn ich nun meinen Plan entwickele, so muß ich voraüsschicken, daß meine Winke sich in erster Reihe auf die Versorgung des flachen Landes in Südafrika beziehen. Gerade hier haben die deutsche Industrie und der deutsche Handel noch eine außerordentliche Zukunft, hier ist auch die Konkurrenz weniger scharf, hier ist allerdings auch das genaueste Studium der Bedarfsverhältnisse notwendig. In den großen industriellen Centren finden wir außer den Engländern, vor allem auch die Amerikaner, dann die Franzosen und Belgier, schließlich Österreich-Ungarn, Italien und die Schweiz auf dem Plane. Am rührigsten sind die Amerikaner, die sich mit einem wahren Feuereifer auf den südafrikanischen Markt gestürzt haben, dem sie das Allerneuste und Allermodernste zu bringen wünschen, in dem sie industrielle Möglichkeiten finden, welche selbst die ihres Heimatlandes übersteigen. Es wird den Amerikanern oft zum Vorwurf gemacht, daß sie ungeschickt und wenig energisch seien dort, wo ihrem Handel nicht schon, wie im alten Europa, der Boden geebnet. Mag dies auf den nahen Orient und auf einen großen Teil des asiatischen Erdteils zutreffen, in Südafrika jedenfalls fühlen sich die Amerikaner in hohem Maße zuhause. Neben einer sehr beträchtlichen Fleischkonservenausfuhr haben sie sich namentlich die Versorgung der Minen mit ihrem vorzüglichen Maschinenmaterial angelegen sein lassen und hierbei große Erfolge erzielt, zumal sie es verstanden, auch ihre Ingenieure in den Minenbetrieben heimisch zu machen.

Mit ungeheurer Spannung sah schon zur Zeit des Krieges das technische Amerika nach dem Süden des afrikanischen Erdteiles. Dort, so erklärten die Yankees, stehen wir ganz anderen Verhältnissen gegenüber, als in dem „abgelebten Europa“. Wollen wir hierher liefern, so muß unsere Technik Konzessionen über Konzessionen machen, um sich dem bestehenden Alten anzupassen; in Südafrika

dagegen findet ſich Gelegenheit die mächtigſten Grundlagen zu ſchaffen, auf denen die Zukunft erbaut werden kann. Elektrizität und komprimierte Luft, alle neuſten Erfindungen und fortgeſchrittenſten Methoden können dort gleich zu Beginn in Anwendung kommen, hier brauchen keine Gaswerke von der Einführung der Elektrizität ihren Zuſammenbruch zu befürchten, die neue Flaſche erwartet den neuen Wein. — Man ſieht hieraus, worauf die Amerikaner den Schwerpunkt legen bei ihrem Werben um den ſüdafrikaniſchen Markt. Ich will nun in keiner Weiſe behaupten, daß wir nicht auch auf den Gebieten der modernſten Technik mit ihnen konkurrieren könnten; vor allem wird Deutſchland bei der Ausrüſtung der Minen und bei ihrer Verſorgung mit Chemikalien ſtets eine prominente Rolle ſpielen, aber hier kommen für den Export völlig andere Geſichtspunkte in Frage als bei der Verſorgung des flachen Landes. Hier gibt den Ausſchlag, was in den techniſchen Werkſtätten und den chemiſchen Laboratorien der Heimat geleiſtet wird. Wo unſere Erzeugniſſe gar konkurrenzlos ſind, da kommt der Kunde ohnehin zu uns, der Exporteur braucht ſich nicht noch beſonders um ihn zu bemühen, er braucht nicht die tauſend kleinen Einzelheiten zu beachten, deren Kenntnis außerhalb dieſes Gebietes ſo ſchwer in die Wagſchale fällt.

Auf dem flachen Lande dagegen iſt keineswegs nur entſcheidend, was dem Kunden gebracht wird, hier ſpielt auch das „Wie“ eine ſehr weſentliche Rolle, und ich glaube nun, daß dieſes „Wie“ zu ergründen die bereits in Südafrika befindlichen jungen deutſchen Kaufleute berufen ſein könnten. Die Elemente, die auf dem flachen Lande verſorgt werden ſollen, ſind ſehr verſchiedenartige. Von den Raſſen unterſchieden zwiſchen Europäern, Buren, Afrikandern und Schwarzen abgeſehen, enthalten die einzelnen Gebiete wie die Kapkolonie, Natal, Griqualand Oſt und Weſt, Betſchuanaland, Namaqualand, die Territorien des Oranjefluſſes und der ehemaligen Südafrikaniſchen Republik, Baſutoland, Zululand, Swaziland, Rhodeſia und Zambeſia ſo unendlich viele Nuancen in den Anſprüchen, den Bedürfniſſen und dem Geſchmack ihrer Bewohner, daß es von vorn herein ein widerſinniges Beginnen wäre, ganz Südafrika über einen Kamm ſcheeren zu wollen. Wie ſoll aber der deutſche Fabrikant individualiſieren, ohne daß er Land und Leute kennt, ohne daß er weiß, in welcher Geſtalt jede Raſſe und jedes Territorium die Gebrauchsgegenſtände bevorzugt? Selbſt das Land beſuchen, wo man ſeine Waren abſetzen will, oder es bereiſen laſſen von Kaufleuten, die, aus Europa geſandt, zunächſt Monate brauchen, um die Sprache zu lernen, um ſich in die Verhältniſſe einzuleben — das wäre auch

für große Firmen ein Risiko, das zu den Aussichten, wie ich zugebe, in keinem Verhältnis stände.

Nun könnte man ja einen Geschäftsfreund in Südafrika beauftragen, Muster zu senden, oder man könnte mit einer gutempfohlenen Firma zu diesem Zweck in Verbindung treten. Es sind auch derartige Versuche schon unternommen worden, aber sie haben einen nennenswerten Erfolg nicht gezeitigt. Wie wäre es nun, wenn man die jungen Deutschen, die stellungslos allerorten in Südafrika anzutreffen und den Konsulaten meist durch häufige Inanspruchnahme bekannt sind, in dieser Richtung zu beschäftigen versuchte? Gerade in Südafrika besitzen wir ausgezeichnete konsularische Vertretungen, die ihre Aufgabe für den Exporthandel richtig erfaßt haben. Sie wären — schon um die lästigen Bittsteller los zu werden, denen sie oft nicht so helfen können, wie sie gern möchten — sicher bereit, die Auswahl zu übernehmen. Die jungen Leute würden alsdann zu Fuß, oder auf einem Reittier, was da unten auch keine beträchtliche Ausgabe ist, das Land kreuz und quer bereisen und die Muster, die sie gesammelt, oder genaue Abbildungen, Beschreibungen, Zeichnungen usw. wieder bei den Konsulaten einliefern, denen doch immerhin eine gewisse Routine in deren Beurteilung zukommt. Auch wo spezielle Warenkenntnis notwendig ist, wird das Konsulat leicht eine geeignete Persönlichkeit ausfindig machen, zumal das Angebot ja groß genug ist, und es neben den jungen Kaufleuten auch zahlreiche Ingenieure, Maschinentechniker usw. gibt, die derartiges gern annehmen. Die Reisespesen solcher Agenten würden gering sein, da sie sich doch längst ihre europäischen Prätentionen abgewöhnt haben und froh sind, etwas verdienen zu können. Sollte das Verfahren — was ja sehr zu wünschen wäre — später größere Dimensionen annehmen, so könnte nichts leichter sein als in Deutschland schon bestehende Verbände nach dieser Richtung hin zu interressieren und sie zu bewegen, für einen dem Konsul zu unterstellenden Vertrauensmann eine für die Vorteile kaum in Betracht kommende Summe auszusetzen. Auch dieser Vertrauensmann, am besten ein älterer Kaufmann, der schon längere Zeit im Lande ist, kann an Ort und Stelle gefunden werden. Seine Aufgabe wäre es, die jeweils geeigneten Elemente, über die er meist ganz gute Orientierungen bereits mitbringen wird, anzuwerben, ihre Tätigkeit zu beaufsichtigen und die gelieferten Muster nach Deutschland zu senden.

Man wird sich fragen, warum ich gerade soviel Wert darauf lege, daß mit peinlicher Genauigkeit die Muster nachgeahmt werden, die an Ort und Stelle gebräuchlich sind. Ich rate dazu, weil der

Bur, der als Kunde auf dem flachen Lande für unseren Export doch an erster Stelle in Betracht kommt, noch viel konservativer ist als der Engländer. Für jeden zerbrochenen Topf, für jeden zerrissenen Rock, für jeden unbrauchbar gewordenen Pflug, jeden Sattel, jedes Hausgerät will er etwas möglichst Ähnliches haben, wenn er es ersetzen muß. Ich habe die Buren beim Einkauf beobachtet und auch schon in einem früheren Kapitel geschildert, wie sich dieser schwierige Akt vollzieht. Gewiß betrachtet der Bur alles Neue, was er im Laden zu sehen bekommt, mit größtem Interesse, der Glanz freut ihn, von der Brauchbarkeit aber läßt er sich nicht so leicht überzeugen; er geht kopfschüttelnd weiter und sucht und sucht, bis er gefunden, was er sich in den Kopf gesetzt. Deshalb kann der richtige Bur den Verkäufer auch geradezu zur Verzweiflung bringen, und Geduld, dreimal Geduld ist die Vorbedingung, um etwas bei ihm abzusetzen.

Die Farbigen, deren Versorgung, speziell mit Massenartikeln, äußerst lohnend ist, sind zwar weit neuerungssüchtiger als die Buren, aber doch nicht etwa in dem Maße, daß sie nun alles kaufen würden, was sie noch nicht kennen. Im Gegenteil — ihr Geschmack bewegt sich in ganz bestimmten Richtungen und nur, wer sie durch und durch kennt, wird in der Lage sein, ihnen etwas Neues zu bringen, was sie annehmen. Der Kaffer ist außerdem im allgemeinen sehr geizig, er muß ja schließlich seinen Wochenlohn auch hart genug verdienen und kauft am liebsten auf den zahlreichen Auktionen, die ein Krebsschaden für das solide südafrikanische Geschäft sind. Kaufkräftig ist der Kaffer meist deswegen, weil er im Verhältnis zu seinen Bedürfnissen fast durchweg recht gut verdient, und weil er seine einzige Leidenschaft, die für den Schnaps, doch nur unter unverhältnismäßigen Schwierigkeiten befriedigen kann, vor denen immerhin mancher zurückschreckt. So sucht sich der Farbige wenigstens in der Nähe der großen Städte hübsch anzuziehen und überhaupt Staat zu machen. Auf dem Lande konsumiert er ungeheuer viel Tabak, braucht demgemäß sehr viel Streichhölzer und ist im übrigen meist für dieselben Waren Abnehmer, die der Farmer kauft, auf dessen Grund und Boden er wohnt; denn auch er hat seinen kleinen Acker und seine kleine Herde, auch er braucht seine Werkzeuge, seine Droguen, seine Säcke, sogar gewisse Kosmetika für seine Frauen, ebenso wie primitive Schmuckgegenstände.

Wie würde sich nun der Verkauf gestalten, nachdem der deutsche Fabrikant genau über das unterrichtet ist, was gewünscht wird, nachdem er sich in der Lage befindet, Musterkollektionen über das Meer

zu ſchicken, die in getreulicher Nachahmung alles enthalten, was man dort ſucht? Zunächſt gilt es, ſich darüber zu informieren, auf welchem Wege ſich der Kunde verſorgt, und von wo er ſeinen Bedarf bisher gedeckt hat. Der Handel auf dem flachen Lande in Südafrika bedient ſich dreier großer „Diſtributoren“: erſtens der Läden in den kleinen Kirchdörfern, die der Bur mehrmals im Jahre beſucht, und bei denen er ſeine großen Einkäufe macht, zweitens der ſogenannten „Kaffern-ſtores“, die man überall auf dem Lande vom Kap bis zum Zambeſi finden kann und die, wie ſchon ihr Name ſagt, auch die Eingeborenen zu ihrem Kundenkreiſe zählen. Hier kauft der Bur das, was er von heute auf morgen braucht: faſt immer ſeinen Tabak und ſeine Streichhölzer, ſeine Munition, ſeine Konſerven, häufig einen Sattel, Zaumzeug, einfache Werkzeuge, Hausgeräte, die raſch ergänzt werden müſſen, Kochgeſchirr, Schuhe, Khakianzüge, Patronengürtel, Hüte, Seife uſw. Hin und wieder ergänzt er hier auch einzelne Teile, die ihm an ſeinen Maſchinen, Wagen, Pferden- und Ochſengeſchirren defekt geworden ſind, ſowie ſeinen Vorrat an Droguen uſw. Als dritter Faktor in der Verſorgung des Farmers iſt der Hauſierer zu nennen. Mit der fortſchreitenden Kultur, mit dem Ausbau der Eiſenbahn iſt deſſen Bedeutung für die Kapkolonie, für Natal und den Trans-vaal geſunken. Er hat infolgedeſſen ſeine Tätigkeit mehr nach dem Norden verlegt, wo er in Rhodeſia und Zambeſia noch eine große Rolle ſpielt. Vor noch nicht gar langer Zeit hat ſogar der kommer-zielle Verkehr mit dem Zambeſiländern faſt ausſchließlich in ſeiner Hand gelegen.

Jetzt ſind die großen Trading-Companies vielfach an ſeine Stelle getreten, die in der Lage ſind mit bedeutenden Kapitalien das ſehr ergibiege Feld des Zambeſihandels intenſiver auszunutzen, aber natürlich auch mit bedeutend höheren Speſen arbeiten als der Hauſierer, der, meiſtenteils Jude und ein vielgereiſter, welterfahrener Mann, welcher in allen Idiomen radebrecht, mit dem Sack auf dem Rücken, den großen Knotenſtock in der Hand, ähnlich wie früher auch bei uns, von Ort zu Ort, von Farm zu Farm wandert und ſeine Ware feilbietet, für die er gelegentlich Naturalien in Zahlung nimmt, manchmal aber auch, wenn er es ſchon zu einem kleinen Transport-wagen gebracht hat, Felle und Rohmaterialien. Der Hauſierer iſt mehr Lieferant der Frauen als der Männer. Von ihm kauft man auf den Farmen häufig das, was man eigentlich nicht nötig hat: kleine Ausſtattungsſtücke für die Wohnung, Gürtelſchnallen, auch wohl Patronengürtel, Bücher, wenn man des Leſens mächtig, alte Zeitungen, Brillengläſer, Hausmittel, die für einen beſonderen Krankheitsfall

angeprieſen werden. Die Frauen nehmen dem Hauſierer Schürzen, ſeidene Tücher und Bänder, beſcheidene Schmuckſachen uſw. ab, kurz der Hauſierer iſt eigentlich der Lieferant für das, was jenen weltentlegenen Gegenden „Luxus“ heißt, er bringt ſeine Waren an, weil er in jahrlanger Erfahrung gelernt hat, was ſeinen Kunden gefällt und oft auch auf eine beſtimmte Beſtellung hin in einer größeren Stadt für dieſe verſchiedene Artikel einkaufen kann, deren Abnahme ihm dann garantiert iſt. Der Hauſierer arbeitet nicht ſelten mit einem oder mehreren Kaffernſtores zuſammen, häufig iſt er auch den „Wholeſaleſtores“ in den größeren Städten ein Abnehmer ihrer Ladenhüter. Die Verbindung mit ihm hat den großen Kolonialhäuſern ſchon manchen Vorteil gebracht, er iſt auch als Einziger in der Lage, gelegentlich einmal eine neue Mode zu „lanzieren“.

Der Verſuch, deutſche Fabrikate im großen Maßſtabe nach Südafrika zu exportieren, hat natürlich nicht beim Hauſierhandel einzuſetzen, ſondern bei den oben erwähnten Kaffernſtores. Damit iſt aber auch zugleich die Art der Ware gegeben, auf die ſich meiner Anſicht nach der deutſche Export in Südafrika werfen muß, wenn er ſich populariſieren will. Was wir dem ſüdafrikaniſchen Farmer wie dem Farbigen zunächſt einzig und allein mit Erfolg bringen können, iſt der Maſſenartikel und nicht die Qualitätsware; dies iſt bis jetzt von Deutſchland verkannt worden. England hat im Jahre 1898 Waren im Werte von ca. 10 Millionen £ nach Südafrika exportiert, das war nur möglich, indem es ſich auf den Export von Maſſenartikeln warf.

Um nun auf einzelne Branchen einzugehen, die in Süd-Afrika beſondere Ausſichten haben, möchte ich zunächſt die deutſche Bekleidungsinduſtrie ins Auge faſſen, welche auch berufen war, ſofort nach Beendigung des Krieges in Front zu gehen. Namhafte Beſtellungen, welche die Buren in dieſer Richtung ſchon während des Krieges nach Deutſchland gaben, haben hier einen Kontakt geſchaffen, welcher viel wert iſt, wenn er weiterhin geſchickt ausgenutzt wird. Der Bur hat deutſche Anzüge, deutſche Mützen, deutſche Mäntel in einer Zeit kennen gelernt, in der ſie ihm doppelt gute Dienſte geleiſtet und wird ſich auch im Frieden ſtets gern daran erinnern. Aber von den Buren ganz abgeſehen gilt es auch in den Hafenſtädten, ſich zunächſt der Objekte zu bemächtigen, die jeder Fremde benötigt, ſobald er den Fuß ans Land ſetzt, die jeder Küſtenbewohner braucht, ſobald er ſich entſchließt „upcountry“ zu gehen, mit anderen Worten: wir müſſen uns zunächſt Muſter von Ausrüſtungs-Gegenſtänden verſchaffen, die für das Klima und die be-

sonderen Verhältnisse geeignet und praktisch sind, müssen diese in größeren Mengen fabrizieren und sie mit dem Wanderer, der von der Küste aus landeinwärts geht, ihren Propagandaweg durch Südafrika machen lassen. Billigkeit und Dauerhaftigkeit sind hier weit mehr als Eleganz die ausschlaggebenden Faktoren. Kräftige, dabei nicht zu schwere Stiefel, die weder durch Knöpfe noch durch Riemen, sondern einfach durch eine Schnalle geschlossen werden, dauerhafte Reithosen, bequeme Khakijacken, breitkrempige Filzhüte und wollenes Unterzeug kommen in erster Reihe in Betracht.

Als weitere Glieder in der Phalanx folgen die Werkzeug-, die Leder-Industrie und das Gebiet der landwirtschaftlichen Maschinen, die heute noch in erster Reihe Amerika liefert. Die amerikanischen Maschinen sehen hübsch aus, was besonders für den Buren nicht selten eine Rolle spielt, halten aber nicht lange und sind nicht leicht zu reparieren, wenn sie einmal defekt geworden. So kommt es, daß auch viele Burenfarmer die englischen Maschinen vorziehen, die unansehnlicher aber dauerhafter und den Landesverhältnissen besser angepaßt sind. Auch die Wageninduſtrie hat in Südafrika ein weites Feld. Endlich wird auch die Automobilinduſtrie hier einen aufnahmefähigen Markt finden, wenn sie erst die Kinderkrankheiten überstanden hat. Noch kurz vor dem Krieg hat eine belgische Automobilgesellschaft sich sehr bemüht, von der Burenregierung ein Monopol zu erhalten, sie muß sich also einen Erfolg des Automobils ziemlich bestimmt versprochen haben, denn ein solches Monopol kostete sehr viel Geld.

Item: Was den deutschen Fabrikanten und Kaufmann zuerst interessieren muß, ist das gemischte Warenlager eines Kaffernstores, der bestimmt ist, in einer Bevölkerung von Minern, Farmern und Farbigen den Kern zu bilden, um den sich später der Handel kristallisieren kann.

Die Persönlichkeit des Storekeepers spielt für den Erfolg einer solchen Handelsniederlage selbstverständlich eine große Rolle. Er muß etwas englisch sprechen können, die Sprache ebenso wie die Eigentümlichkeiten der Buren völlig beherrschen und außerdem des Idioms der in der betreffenden Gegend ansässigen Eingeborenen mächtig sein, weil er häufig genug mit ihnen zu verhandeln hat, ohne daß ihm ein Dolmetscher zur Verfügung steht. Mit andern Worten: es eignet sich zur Übernahme eines Kaffernstores nur ein Mann, der mit Land und Leuten völlig vertraut ist, mehrere Jahre in Südafrika gelebt und seine Tauglichkeit für die Kolonien erwiesen hat. Derartige Leute gibt es nun zwar genug, ein wichtiges Moment ist es aber für den Grossisten, an dem der Händler doch

immer einen Rückhalt haben muß, daß der sich Etablierende auch vertrauenswürdig ist und wenigstens ein kleines Vermögen, oder doch einen Kredit in Höhe von 8—15000 Mark besitzt. Unter allen Umständen muß er seine ersten Zahlungen in bar zu leisten im stande sein, und bis er das Geschäft beginnen kann, wird er meist mindestens 5000 Mark auszugeben haben.

Ein Fehler, der vielen „Storekeepers" verhängnisvoll geworden ist, besteht in einer mangelhaften Orientierung über die Kreditverhältnisse des Landes. Ein Bur, der im Kaffernstore Einkäufe macht, hat alles eher bei sich als bares Geld und würde sehr verwundert sein, wenn der Verkäufer sofortige Barzahlung beanspruchen wollte. Hierin macht der Wohlhabende keinen Unterschied von dem vollständig Vermögenslosen, und so ist ein Haupterfordernis im Verkehr mit den Kunden eine umfassende Personalkenntnis. Diese ist aber auch von einem anderen Gesichtspunkt aus notwendig.

Das Hansemannsche Wort, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört, ist auf den Verkehr mit den Buren nicht anwendbar; im Gegenteil, für den richtigen Bur fängt beim Geschäft erst die Gemütlichkeit an. Damit, daß man ihm beim Eintritt in den Laden die Hand schüttelt — eine Förmlichkeit, die der Kaufmann selbst dem völlig Fremden gegenüber nie unterlassen darf — ist die Sache noch lange nicht getan.

Die Bedienung eines Burenfarmers, besonders wenn er von weit herkommt, erfordert oft viele Stunden und ist äußerst ermüdend. Man muß deshalb immer noch einen Gehilfen im Laden haben, der während dieser Zeit die farbigen Kunden versorgt. Deren Einkäufe sind meistenteils unbedeutend und rasch erledigt, dafür kommen sie um so häufiger und sehr selten einer allein, sondern stets in großer Anzahl. Die Begleiter des schwarzen Käufers spielen aber nicht nur die Ratgeber, sondern sie benutzen meist auch die Gelegenheit, um kleinere Gegenstände, die ihre Habgier reizen, zu eskamotieren, es heißt also: scharf aufpassen! Der Kaffer muß unter allen Umständen sofort bezahlen, ihm Kredit zu geben, ist immer unklug. Anders bei dem Bur! Hier entscheidet die Vermögenslage, die man aber keineswegs nach der Größe des Grundbesitzes allein berechnen darf. Ausschlaggebend ist der Besitz an Vieh, und an dieses wird sich der Käufer auch bei der Zahlung meist zu halten haben.

Wenn die Zeit gekommen ist, wo der Farmer seine Schafe scheert, wird der Storekeeper eine Reise anzutreten haben. Mit einigen zuverlässigen Boys zieht er auf der zweirädrigen Karre von Farm zu Farm. Er präsentiert seine Rechnungen und einigt sich

dann mit dem Farmer über das Vieh, das er als Gegenwert in Zahlung nimmt, denn Bargeld wird er fast nirgends vorfinden. Da die Viehpreise nicht sehr schwanken — ein kräftiger Ochse kostet zwischen 250 und 300 M., ein Schaf ca. 11 Schillinge — so wird man hier rasch handelseins; freilich wird der Bur immer dazu neigen, den Storekeeper zu „vernücken" oder auf gut Deutsch zu betrügen, aber seine Kniffe sind ziemlich stereotyp und dadurch kommt man ihnen rasch auf die Spur. Immerhin bleibt der Zahlungsmodus ein höchst umständlicher, solange die Farm des Käufers der Erfüllungsort ist. Hier hat jedoch die englische Invasion einen gewissen Umschwung herbeigeführt, indem sie mehr als bisher Bargeld ins Land brachte. Dann aber versteht es der Storekeeper meistenteils, mit dem Geldeintreiben auch noch andere Zwecke zu vereinigen, er lernt das Land kennen, vergrößert seine Vertrautheit mit den Verhältnissen und wird als praktischer Mann daraus Nutzen zu ziehen wissen.

Die Zeit der Schafschur wird zu dieser Reise gewählt, weil der Storekeeper sich bei der Gelegenheit auch an Ort und Stelle über die Qualität der Wolle orientieren will, die auf den verschiedenen Farmen produziert wird, denn alsbald nach der Rückkehr wird der Verkäufer zum Käufer. Eigentliche Wollmärkte gehören bis jetzt wenigstens in Südafrika zu den Seltenheiten. So ist der Farmer auf den Storekeeper als Abnehmer angewiesen.

Dieser einigt sich mit seinen Kollegen über die Preise. Manchmal gelingt das auch nicht, und dann tritt die Konkurrenz in ihre Rechte. Konnte ein Ring nicht zu stande gebracht werden, dann überbieten sich die Storekeepers in jeder Weise. Auf einer schwarzen Tafel, die vor dem Laden ausgehängt ist, findet der Farmer die Preise für die verschiedenen Qualitäten mit Kreide angeschrieben. Auf großen Transportwagen werden die Säcke herangeschafft, und die Qualitätsprobe beginnt. Die Säcke, in denen die Wolle festgestampft ist, werden hier nicht geöffnet, sondern der Käufer schneidet mit dem Messer an einer beliebigen Stelle ein Loch, das dann wieder zugenäht wird. Es kommt nicht selten vor, daß er mehr Sand als Wolle findet, denn leider sieht der Bur das Hauptkunststück nicht darin, eine möglichst reine Wolle zu produzieren, sondern darin, Wolle und Sand möglichst geschickt zu vermengen. Ehe sie dieses Prinzip verlassen, werden die südafrikanischen Kolonieen, die Europa ein hervorragender Wolllieferant sein könnten, keine Qualitätsware produzieren, so günstig die sonstigen Verhältnisse auch hierfür liegen mögen. Beim Absatz seiner Wolle ist der Bur nicht konservativ. Der Neuling ist ihm der liebste Käufer, weil er ihn

für weniger „geriſſen“ hält. So wird mancher Storekeeper mit dem Buren zuerſt als Käufer in Verbindung treten müſſen, um ſich einzuführen. Erweiſt er ſich dabei als ſchlauer, geſchäftskundiger Mann, ſo wird das den Farmer aber keineswegs abſtoßen.

Im Wollhandel liegt ein Schwerpunkt des ſüdafrikaniſchen Geſchäftes. Die Wolle wird auch vielfach das „subject to regulation“ des Storekeepers mit ſeinen Lieferanten an der Küſte ſein, denn, nachdem die erſten Einkäufe gemacht ſind, muß darauf geſehen werden, daß auch das Importhaus ein Konto eröffnet und längere Ziele, am beſten gleichfalls Jahresabrechnung, gewährt, ſo daß nach dem Abſchluß der Wolllieferung die Regulierung erfolgt.

Auch darin liegt ein außerordentlicher Vorzug der Kaffernſtores, daß ſie ein Mittel, nicht nur zur direkten Verſorgung, ſondern auch zur direkten Abnahme der Landesprodukte darſtellen, denn, um ſelbſtändig ſeine Ware zu exportieren, dazu fehlt dem Bur ſo gut wie alles. Will man alſo mit ihm Handelsbeziehungen anknüpfen, ſo kann es nur durch den Zwiſchenhändler geſchehen, und von dieſem hängt es ab, wohin die Produkte geleitet, woher die Bedarfsartikel bezogen werden.

Denke ich mir nun aber die Unterſtützung der Kaffernſtores durch deutſche Unternehmer und ihre Einrichtung durch landesanſäſſige Deutſche als das, was zunächſt in Angriff zu nehmen iſt, ſo ſoll doch der Kaffernſtore nur die Baſis ſein, auf der ſich der deutſche Handel in Südafrika aufbaut.

Es finden ſich heute ſchon einige Beiſpiele, wo die Beſitzer ſolcher Kaffernſtores in verhältnismäßig kurzer Zeit in die Lage gekommen ſind, ſich von den Kolonialhäuſern an der Küſte zu emanzipieren, wo Deutſche, die hier ihr Glück gemacht haben, direkt, z. B. mit Hamburger Großfirmen, in Verbindung treten konnten, und ſo den Profit der zumeiſt engliſchen Küſtenhäuſer ausſchalteten. In einzelnen Artikeln allerdings muß ſich der Storekeeper immer ſeinen Lieferanten an der Küſte halten, von dem er gewiſſe Waren in kleinen Poſten beziehen und auch einen Artikel, der ihm unvermutet raſch ausgegangen, in kurzer Zeit ergänzen kann. Das Beſtreben, den Kommiſſionär an der Küſte zu überſpringen und direkt aus der Heimat zu beziehen, iſt jedenfalls bei den Storekeepers überall da zu konſtatieren, wo die Kapitalkraft ſich ſteigert. Dies Beſtreben hat bisher England großen Vorteil gebracht; wenn Deutſchland ſich desſelben Syſtems bedient, würde es auch uns zugute kommen.

Die Vorzugszölle, welche mit der englischen Herrschaft ihren Einzug in Südafrika gehalten haben, brauchen uns nicht allzusehr zu ängstigen. Diese Vorzugszölle haben in ihrer jetzigen Gestalt als Restriktionsmittel nur eine minimale praktische Bedeutung. Wo man sich im Auslande näher mit den Vorzugsbedingungen beschäftigt hat, ist man auch schnell dahinter gekommen, daß dieselben den friedlichen Wettbewerb der Nationen um den südafrikanischen Markt in keiner oder doch nur in höchst bescheidener Weise zu Gunsten Englands „handicapen". In Wirklichkeit wird an der offenen Tür nach wie vor festgehalten, und die Vorzugstarife zielen weniger auf kommerzielle als auf politische Präponderanz ab.

Über den derzeitigen ziffernmäßigen Anteil der verschiedenen Länder an dem südafrikanischen Import ist auf Grund des veröffentlichten statistischen Materials ein im einzelnen genaues und zuverlässiges Bild nicht zu gewinnen, einerseits deshalb, weil eine große Anzahl von Waren nichtbritischen Ursprunges über englische Häfen ausgeführt wird, und daher für die südafrikanische Statistik britischer Provenienz ist, andererseits deshalb, weil die Einfuhr aus den Ländern ohne Seegrenze oder aus Staaten, deren Seegrenzen für eine Ausfuhr nach Südafrika nicht in Betracht kommen, nicht besonders gekennzeichnet ist. So erscheint beispielsweise ein großer Teil des schweizerischen und österreichischen Imports unter „Deutschland", ein Teil der deutschen Einfuhr nach Südafrika unter der Bezeichnung britischer Ware.

Eine unbedingte Bedeutung kommt also den Zahlen, die der offiziellen Statistik zu entnehmen sind, nicht zu; sie können höchstens den Anspruch darauf erheben, ein allgemeines, annäherndes Bild über die Verteilung der Waren nach Herkunftsländern zu geben. Ob darin nun durch die Bestimmungen der neuen südafrikanischen Zollgesetzgebung, die mit Hinblick auf die differenzielle Behandlung britischer Waren genaue Angabe des Herkunftslandes fordern, Wandel geschaffen werden wird, kann sich erst erweisen, wenn die Bestimmungen während mindestens eines ganzen statistischen Jahres in Kraft gewesen sind.

Für die Jahre 1897 bis 1903 gibt die Statistik das in der folgenden Tabelle zum Ausdruck gelangende Bild, welches allerdings die Einfuhr über die Delagoabai nicht berücksichtigt. Es wird indes versichert, daß eine wesentliche Änderung in den Prozentsätzen durch deren Einbeziehung nicht bewirkt würde.

Jahr	Verein. Königreich Wert Lstr.	Proz.	Brit. Besitzungen Wert Lstr.	Proz.	Fremde Länder Wert Lstr.	Proz.
1897	17 001 592	71,1	1 234 697	5,2	5 668 983	23,7
1898	15 155 674	69,1	1 518 059	6,9	5 270 751	24,0
1899	13 405 539	64,7	2 143 810	10,3	5 175 650	25,0
1900	14 777 720	64,1	3 626 798	15,7	4 668 514	20,2
1901	20 325 822	65,6	4 787 825	15,3	5 908 061	19,1
1902	29 247 743	64,4	5 517 858	12,1	10 661 413	23,5
1903	30 268 840	62,1	5 201 711	10,7	13 284 928	27,2

Der prozentuale Anteil des Mutterlandes am südafrikanischen Handel ist sonach seit 1897 mit einer einzigen Ausnahme (1901) gefallen, derjenige der britischen Kolonien seit 1900 wieder beträchtlich zurückgegangen. Der Anteil der nichtbritischen Staaten wiederum ist zwar während des Krieges bedeutend gesunken, seit dem Jahre des Friedensschlusses aber wieder um nahezu 8 Prozent gestiegen. Im Ganzen ist damit das, was das Mutterland und seine Kolonien eingebüßt haben, auf die fremden Ausfuhrländer übergegangen.

Die beträchtliche Zunahme der kolonialen Einfuhren in den Jahren 1900 und 1901 erklärt sich zum Teil aus dem starken Bedarf der Truppen an Nahrungs- und Futterstoffen, aus dem namentlich Australien großen Nutzen gezogen hatte. Mit in die Wagschale fiel ferner die außerordentliche Zunahme der nach den Kaphäfen gehenden Einfuhr von Mauritius, das namentlich Zucker liefert, von 351 718 Lstr. im Jahre 1900 auf 484 936 Lstr. im Jahre 1901, gefolgt von einem Rückgang auf 302 908 Lstr. im Jahre 1902 und weiter auf 273 308 Lstr. im letzten Jahre. Die Einfuhren von Australien nach der Kapkolonie sind 1903 gegen 1902 um mehr als 1 Million Pfund (1 752 111 Lstr. im Jahre 1903 gegen 2 718 267 Lstr. im Jahre 1902), die nach Natal um mehr als 300 000 Lstr. (825 516 Lstr. im Jahre 1903 gegen 1 159 995 Lstr. im Jahre 1902) zurückgegangen.

Was die Kapkolonie im besonderen anlangt, so sind von fremden Ländern nach der Regierungsstatistik an der Einfuhr hauptsächlich beteiligt:

	1901 Lstr.	1902 Lstr.	1903 Lstr.
Argentinien	350 774	1 347 792	1 814 765
Belgien	292 281	516 845	509 882
Brasilien	196 933	297 821	177 892
China	29 022	18 059	11 756
Deutschland	810 764	1 282 826	1 501 105
Frankreich	190 265	239 066	173 085

	1901 Lstr.	1902 Lstr.	1903 Lstr.
Italien	13 805	18 994	44 319
Japan	2 409	3 408	5 917
Niederlande	206 530	278 113	276 123
Oesterreich-Ungarn	1 585	32 402	596
Portugal und Kolonien	100 912	51 717	58 676
Schweden und Norwegen	287 306	433 717	659 880
Vereinigte Staaten	1 921 287	3 256 420	4 537 042

Nimmt man die Einfuhren über Kap- und Natalhäfen zusammen, so ergeben sich für die der Hauptsache nach an der Einfuhr nach Südafrika beteiligten Ländern folgende Anteile:

	1901 Lstr.	1902 Lstr.	1903 Lstr.
Vereinigtes Königreich	20 325 822	29 247 748	30 263 840
Vereinigte Staaten	2 640 193	4 429 889	6 211 303
Deutschland	1 117 992	1 789 352	2 247 989
Belgien	374 736	633 875	686 336
Niederlande	237 892	301 219	354 476
Frankreich	215 198	259 695	286 544

16. Kapitel.

Der Witwatersrand.

Gelderwerb und Spekulation gelten gemeinhin als ein nüchterner, proſaiſcher Beruf, und doch iſt das Endziel, das Gold, ein vollwertiger Beſtandteil eines jeden poetiſchen Wörterbuches. Wie hängt das zuſammen? Der moderne Menſch, in die Notwendigkeit verſetzt, das gewaltige Material, welches die heutige Lebensführung ihm entgegenträgt, überſichtlich zu ordnen, hat ſich ein Regiſtrierverfahren angewöhnt, das ihm allmählich in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, und das jedem Ding ſeinen legitimen Platz anweiſt. Uebergänge können dabei natürlich nicht berückſichtigt werden, Poeſie und Proſa wurden in weit getrennten Rubriken untergebracht. Die Verwaltung idealer Beſitztümer ſollte nichts gemein haben mit der Erfüllung materieller Bedürfniſſe. Die große Heerſtraße, auf der die Menſchen einſt in geſchloſſenen Scharen wandelten, lief auseinander in unzählige breitere und ſchmälere Pfade, der Poet und der Geldmenſch ſchienen nichts mehr von einander wiſſen zu wollen, nichts mehr von einander hören zu ſollen. Ihren Mitmenſchen wurden ſie zu entgegengeſetzten Polen, und doch, wer beide genau kennt, der weiß, daß ſie aus einem gemeinſamen Kraftquell ihre mächtigſten Impulſe empfangen: aus der Phantaſie, deren der Finanzier großen Stiles ebenſowenig entraten kann wie der Poet. Wer hineingeſehen in die Seele der Großen im Reiche des Geſchäftes, der wird oft genug über den Poeten geſtaunt haben, der ſich in einem Gewebe nüchterner Zahlenbegriffe verkapſelt hatte, und nur wo dieſer lyriſch-phantaſtiſche Kern vorhanden, iſt dem „empire of business“ ein Großwürdenträger erſtanden.

Durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Pflichttreue nnd Geschäftskenntnis kann man im Laufe der Jahre ein wohlhabender Mann werden, die Riesenvermögen und Riesenunternehmungen aber, die ein Wahrzeichen unserer Zeit geworden, die verdanken ihr Entstehen jenem genialen Optimismus, der uns, in andere Bahnen gelenkt, die Standardwerke der Weltwissenschaft, der Weltliteratur und Weltkunst geschenkt hat. Die meisten Milliardäre haben mit den Dichterfürsten mehr Charaktereigenschaften gemein, als man oft anzunehmen geneigt ist. Und so wenig es Heuchelei war, wenn ein Goethe sich zu den größten Problemen der Weltwirtschaft hingezogen fühlte, so wenig war es Heuchelei, wenn ein Rhodes sich an Byron erbaute, wenn ein Nobel, welcher der Erfindung und Ausbeutung des Dynamits eines der größten jemals in Europa erworbenen Vermögen verdankte, an jedem kulturellen Fortschritt, selbst auf weit abseits gelegenen Gebieten, den wärmsten Anteil nahm, wenn ein Carnegie sich für Bestrebungen einsetzte, die selbst von den gelehrten Bannerträgern des Idealismus als utopisch abgelehnt wurden. Nein, es steckt sogar ganz unglaublich viel Phantasie gerade in den industriösesten Köpfen, ganz unglaublich viel Optimismus in haarscharf auskalkulierten Riesenspekulationen, und ganz unglaublich viel, fast kindliche Sentimentalität malt in der öden Wüste des Gelderwerbes dem Wanderer die Fatamorgana, die ihn zum Pilger werden läßt.

Freilich all das ist nicht immer auf der Oberfläche der Dinge zu finden, nach der wir so leicht und oft so leichtsinnig urteilen. Die Phantasie, das zarte, feine Ding mit den träumerischen Märchenaugen, das so feurig zu küssen vermag, bevorzugt durchaus nicht jene Orte, an denen sie oft fast brutal zur Schau gestellt wird. Sie ist in mancher räucherigen Office der Londoner City, in manchem nüchternen Bureau von Wall Street der geheimnisvolle Hausgeist, der aus vielstelligen Zahlen kühne, weltbewegende Pläne herausrechnet, Pläne, so grundstürzend, so monumental, so riesenhaft, daß der Hausherr selbst im ersten Augenblick zurückschreckt, bis er dann in rastlosem Rechnen und Kombinieren Schritt für Schritt den Weg zu ihrer Verwirklichung findet

Die Phantasie hat auch ihren Anteil an der gigantischen schöpferischen Arbeit, die in einer knappen Dekade aus Karroo und Steppe die Oase dieser wundervollen Goldstadt erbaute, und in deren Werkstätten wir einen Blick werfen dürfen, wenn wir vom Johannesburger Marktplatz aus nordwärts der Hügelkette entgegenwandern, welche sich in weitem Halbkreis von Osten nach Westen hindehnt. Witwatersrand, das heißt „Weißwasserkreis", wird diese Hügellinie

genannt, die, sich 400—600 englische Fuß über das sie umgebende Land erhebend, die Wasserscheide dieses Teiles von Südafrika bildet. Die an ihrem Nordabhange entspringenden Gewässer streben dem Limpopo und mit diesem dem indischen Ozean zu, die des Südabhanges suchen den Oranjefluß und den Atlantic. Der Höhenzug hat eine Ausdehnung von etwa 40 englischen Meilen und besteht aus Quarzfels mit Schieferzwischenschichtung. Das Hochplateau des südlichen Transvaal, auf dem die Goldfelder liegen, baumlos und von spärlichem Busch bestanden, erscheint zwar für Ackerbau und Viehzucht geeignet, läßt aber zunächst in keiner Weise die unermeßlichen mineralischen Reichtümer ahnen, die es birgt.

Das erste Gold im Transvaal ist vor vierthalb Jahrzehnten von Karl Manch in dem Olifantflusse nachgewiesen worden, der etwa in der Mitte zwischen dem Murchisongebirge und dem Lydenburgdistrikt, wo dann mehrere Jahre später ebenfalls Gold entdeckt wurde, seinen Lauf nimmt. Im Jahre 1882 begannen die Arbeiten auf den De Kaap Goldfeldern, und drei Jahre danach wurde die Shebamine angebohrt, was die Gründung der Stadt Barberton zur Folge hatte. Barberton zog zuerst den Strom der Goldsucher nach dem Transvaal. Die meisten wanderten von Kimberley aus nordwärts und gingen dabei achtlos am Witwatersrand vorüber, wo damals nur eine kleine Mühle arbeitete, auch diese nicht auf der Main Reef Formation. Indes dauerte es nun nicht mehr lange, bis das Main Reef entdeckt wurde, womit der Anstoß zur Erbauung der ersten Häuser des heutigen Johannesburg gegeben war. Für die Goldproduktion des Transvaal kommt der Barbertondistrikt heute kaum mehr in Betracht. Es arbeiten dort nur einige wenige Gesellschaften auf ziemlich bescheidener Basis. Vor dem Kriege waren immerhin noch von vier Gesellschaften, welche 135 Pochstempel im Betriebe hatten, 154500 Tonnen Erz gewonnen worden, die 108884 Unzen Gold im Werte von 392378 Pfund Sterling ergaben. Nach dem Frieden aber hatten die Barbertonminen naturgemäß noch viel schwerer unter der Leutenot zu leiden als die Gruben am Rand, da sie einerseits nicht über die großen, modernen, arbeitsparenden Maschinen, dann aber auch nicht über genügende Mittel verfügten, um ihren Ansprüchen gegenüber der Rand Native Labour Association, auf deren Wirksamkeit ich noch zu sprechen kommen werde, Geltung zu verschaffen. Auf den De Kaap Goldfeldern gewannen im letzten Jahre vor dem Kriege sieben Gesellschaften mit 180 Pochstempeln 89760 Unzen Gold im Werte von 314792 Pfund Sterling. So schön

dieſe Ziffern auch an ſich erſcheinen mögen, was wollen ſie bedeuten gegenüber den Erträgniſſen der Randminen?

Bis zum Jahre 1868 war jegliche Minenarbeit in Transvaal überhaupt verboten. Dann erſt öffnete, durch Finanzſchwierigkeiten gezwungen, die Burenregierung die Goldfelder dem freien Wettbewerb, ja, ſie ging damals ſogar gleich ſo weit, eine Prämie für die Entdeckung rentabler Minen im Transvaal auszuſetzen. Das war der Anſporn für die „Proſpektors“, der zunächſt zur Entdeckung der Quarzadern im Norden des Landes und zur Etablierung des dortigen Minenbetriebes führte, im weiteren aber mit der Auffindung der Main Reef Formation am Witwatersrand eine der großartigſten Induſtrieen der Welt ins Leben rief. Erſt im Jahre 1887 iſt im Randgebiet mit den Verpochungen begonnen worden, ſo daß alles, was ich bei meiner Ankunft in Transvaal vorfand — die prächtige Stadt mit ihren impoſanten ſtaatlichen und öffentlichen Gebäuden, mit ihren eleganten Läden, ihren Reſtaurants und Theatern, ihren ſchönen Plätzen, ihren ſauberen Straßen, mit allen ihren Einrichtungen der moderſten Kommune, ebenſo wie die großartige Induſtrie vor ihren Toren mit ihren Tauſenden von Maſchinen, ihren zahlloſen kleineren und größeren Etabliſſements, in denen ſo viele fleißige Hände Beſchäftigung fanden, und endlich der Schienenſtrang, durch welchen dieſe Oaſe am Kap verankert war — in einem knappen Dutzend Jahre hervorgezaubert worden. Könnte ein Poetentraum Wunderbareres erſinnen, muß nicht wahrhaft geniale Phantaſie im Spiele geweſen ſein, um all die verſchiedenen, ſich zum Teil entgegenwirkenden Kräfte zu einheitlicher Aktion zuſammenzuzwingen, ſie zu ſolch ſtrahlender Entfaltung zu bringen?

Vom Beginn der Goldgewinnung an waren engliſche Hände tätig. Die erſten Pioniere dachten nicht daran, daß die Erzader tief in der Erde ihre Fortſetzung finden könnte und begnügten ſich mit dem Abbau des Gold führenden Quarzes bis zur Tiefe von einigen 100 Fuß. Im Anfang betrugen die Koſten der Goldgewinnung 35—38 Shilling für die Tonne, und ſie wurden ſpäter allmählich, teils durch Verbilligung des Materials und der Zufuhren, teils durch Herabſetzung der Löhne für die ſchwarzen Arbeiter, bis auf 24, ja bis auf 22 Shilling auf die Tonne herabgemindert, ſo daß im allgemeinen jede Mine, welche mindeſtens 8 Pennyweight Gold auf die Tonne enthielt, betriebsfähig und bei 10 Pennyweight Goldgehalt rentabel war. Erwägt man nun, daß bei einzelnen reichen Minen der Goldgehalt mehr als 30 Pennyweight im Werte von 50 Pfund Sterling betrug, und daß einzelne Minen mehr als 100 000 Tonnen

im Jahre verarbeiteten, so sind die mehrhundertprozentigen Jahresdividenden nicht überraschend. Es ist klar, daß die Errungenschaften der Technik viel dazu beitrugen, die Mineninduſtrie in jeder Beziehung hoch zu bringen, wenn auch andererseits die Ingenieure aller Weltteile in weitgehender Weiſe von der Mineninduſtrie Anregungen empfangen haben.

Im April 1887 wurde die erſte Batterie von drei Pochſtempeln aufgeſtellt; beim Ausbruch des Krieges waren 70 Millionen Pfund in den Witwatersrandminen inveſtiert, welche damals einen Marktwert von 140 Millionen Pfund, das ſind 2 940 000 000 Mark erlangt hatten. Allerdings iſt ſehr viel Kapital in den Aktien von Minen angelegt, welche, heute wertlos, in den Zeiten des Taumels gegründet worden ſind, eines Spekulationsrauſches, den man, wenn nicht rechtfertigen, doch wird verſtehen können angeſichts der phantaſtiſchen, unerhörten Wunder, deren Zeugen die Abenteurer aus aller Herren Länder waren, welche das Goldfieber nach dem Rand getrieben. Bereits um das Jahr 1889 entwickelte ſich eine beiſpielloſe Ueberſpekulation. In ſinnloſer Haſt, in gedankenloſer Wahlloſigkeit wurden die Aktien zuerſt vom engliſchen Publikum, ſpäter auch von dem Kontinent aufgenommen. Als endlich der unvermeidliche Zuſammenbruch eintrat, ſtellte es ſich heraus, daß nicht nur die Dummen, ſondern auch die Klugen ihr Geld verloren hatten, denn eine Entwertung, wie ſie die große Kriſe mit ſich brachte, hatte wohl kaum jemand vorausſehen können. Eine lange Periode der Enttäuſchung, ja der tiefſten Mutloſigkeit folgte, welche den Marktwert der Aktien geradezu warf, ſo daß in den Jahren 1891/2 ſelbſt die beſten Aktien kaum ſo viele Schillinge werteten, als noch drei Jahre vorher ihr Preis in Pfunden notiert war.

Für die Entwickelung der Induſtrie war indes jener Börſenkrach eher vorteilhaft als nachteilig, denn die Unmöglichkeit großer Börſentransaktionen, die Unmöglichkeit, durch die Gründung neuer Geſellſchaften oder durch Fuſionierung alter zu neuem Kapital zu gelangen, zwang zu ernſten techniſchen Leiſtungen war doch nur durch günſtige Ergebniſſe dieſer der Kredit zurückzugewinnen. Manche Schäden wurden ausgemerzt, gewaltige Aufſchließungsarbeiten in Angriff genommen und durch die Einführung neuer Verfahren ganz neue Perſpektiven eröffnet. Das Jahr 1893 führte eine völlige Umwälzung nicht nur in der Induſtrie des Witwatersrand, ſondern auch in den Anſchauungen über die Art des Abbaues der enormen mineraliſchen Reichtümer herbei. In dieſe Zeit fällt die Entdeckung der deep levels, daß heißt die Erkenntnis der Tatſache, daß die

Erzader nicht in der Tiefe von einigen hundert Fuß aufhört, sondern sich in vielen Fällen mehrere tausend Fuß hindurch südlich vom Ausbiß hinzieht, wobei der Goldgehalt in der Regel der gleiche bleibt wie im nördlichen Teil des Flötzes.

Mineningenieuren der Firma Wernher, Beit & Co. ist diese Entdeckung zu verdanken, welcher in erster Reihe jenes Welthaus seine heutige Position zu verdanken hat. Es kaufte in aller Stille die Claims in der Nähe der Ausbißminen auf und gelangte dadurch in den Besitz der ersten deep level-Reihe der Main Reef Serie. Das war die Basis, auf welcher im März 1893 die Randmines-Gesellschaft ins Leben gerufen wurde, welche 330 000 Aktien zu 1 Pfund Sterling emittierte, indem sie sich gleichzeitig 25 Prozent des künftigen Reingewinnes als Gründerrecht sicherte. Damit begann eine neue Aufwärtsbewegung der Minen, die zwar durch einen zweiten großen Krach jäh unterbrochen wurde, sich dann aber bis in die Zeit kurz vor dem Kriege fortsetzte.

Trotzdem damals die Minen geradezu fabelhaft hoch kapitalisiert waren, warfen sie noch eine Rente von 7 Prozent auf das gesamte Kapital, von 8 Prozent auf den Marktwert aller Shares, ab. Sah man von den notorisch wertlosen Gruben und von einigen Tiefbauminen ab, welche noch nicht in das produzierende Stadium eingetreten waren, so konnten damals die Dividenden aller ernsthaften und gut geleiteten Etablissements als geradezu außerordentliche bezeichnet werden. Im Jahre 1898, dem letzten vor dem Kriege, gewannen 77 Gesellschaften mit ihren Pochstempelbatterien 4 295 609 Unzen Rohgold im Werte von 15 141 376 Pfund Sterling, ein Erträgnis, auf Grund dessen sie im gleichen Jahre 4 447 505 Pfund Sterling Dividende ausschütteten, das heißt 15 Prozent auf ein Nominalkapital in Höhe von 34 Millionen Pfund Sterling. Der Marktwert der gesamten Shares dieser Gesellschaften betrug 82 555 000 Pfund Sterling, so daß, auch wenn dieser der Berechnung zu Grunde gelegt wurde, sich noch eine Verzinsung von 5,9 Prozent ergab.

Die meisten der Ausbißminen-Gesellschaften, ja fast alle zentral gelegenen, waren damals schuldenfrei, und wäre der Krieg nicht gekommen, sie hätten neues Kapital höchstens für Erweiterung ihrer Anlagen, insbesondere zur Erhöhuug der Leistungsfähigkeit ihrer Gesteinsmühlen gebraucht. Für die Aufschließung der deep levels erster Ordnung, derjenigen Tiefbauminen, die unter den Ausbißclaims der obersten Schicht, parallel mit dieser, sich hinziehen, und insbesondere für den Abbau der Claims der dritten Schicht mußte und muß heute noch

sehr viel Kapital aufgewandt werden, ehe Gold produziert werden kann. Das Geld wird seitens der Randminen indes meist nicht durch die Erhöhung des Stammkapitals sondern durch die Ausgabe von Schuldscheinen beschafft, auf welche Weise oft ein Arbeitskapital in Höhe von 8, ja in Höhe von 10 Millionen Mark aufgebracht worden ist. Vor dem Kriege waren solche „debentures" bis zu einem Gesamtbetrage von 100 Millionen Mark ausgegeben worden.

Fast alle Randminen-Gesellschaften werden von großen Finanzgruppen kontrolliert, die vorwiegend in London ihren Sitz haben. So stehen unter dem Einfluß der Firma Wernher, Beit & Co. die bekannten Standardwerke der „Randmines" und einige andere Gruben, unter der der Consolidated Goldfields die „Simmer and Jack", eine der größten Minen des Randgebietes, die „Robinson deep". „Nigel-deep" usw.; unter der des deutschen Hauses A. Goerz & Co., die außerordentlich erfolgreichen „Geldenhuis Estates", die „May Consolidated", die „Lancaster" und die in Deutschland wohl bekannteste „Geduld Princesse Estates", ehemals als Farm im Besitz Paul Krügers. Das zweite große deutsche Haus am Rand, das der Gebrüder Albu, kontrolliert mittels der „General Mining & Finance Company Ltd." die „Aurora West", die „Meyer & Charlton", welche nach dem Kriege als erste den Betrieb wieder aufnahm, die „Van Rhyn", die „George Goch" uud die „Cindrella Deep". Die Firma Farrar hat die Kontrolle über die „East Rand Proprietary", die „Angelo", „Driefontein", „New Comet" usw. Barnato Brothers kontrollieren die „Primrose", „Glencairn", „Ginsberg", „Roodepoort" usw. Mr. Robinsons Einfluß untersteht die sogenannte „Robinson Gruppe", zu welcher vor allem die „Langlaagte" und „Randfontein Estates" gehören.

Und damit hätten wir denn auch die berühmten Namen des Witwatersrand genannt, jene Namen, die uns nicht nur „between the chains", nicht nur in der Commissioner Street und in den Restaurants von Johannesburg umschwirren, sondern die auch im fernen London den Jobbers und Brokers lieblich in die Ohren klingen, und an denen bei uns in Deutschland eine Milliarde heimisches Kapital Interesse nimmt. Ja, der ganzen Welt gehört dies kleine Fleckchen Erde, das in wahrhaft internationaler Weise kapitalisiert ist, von dessen Rente Freud und Leid ungezählter größerer und kleinerer Kapitalisten aller Länder abhängt, deren Mandatare gewissermaßen die genannten großen Firmen sind. Diese haben die gesamte finanzielle und technische Leitung der Minenetablissements in den Händen, in deren Verwaltung sie eine zuverlässige Stimmenmehrheit besitzen,

und deren Aktien auf der Johannesburger und Londoner Börse gehandelt werden.

Wenn auch früher gelegentlich einmal die ungeheure Macht mißbraucht wurde, die da in den Händen einiger weniger Minenmagnaten lag, wenn noch häufiger Outsiders im Trüben zu fischen versuchten, indem sie aus der Urteilslosigkeit der den Dingen ferner stehenden Kreise für unsolide Spekulation oder gar für fiktive Gründungen Gewinn zogen, so muß doch im allgemeinen die finanzielle Verwaltung der Randminen als eine umsichtige und anständige anerkannt werden, in einzelnen Fällen — ich nenne hier die deutschen Häuser nicht aus Chauvinismus, sondern mit berechtigtem Stolz auf das, was diese Landsleute auch nach dem Zugeständnis der Engländer dem guten Ruf des Witwatersrand geleistet haben — darf man sie als mustergiltig bezeichnen. Nicht allzuviele Werke unserer heimischen Industrie können sich an Gewissenhaftigkeit der Geschäftsführung, an innere Kraft und Leistungsfähigkeit mit Unternehmungen messen, wie sie beispielsweise die Geldenhuis Estates oder die Meyer & Charlton darstellen, deren Managern außerdem noch der Ruhm einer Offenheit gegenüber den Aktionären gebührt, wie sie manche deutschen Gesellschaften mehr und mehr vermissen lassen.

Sachkundig, ehrlich und umsichtig ist auch die Mehrzahl der technischen und kaufmännischen Leiter der verschiedenen Minen in Johannesburg, und im allgemeinen darf man ihren Berichten wohl trauen. Dann und wann allerdings kommt es vor, daß Direktoren den Markt zu beeinflussen suchen, beispielsweise indem sie die Arbeitskosten zu gering angeben und Ausgaben, welche zweifellos als laufende Spesen angesehen werden müssen, unter die einmaligen Ansprüche an das Kapital buchen, oder mit den technischen Leitern unter einer Decke stecken und etwa verheimlichen, wenn das Reef verloren worden ist, beziehungsweise die Resultate ungünstiger Bohrungen oder einen akuten Wassermangel verschweigen. Mit der Konsolidierung der großen Finanzgruppen sind solche Manöver aber immer seltener geworden. Die Finanziers wissen heute genau, daß die kleinste Unredlichkeit sie viel mehr schädigen kann als ein etwas weniger günstiger Bericht ihrer Minen, und sie werden ihren Vertrauensleuten alles eher nachsehen als einen Schwindel, der auf den gesamten Minenmarkt zurückfallen muß, an dessen Prestige ihnen doch in erster Reihe gelegen ist. Auf welch stolzen Erfolgen dieses Prestige übrigens aufgebaut ist, das mag die Tatsache erweisen, daß die Gesamtsumme aller Dividenden, welche von 1887 bis 1899 bezahlt worden sind, sich auf nicht weniger als 18859952 Pfund beläuft.

Die Höhe der Betriebskosten ergibt sich, wenn man diese Summe von dem Wert der gesamten Ausbeute, die in dem gleicheu Zeitraum 64285880 Pfund Sterling betrug, abzieht. Von den 79 produzierenden Goldminen haben 36 Dividenden bezahlt. Im Jahre 1898, welches man als das letzte normale Jahr ansehen muß, da die Schäden des Krieges und vor allem die in seinem Gefolge eingetretene schwere Arbeiterkrise noch immer nicht völlig überwunden wurden, sind mit 4765 Stempeln 7331446 Tonnen Erz verarbeitet worden. Die Zahl der weißen Angestellten betrug 9476, ihr Lohn belief sich im Durchschnitt auf 26 Pfund pro Monat. Farbige Arbeiter waren damals 88627 vorhanden, welche durchschnittlich 2 Pfund Sterling 9 Shilling 9 Pence, also rund 50 Mark bei freier Station erhielten. Aus einer Tonne Erz werden mittels der verschiedenen Prozesse im Durchschnitt 10,10 Pennyweights Gold gewonnen. Dieses Ergebnis ist ziemlich konstant. Bei dem Sortieren des Erzes muß im Durchschnitt noch ein Fünftel ausgeschieden werden, alles andere kommt zur Verarbeitung.

Ihrer Art und Lage nach werden die Minen des Witwatersrand in drei Gruppen geteilt: Die Heidelberg- und Klerksdorpgruppe, die Main Reef Serie und die deep levels, die Tiefbauminen. Die Main Reef Formation selbst erstreckt sich von Randfontein im Westen bis nach Holfontein im Osten einige 62 englische Meilen, für welche Distanz das Reef fast ohne Unterbrechung festgestellt worden ist. Daß indes diese Feststellungen noch keineswegs das ganze Reef umfassen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß z. B. westlich von Randfontein auf den „Western-Rand Estates“ vorgenommene Bohrungen seine Fortsetzung genau in der Weise, wie es kalkuliert worden, ergaben. Ja, nach dem Bericht, welchen die Mineningenieure Herrn Chamberlain bei seiner Anwesenheit in Johannesburg überreichten, war das Main Reef auf eine Ausdehnung von 164 englischen Meilen nachgewiesen.

Im Heidelbergbezirk sind gegenwärtig die „Nigel“, „Rand Nigel“ und „Nigel deep“ die einzigen goldproduzierenden Minen, indessen wird dort an der Aufschließung einiger neuer Gruben gearbeitet, deren Erfolg abzuwarten bleibt. Im Jahre 1898 wurden in diesem Bezirk 34431 Unzen Feingold im Werte von 141736 Pfund gewonnen. Der wertvollste Minenbezirk ist hier der, auf welchem sich als Ausbißmine die Nigel befindet, unter der in zwei Etagen die Nigel deep und die Central Nigel deep liegen. Diese Minen sind etwa 30 englische Meilen von dem Südosten Johannesburgs entfernt. Im Klerksdorpdistrikt produzierten im Jahre 1898 fünf

Minen Gold im Werte von 771404 Pfund Sterling. Diese Minen liegen 90 bis 110 Meilen südwärts von Johannesburg.

Die weitaus wichtigste Minengruppe ist die der Main Reef Serie, welche vor dem Krieg allein 93 Prozent des Gesamtertrages aufbrachte. Mit der weiteren Erschließung des Randgebietes dürfte sich dies Verhältnis indes immerhin einigermaßen verschieben.

Kommen wir nun zu den Tiefbauminen, so sei zur Erklärung dieser Minengattung zunächst erwähnt, daß ein sogenannter Minenclaim sich als ein Parallelogramm darstellt, welches 150 Kapfuß breit ist und sich 400 Kapfuß längs des Reefs hinzieht. Ein solcher Claim ist natürlich ein viel zu beschränkter Raum, um einen lohnenden Abbau zuzulassen, und deshalb wurden, zwecks Verschmelzung mehrerer Claims zu einem größeren Komplex, die ersten Gesellschaften gebildet. Die Ausbißminen besitzen in der Regel 50--60 Claims, die deep levels der oberen Schicht 150—250, die der tieferen Schicht noch weit mehr.

Abgesehen von der Main Reef Linie, auf der fast sämtliche Tiefbauminen liegen — es gibt deren einige 50 auf dem gesamten Witwatersrand, von denen etwa 15 bereits produzieren — bestehen 28 Gesellschaften, welche parallel laufende Reefs abbauen. Ein solches Reef ist auch das Du Preez Reef, welches nördlich zur Main Reef Linie liegt und somit die äußerste Böschung der Basis bildet. Eine Fortsetzung des Du Preez Reef will man in dem mit vielem Tamtam leider erfolgreich propagierten Coronation Reef gefunden haben. Ist das wirklich der Fall, so wäre es für die territoriale Ausdehnung der Goldindustrie von großer Bedeutung, indessen wird die Main Reef Linie an Regelmäßigkeit und Goldgehalt kaum mehr übertroffen werden.

Die Art, wie der Bergbau am Witwatersrand betrieben wird, ist nicht wesentlich verschieden von der Art, in welcher ähnliche Goldläger anderwärts abgebaut werden. Nur steht im Gegensatz zu anderen Goldlägern der Grund hier fest, und es ist wenig Verzimmerung nötig — ein sehr wesentliches Moment in einem Lande, wo das für solche Zwecke verwertbare Holz so rar ist. So kostbar wie das Holz ist zu gewissen Zeiten aber auch das Wasser, welches die Kessel und Batterien speisen soll und auch für den Cyanidprozeß gebraucht wird. Und der gelegentliche Wassermangel ist denn auch eine der hauptsächlichsten natürlichen Schwierigkeiten, mit denen die Mineninduſtrie des Transvaal zu kämpfen hat. Das Wasser, das aus den Minen selbst herausgepumpt wird, ist gewöhnlich sehr scharf und daher für die Kessel nur begrenzt zu verwenden. Es sind deshalb Teiche angelegt worden, in denen das Regenwasser gesammelt wird,

ebenso wie auf den Farmen. Ein Jahresdurchschnitt der Niederschläge in der Umgebung von Johannesburg ergibt zwar eine ungefähr normale Menge, aber die einzelnen Niederschläge tragen häufig einen wolkenbruchartigen Charakter und sind auf wenige Monate beschränkt, sodaß ihre Ausnützung für den besonderen Zweck nicht ganz einfach ist. Etwa 20—25 Meilen von Johannesburg entfernt finden sich übrigens noch andere Möglichkeiten, den Wasserbedarf zu decken, und es steht zu erwarten, daß sie in absehbarer Zeit Ausnutzung finden werden.

Für die Pumpenarbeit — falls Fachleute das interessieren sollte — werden meist die sogenannten Cornishpumpen verwandt. Die elektrischen Pumpen begannen sich indes vor dem Kriege schon allmählich einzubürgern, insbesondere bei den Abteufungsarbeiten, wo man nie genau weiß, mit welchen Wassermengen man es zu tun hat. Die elektrischen Drillbohrer dagegen haben sich nicht bewährt. Von Kesseln findet man die verschiedensten Modelle. Vor allem sind folgende Arten vertreten: Cylindrische Feuerrohrkessel mit äußerer Feuerung, Lancashire-, Cornwall-, Gallowaykessel und solche kombinierter Konstruktionen, vertikale Kessel und Wasserrohrkessel. Früher waren in Transvaal zumeist Lokomotivkessel im Gebrauch, und gegenwärtig gibt es dort noch 612 Dampfanlagen dieser Art, von denen die älteste 1881 errichtet wurde. Jetzt sind die cylindrischen Feuerrohrkessel mit äußerer Feuerung am häufigsten, und zwar mit 661 Stück, vertreten. Von 391 Wasserrohrkesseln haben 360 gerade und nur 31, die erst neuerdings eingeführt sind, gebogene Rohre. Die Kessel unterstehen einer sehr scharfen staatlichen Kontrolle. Für Importeure von Kesseln nach Südafrika ist folgende Bemerkung von Wichtigkeit: Gewöhnlich sind die genieteten Nähte der in Südafrika ankommenden Kessel innen nicht mit genügender Sorgfalt abgedichtet, und da das zum Speisen der Kessel benutzte Wasser, wie erwähnt, das Metall sehr angreift, so entstehen in den Nähten und um die Niete herum leicht schadhafte Stellen, die schwer zu entdecken sind. Die afrikanischen Ingenieure haben daher eine genaue Untersuchung der Kessel vor ihrer Aufstellung für nötig befunden und verdichten die entdeckten Lücken mit einer Mischung von Mennige, Glaserkitt und Eisenfeilspänen. Eine sorgfältigere Abdichtung der Nähte seitens der Kesselfabriken würde sehr zu empfehlen sein.

Ueber die elektrischen Kraftanlagen dürften nachstehende Angaben von Interesse sein. Es sind vorhanden: 315 Gleichstrom-Generatoren mit einer Gesamtleistung von 10811 Kilowatt und

80 Wechselstrom-Generatoren mit einer solchen von 9631 Kilowatt, ferner 341 Gleichstrommotoren und 293 Wechselstrommotoren. Fünf große Elektrizitätsgesellschaften bestehen im Transvaal, nämlich die Rand Central Electric Works, General Electric Power Company, Johannesburg Municipality Lighting Works, Pretoria Lighting Works und Moodys G. M. and Estates Company. Die Werke in Johannesburg und Pretoria erzeugen nur Strom zur elektrischen Beleuchtung dieser Städte. Die Moody Company liefert den Strom zu Motoren von 250 Pferdekräften nach den Minen des Distriktes Barberton. Die meisten Elektrizität verwendenden Goldbergwerke besitzen eigene Kraftanlagen; eine Anzahl von ihnen wird jedoch durch die übrigen genannten Gesellschaften mit Betriebskraft versorgt. Die Elektrizität wird meistens nur zur Beleuchtung und zum Betrieb von Pumpen, bisher nur in wenigen Fällen zur Extraktion des Goldes gebraucht. Die Verteilung des Stromes erfolgt vermittels oberirdischer Leitungen, deren Drähte an Eisen- oder Stahlmasten mit hölzernen Armen befestigt sind. Elektrische Maschinen und Apparate werden bei ihrem Eintreffen in Transvaal einer sehr eingehenden behördlichen Untersuchung unterworfen und zum Betriebe nur zugelassen, wenn sie den bestehenden Bestimmungen durchaus genügen.

Die Maschinenausrüstung der Minen ist meist eine ganz vorzügliche. Wohl nirgends geht man so sehr darauf aus, sich mit den allermodernsten Ausrüstungen zu versorgen wie am Witwatersrand. Keine Kosten werden hier gespart, um das Modernste den Minen nutzbar zu machen, und die Leutenot weist die Besitzer ja auch geradezu darauf hin, sich jeder arbeitsparenden Neuerung sofort zu versichern. Sehr interessant ist es in den verschiedenen Laboratorien und Ateliers zu sehen, wie weitgehend die Goldindustrie auch die Wissenschaft in ihren Dienst stellt. Auch abgesehen von den genauesten Metalluntersuchungen, mit denen zum Teil Gelehrte von Ruf betraut sind, spielt die Chemie hier eine große und wichtige Rolle. Gehören doch die verschiedenen Amalgamationsprozesse wie auch das Cyanidverfahren zu den interessantesten wissenschaftlichen Fortschritten. Wir dürfen stolz darauf sein, daß dieselben zum großen Teil aus deutschen Laboratorien hervorgegangen sind, wie überhaupt gerade die deutsche chemische Industrie, so allgemein sie anerkannt ist, doch kaum irgendwo draußen in der Welt, so dankbare Kunden und ein so lohnendes Absatzgebiet besitzt, wie gerade am Witwatersrand, wo man unablässig ihr Lob singen hört. Andererseits aber verdanken unsere Chemiker der Goldindustrie auch manche Anregung, und gar vieles,

was hier genau ausprobiert und für gut befunden war, erfuhr am Witwatersrand durch kleine aber bedeutsame Verbesserungen noch eine Steigerung seines praktischen Wertes für die Industrie. Diese Wechselwirkung wird auch von Bestand sein und immer neue schöne Früchte zeitigen, so lange sich unsere chemische Industrie vermittels der Arbeit, die in stillen Gelehrtenstuben geleistet wird, auf ihrer jetzigen Höhe zu halten vermag. Unsere Chemikalieneinfuhr nach dem Transvaal ist von keinerlei Tarifverhältnissen, von keinerlei chauvinistischen Strömungen abhängig, sie ist konkurrenzlos durch sich selbst und kann deswegen auch all der kleinen Kniffe und Schliche entraten, deren Erkundung man unseren übrigen Exportindustrieen dafür umsomehr empfehlen muß. Hierüber ist bereits gesprochen worden.

Sehr eifrig wird auch die geologische Durchforschung des Witwatersrandgebietes betrieben. Auch hier hat ein Deutscher, der Geh. Bergrat Dr. Schmeißer, sich unverwelkliche Lorbeeren errungen. Hochinteressant sind die Karten, in welchen der genaue Stand der Arbeiten unter der Erde eingezeichnet ist, nnd die stets peinlich „à jour“ gehalten werden. Die Herren, denen diese Arbeit obliegt, stellen gewissermaßen den Generalstab des Witwatersrand dar.

Sehen wir uns nun einmal den eigentlichen Goldgewinnungsprozeß an! Bevor das Erz zu der Batterie geht, wird es sortiert. Die großen Minen haben hierzu Sortierungszentralen; bei den kleineren erfüllt ein Sortierhaus, möglichst dicht bei dem Hauptschacht gelegen, denselben Zweck. Die Sortierer sind Kaffern, die von Weißen beaufsichtigt werden. Diese Kaffernaufseher sind meist Afrikaner, die, im Lande aufgewachsen, die verschiedenen Eingeborenenidiome völlig beherrschen, manchmal auch Deutsche, die sich im Laufe eines längeren Aufenthaltes das Zulu einigermaßen angeeignet, seltener Engländer, die ja meist keinerlei polyglotte Begabung besitzen. Das Sortieren einer Tonne Erz kostet der Gesellschaft im Durchschnitt 50 Pfennige. Das Erz wird dann in den Maschinen gemahlen. Bei einigen Minen wird es darauf noch einem zweiten Sortierungsprozeß unterworfen. Von 8 979 328 Tonnen Erz kamen im Jahre 1898 7 331 446 in die Mühlen. Der Rest wurde vorher ausgesortiert. Die Mühlen liegen gewöhnlich dicht bei den Schächten, aus denen das Erz durch zum Teil sehr genial konstruierte Hebevorrichtungen auf die Oberfläche befördert wird. Mühlen mit weniger als sechzig Stempeln findet man jetzt am Witwatersrand nur noch selten. Die allermodernsten Gesteinsmühlen, von denen ich selbst noch keine in Betrieb gesehen habe, arbeiten mit 200 Stempeln.

Aber auch dabei wird es nicht lange bleiben, denn die Tendenz ist entschieden auf Erweiterung, Vergrößerung und Vervollkommnung gerichtet. Die Durchschnittsleistung eines Stempels sind 4,68 Tonnen im Tag. Durch schwere Stampfen und gröberes Mahlen sucht man eine Steigerung dieser Leistung zu erzielen. Der Ehrgeiz der an den Gesteinsmühlen Arbeitenden geht darauf aus, möglichst die volle Leistungsfähigkeit der Batterie auszunutzen; auf möglichst umfassende Amalgamation des Erzes innerhalb der Batterie wird keine besondere Rücksicht genommen, man rechnet damit, daß das freie Gold auf den Außenplatten festgehalten wird. Der Wasserverbrauch der Mühlen beträgt etwa 8 Tonnen auf die Tonne Erz. Von diesem Wasser gehen etwa 25 Prozent bei dem Prozeß verloren, der Rest findet wieder Verwertung.

Durch die Amalgamation auf Kupferplatten werden circa 65 Prozent des gesamten im Erz enthaltenen Goldes gebunden. Das Erz enthält weder Arsenik noch Antimon oder Zink, und der Quecksilberverlust ist gering. Auf den Stempel werden nicht mehr als zwei Pfund Quecksilber im Monat verbraucht. Konzentratoren kommen nur in wenigen Mühlen zur Anwendung. Sie werden hauptsächlich auf dem östlichen Teil des zentralen Gebietes benutzt, wo die Pyride sich dem Cyanidverfahren nicht recht zugänglich zeigen. In einigen Minen sollen 10 bis 12 Prozent des Gesamtgoldgehaltes der Erze durch das Konzentrationsverfahren gewonnen werden. Die Kosten dieses Verfahrens betragen auf die Tonne etwa 25 Pfennige.

Eines der wichtigsten Probleme der Goldgewinnung hat das Cyanidverfahren gelöst. Ich möchte daher hier kurz auf dasselbe eingehen, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ich nur als Laie gesehen, und durch die mir gegebenen Erklärungen mir zwar eine Anschauung verschafft, die aber vielleicht nicht in allen Einzelheiten zutrifft.

Das Gelände um die Minen herum ist völlig flach, und eine Beförderung des Erzes mittels seiner eigenen Schwere nicht möglich. Das Erz muß daher erst von den Schächten in die Erzbehälter der Mühle gehoben werden, und die „Tailings", die Rückstände, müssen dann eine weitere Reise in die Höhe antreten, um der Behandlung in den Cyanidkesseln teilhaftig werden zu können. Dies geschieht entweder durch die Tailingpumpen, oder lieber durch die Tailingräder, imposante Ungetüme, welche für die Physiognomie des Randgebietes eine bemerkenswerte Nuance bedeuten und schon aus weiter Ferne dem Fremdling den Weg zeigen. Die Räder haben einen Durchmesser von 40—50 Fuß und befördern die Tailings in einen Erztrog, der sie dann auf einer schiefen Ebene in die Cyanidwerke

fährt. Hier wird der goldhaltige Pyrid vermittels sogenannter Spitzlucken als Konzentrat gewonnen. Diese Konzentrate werden in den Kesseln einer besonderen Behandlung unterworfen. Zwei bis drei Wochen dauert es dann, um aus dem Material 90—95 Prozent des Goldes herauszuziehen, das es enthält. Es wird dazu eine Lösung von Cyanid und Kalium benutzt. Nachdem sie die Spitzlucken passiert, gehen die Tailings in die sogenannten Spitzkasten, wo der schwere Sand sich setzt, während der leichtere Pochschlamm überläuft und in besonderen Werken nochmals einer Spezialbehandlung unterzogen wird. Der Sand, der zurückbleibt, wird durch ein Röhrensystem auf dem Boden der Kästen abgeführt und durch einen Schlauch oder einen sich automatisch drehenden Distributor in die Klärbassins so hineingetrieben, daß er möglichst gründlich durchgerüttelt wird. Die Trennung des Sandes vom Pochschlamm muß sehr vorsichtig vorgenommen werden, da alle steinigen Bestandteile zu beseitigen sind, die sonst ein rasches Durchfiltrieren der Lösung verhindern und auch den freien Zutritt des atmosphärischen Sauerstoffes stören würden, der notwendig ist, wenn das Gold durch das Cyanid gelöst werden soll.

Von den Klärbassins geht der Sand, nachdem die Lösung beseitigt ist, in das Laugenbassin, das unmittelbar unter dem Klärbassin angebracht ist, auf dessen Boden sich eine Art Ventil befindet, durch das der Sand herunterfällt. Bei einer Zweihundertstempelanlage werden 16 eherne Klärbecken und ebensoviele Laugenbecken gebraucht. Die Klärbassins sind durchschnittlich 9 Fuß hoch und haben 40 Fuß im Durchmesser. Die Laugenbecken haben natürlich den gleichen Durchmesser, sind aber weniger hoch. Jedes solche Becken faßt etwa 400 Tonnen. Im Laugenbecken wird die Masse einer dreimaligen Behandlung mit Kaliumcyanid unterzogen. Der ganze Prozeß dauert vier bis sieben Tage. 130—150 Tonnen der Lösung werden gewöhnlich für 100 Tonnen Sand gebraucht. Ist der Prozeß beendigt, so werden die dann noch verbleibenden Tailings als wertlose Abfälle zu den riesigen Haufen aufgeschichtet, die sich wie große, grauweiße Staubwälle um die einzelnen Minen herumziehen, ein Greuel allen, die am Witwatersrand zu tun haben. Denn der scharfe Wind treibt den Staub überall umher, von dem ästhetischen Moment ganz abgesehen, das man am Rand wohl kaum besonders hoch anschlägt. Die Verwertung dieser Abfälle, sei es zur Anfertigung von Bausteinen, oder sonst zu irgend einem Zweck, ist bisher ein ungelöstes Problem geblieben, so viele sich auch den Kopf darüber zerbrochen haben, ein gutes Geschäft aus der Ausbeutung des Einzigen zu machen, das man in Südafrika umsonst haben kann.

Die Cyanidlösung wird, nachdem sie aus den Laugenbecken abgelassen, in die sogenannten „precipitation boxes“ überführt, in welchen das Gold durch einen chemischen Prozeß ausgefällt wird. Zwei verschiedene Prozesse werden dabei angewendet, von den einen der Siemens-Halske-, von den anderen der Mc. Arthur Forrest-Prozeß, deren nähere Schilderung hier zu weit führen würde. Es mag die Andeutung genügen, daß bei dem letzteren Verfahren das Gold durch Zink ausgefällt wird, wobei ein kompliziertes System übereinander liegender Kästen in Anwendung kommt, in denen sich Zinkspäne in beweglichen grobdurchlöcherten Mulden befinden. Die goldhaltige Lösung wird in enge Berührung mit dem Zink gebracht, und das Gold wird nun niedergeschlagen, teils als metallische Kruste auf dem Zink, teils als Goldschlamm, der auf den Boden des Kastens sinkt. Ein- oder zweimal im Monat werden die Kästen geleert, der Goldschlamm wird noch mit schwefliger Säure behandelt und dann getrocknet und in Schmelztiegeln geschmolzen.

Bei dem Siemens-Halske Verfahren spielt die Elektrolyse eine wichtige Rolle in dem Ausscheideprozeß. Das Verfahren hat den Vorteil, daß es auf jede Lösung angewandt werden kann, während der Mc. Arthur-Forrest Prozeß befriedigende Ergebnisse nur aufzuweisen hat, wenn die Lösung einen bestimmten Prozentsatz Cyanid enthält.

Zu der Zeit, wo ich nach Johannesburg kam, herrschte am ganzen Rand ein ungemein lebhaftes Treiben. Man gewann den Eindruck einer Industrie, die sich, nachdem sie die Kinderkrankheiten überstanden, ungehemmt zu höchster Blüte und zu noch nie dagewesenem Glanze entfalten werde. Dieser Eindruck täuschte indeß. Nicht nur tat damals schon der Alb unabläßig drohender Arbeiterkrisen der Ausnutzuug des riesigen Maschinenmaterials Eintrag, die Minen arbeiteten auch zu teuer. Dank der hohen Frachtraten und der enormen Zölle hatten bereits die Maschinenanlagen zwei und ein halb mal mehr gekostet als am Bezugsorte, und die Kohlen verschlangen 8 Prozent der gesamten Betriebskosten. Allerdings sind kurz nach der Entdeckung der Goldfelder auch Kohlenläger in Südafrika gefunden worden, aber erstlich kosteten die südafrikanischen Kohlen 8 Shilling die Tonne an Ort und Stelle, und dazu traten die Transportkosten von etwa 25 Pfennig pro Tonne und englische Meile. (Die Haupt-Kohlengruben sind etwa 20 Meilen von Johannesburg entfernt.) Schließlich hat die beste Transvaalkohle auch nur 70 Prozent der Heizkraft der besten europäischen Kohle, meistens bedeutend weniger.

Verhältnismäßig am schwersten aber belasteten die Minenindustrie die unerhörten Dynamitpreise, die 9 Prozent der gesamten Arbeitskosten verschlangen. Dank dem Geldbedürfnis und der Gewissenlosigkeit der Holländerclique, die auch hierin auf Krüger einen verhängnisvollen Einfluß ausübte, besaß die Modderfonteinер Fabrik ein Monopol für das wichtigste Requisit der Hauptindustrie des Landes, der dadurch wahre Daumenschrauben angelegt worden sind. Die Kiste Dynamitpatronen kostete, soviel ich mich erinnere, kurz vor dem Krieg 75 Shillinge. Die hierdurch zunächst Betroffenen waren die weißen Miner, welche in Akkord arbeiteten, und deren Gewinn davon abhing, daß mit möglichst wenig Patronen möglichst viel erreicht wurde. Mit dem Steigen der Dynamitpreise aber mußten die Minen natürlich die Akkordlöhne heraufsetzen. Das geschah, aber doch nur in den Grenzen, daß Arbeiter und Arbeitgeber sich sozusagen in den Schaden teilten, und dadurch wurden sie solidarisch in ihrer Wut gegen das Dynamitmonopol und in ihrem Haß gegen das ganze Konzessionswesen der Burenregierung, ein Haß, den jeder Zahltag aufs neue aufstachelte. Die Burenregierung hat vielleicht größere Sünden auf dem Gewissen, aber sicher keine größere Dummheit als das starre Festhalten an dem verhängnisvollen Dynamitmonopol.

Zu den sogenannten „grievances“ der Goldindustrie gehörte natürlich auch der agrarische Hochschutzzolltarif, mittels dessen sich die Holländerclique bei den Burenfarmern beliebt zu machen suchte. Dieser Tarif wirkte sowohl direkt wie indirekt auf die Entwicklung der Minenindustrie hemmend ein. Direkt, indem alle Requisiten des Betriebs, alle Maschinen und Ausrüstungsgegenstände außer durch die enormen Frachtraten auch noch durch völlig ungerechte Zölle verteuert wurden, indirekt, indem alle Lebensmittel, alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs von dem Tarif derartig „berücksichtigt“ wurden, daß das Leben in Johannesburg ungefähr dreimal so teuer war wie in London. Worauf es dieser Tarif abgesehen hatte, das geht daraus hervor, daß es mit Bezug auf Fabrikate und Manufakturen eine einheimische Industrie nicht zu schützen gab, denn die paar Industrien des Landes waren ohnehin monopolisiert; was nun die Lebensmittel anbelangte, so konnte man es an und für sich ja vielleicht verständlich finden, wenn ein Land, in dem die Herrschenden durchweg Farmer waren, sich gegen eine Überschwemmung des Marktes mit ausländischem Fleisch, ausländischem Geflügel, ausländischem Getreide, kurz mit allen landwirtschaftlichen Produkten zu schützen suchte, um sich nicht die Preise für seine eigene Produktion

verderben zu lassen. Man hätte es auch wohl noch rechtfertigen können, wenn die Buren sich die Erzeugnisse ihrer Farmen exorbitant hoch bezahlen ließen, um auf diesem Wege indirekt von den Reichtümern zu profitieren, welche die Uitländer den Schatzkammern des Witwatersrand entrissen. Aber so lagen die Dinge gar nicht. Die Burenfarmer dachten durchaus nicht daran, sich etwa eine Mehrarbeit mit Gold aufwiegen zu lassen, sie dachten nicht daran, ihre Erzeugung unter dem Schutze des Zolltarifs zu steigern, um den Johannesburger Markt versorgen zu können. Sie lieferten vielmehr so gut wie gar nichts auf diesen Markt, ja die Statistik erweist einen sichtlichen Niedergang der einheimischen Agrarproduktion unter dem agrarischsten Schutzzolltarif der Welt. Die Buren verbesserten eben ihre Einkünfte nicht durch das, was sie verkauften, sondern durch das, was sie nicht verkauften. Die Zölle waren so hoch, daß das Farmervolk besser dabei wegzukommen vermeinte, wenn es die Johannesburger ihr Vieh aus Argentinien und Madagaskar, gefrorenes Fleisch aus den Vereinigten Staaten, sterilisierte Milch aus Australien, Obst aus Kalifornien, Getreide aus Kanada importieren ließ usw. So konnte man im industriellen Centrum eines Agrarstaates nur mit größter Mühe frische Milch, frische Eier und frisches Gemüse bekommen, einen einheimischen Hammelbraten, einen einheimischen Rinderrücken haben die wenigsten Johannesburger je verspeist, obgleich sie nur ein paar Kilometer aus der Stadt herauszugehen brauchten, um sich von dem Vorhandensein stattlicher Heerden zu überzeugen.

Da nun die Goldmineninduſtrie zwei Drittel aller Arbeitskräfte des Landes in Nahrung setzte, so mußte der Zolltarif unbedingt als eine Steuer auf die Goldgewinnung angesehen werden, und als solche hat er auch gewirkt. Daß die Regierung des Landes, von den Holländern gut angelernt, auch sonst der Goldindustrie auf legalem wie auf illegalem Wege abpreßte, was irgend abzupressen war, braucht nach diesem kaum mehr versichert zu werden. Und wo die Regierung als solche doch noch einiges Schamgefühl empfand, da traten korrupte holländische Beamte, von dem einzigen Wunsche geleitet, sich die Taschen nach Kräften zu füllen, in ihre Rechte. Die Holländer konnten allerdings auch mit einigem Rechte behaupten, die Goldindustrie dürfe sich im Transvaal mehr erlauben als in irgend einem Lande der Welt denkbar wäre. In der Tat, dahin war es schließlich gekommen, daß man am Witwatersrand wagen durfte, was man wollte, daß überhaupt der Kapitalkräftige sich jede Ungesetzmäßigkeit leisten konnte, wenn er nur der Regierung oder ihren Funktionären den Mund mit Gold stopfte. Ich gebe

auch zu, daß mehr als ein Mineninduſtrieller mir ebenſo wie mein erſter Johannesburger Bekannter verſichert hat, dieſer Zuſtand ſei durchaus nicht ſo unerträglich, und wenn England einmal den Transvaal annektiere, dann werde die Induſtrie all' das, was ſie jetzt für Beſtechung uſw. ausgebe, ex officio an den neuen Herrn entrichten müſſen und vielleicht noch einiges mehr, ohne ſich damit die „Ellenbogenfreiheit" — ſollte heißen Immunität für jeglichen Uebergriff — erkaufen zu können, wie unter dem Burenregime.

Die einſichtige Mehrheit unter den Minenmagnaten empfand indes ſehr wohl, daß durch den ſteten Verkehr mit dieſer Korruption ſich die Goldinduſtrie ſelbſt infizieren müſſe, und daß die allgemeine Rechtsunſicherheit, ſelbſt wenn ſie gelegentlich denen, die nicht an ihr Schuld waren, einen Freibeuterzug erlaubte, ſchließlich doch die Zukunft der Witwatersrand ernſtlich gefährden müſſe. Anfangs hatte man die Holländer ruhig gewähren laſſen; man wollte arbeiten und Geld verdienen am Witwatersrand, aber keine Politik machen. Mochten die Regierenden getroſt mehr nehmen, als ihnen zukam, es war ja immer noch genug da. Dieſe anfängliche Indifferenz und Indolenz gegenüber der Verwaltung des Landes hat ſich ſchwer gerächt. Als man endlich, nachdem der große „Boom" etwas abgeflaut war, dazu kam, der Regierung etwas genauer auf die Finger zu ſehen, da hatten die Holländer ihre Poſition ſchon derartig gefeſtigt, daß ſie nur noch mit Gewalt daraus zu vertreiben waren. Hohnlachend wurde das ſicher nicht unberechtigte Verlangen zurückgewieſen, daß man denjenigen einen Anteil an der Verwaltung des Landes gönne, die ſein ganzes Budget beſtritten. Damit ſetzte die Aera der großen politiſchen Kämpfe in Transvaal ein, auf die ich noch an anderer Stelle zu ſprechen kommen werde. Die Holländer ließen es nicht nur zu keiner Verſtändigung, ſie ließen es überhaupt nicht zu einer offenen Ausſprache zwiſchen den beiden Parteien kommen; ſie wußten genau, daß es mit ihrer Herrlichkeit raſch zu Ende gehen würde, wenn der Bur in dem Uitländer noch etwas anderes ſehen konnte als einen habgierigen „Digger", einen raubluſtigen Abenteurer. Es war ein Meiſterſtück holländiſcher Intriguenkunſt, daß es ihr gelang, vor den Buren die gewaltige Veränderung zu verſchleiern, die ſich am Witwatersrand vollzog, ſeit ſich die Wege der beiden Raſſen geſchieden. Die Buren durften ſich nicht klar darüber werden, daß an die Stelle der erſten irregulären Goldgräber, an Stelle des internationalen Geſindels, welches am Witwatersrand einen ſkrupelloſen Raubbau trieb, längſt große angeſehene Geſellſchaften, ſeriöſe Finanziers und fachmänniſch geſchulte

Direktoren getreten waren, die, wenn die Regierung sich auf sie statt auf die Holländer stützte, ganz andere Garantieen bieten und den chronischen Finanznöten des Burenregimes in viel wirksamerer Weise hätten abhelfen können, ohne denen, die sich nun einmal als die Herrschenden betrachteten, mehr von ihrer Macht zu nehmen, als die Holländer es vermittels des von ihnen etablierten Regierungsapparates getan.

In nutzlosem Kampfe zehrte man nur seine Kräfte auf. Die Regierung wurde innerlich immer morscher, die Goldindustrie büßte immer mehr von ihrer siegreichen Zauberkraft ein. Die äußerlichen Kennzeichen des Niederganges ließen nicht lange auf sich warten. Durch einen jähen Ruck suchte die Mineninduſtrie sie noch einmal zu überwinden, aber, innerlich uneinig, sahen die einen in Rhodes ihren Retter, den die anderen als Vergewaltiger ihrer Interessen fürchteten. Der Jamesoneinfall scheiterte, mußte scheitern. Die Uitländer hatten sich die Sympathieen der ganzen Welt verscherzt, Paul Krüger hielt den Trumpf in Händen, mit dem er alles stechen konnte; der böse Schein blieb auch an den berechtigsten Forderungen der Mineninduſtrie haften; der holländische Einfluß stieg ins Ungemessene, die Beamten durften sich ungeniert die fettesten Bäuche anmästen und sich dabei immer noch als moralischer fühlen, denn die „Räuber und Mörder“ des Randklub. Verzweiflung und blasse Furcht hielten in diesem ihren Einzug. Ein wütender Haß gegen die geschwollenen Burenofficials ergriff wie ein Taumel die ganze Goldstadt, die ihren Lebensnerv bedroht sah; der Boden war vorbereitet für jene tückische Agitation, welche die Gemüter noch mehr vergiftete und die schlimmste Begriffsverwirrung in den Köpfen anrichtete. Turbulente Versammlungen waren an der Tagesordnung, in denen sich die Verführten als Führer fühlten; in Pretoria erfuhr man davon nichts. Das Selbstbewußtsein der Buren war durch den Erfolg über Jameson zum Größenwahn gesteigert worden. Man verlachte die Uitländer, man verlachte Rhodes, man zuckte die Achseln über Chamberlain. Die Engländer sollten nur kommen, die Buren wollten es ihnen schon zeigen. — Die ruhigeren Elemente im Volksraad, die wußten, daß auf den Rausch der Katzenjammer folgt, und die gerne die Gelegenheit benutzt hätten, mit den Uitländern einen ehrlichen Frieden zu machen, solange das für die Buren unter günstigen Bedingungen möglich war, wurden niedergeschrieen.

So kam, was kommen mußte. Der britische Imperialismus fand es mit der Würde des Reiches unvereinbar, daß englische Untertanen irgendwo in der Welt als Bürger zweiter Klasse, als

„Heloten" behandelt werden sollten. Er nahm eine Petition der Johannesburger an die Königin — tausendweise waren die Unterschriften allerdings gefälscht, aber das ganze war mit einer Gerissenheit arrangiert, die keine Skrupel kannte — zum Vorwand, um eine große Aktion einzuleiten, die nach langem hin und her mit dem Ultimatum endigte. Der Krieg brach aus.

Die erste Folge war natürlich die Einstellung des ganzen Minenbetriebes. Das internationale Kapital zitterte vor der Gefahr, daß die Minen von dem verlierenden Gegner aus Rachsucht zerstört werden könnten, und zur Vermeidung dieser Eventualität wurde ein Schutzkorps von 400 Mann gebildet, welches, von beiden Regierungen anerkannt, den ausschließlichen Zweck verfolgte, die Minen zu verteidigen. Tatsächlich stellte sich denn auch während des Krieges die Notwendigkeit heraus, die Minen vor räuberischen Banden zu schützen. Im allgemeinen aber sind sie während des zweieinhalbjährigen Ringens zwischen den beiden Rassen weniger mitgenommen worden, als man erwartet haben mochte. Im Mai 1901 erteilte Lord Kitchener die Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Arbeit, und von diesem Zeitpunkte an war eine regelmäßige Steigerung der Goldausbeute zu verzeichnen. Als im Mai 1902 der Krieg sich seinem Ende näherte, griffen die Minenspekulanten neuerdings kaufend ein, wurden jedoch wieder enttäuscht, da die Preise der Shares entgegen den allgemeinen Erwartungen stetig abbröckelten. Zu erklären war das einerseits dadurch, daß kurz vor dem Friedensschlusse große spekulative Engagements in der Hoffnung auf baldigen Kursgewinn eingegangen wurden, die nun, da die Erwartungen sich nicht erfüllten, teils freiwillig, teils gezwungen, zur Lösung gelangten, andererseits damit, daß die ersten Stimmen laut wurden, welche dem Mangel an Arbeitskräften große Bedeutung beilegten. Indes bewährte sich die Goldindustrie doch als der Talisman, von dem ein Strom des Vertrauens ausging, welcher die ersten Anfänge der Neuetablierung zu tragen vermochte.

Unversehrt lagen unter Schutt und Asche die unermeßlichen Schätze verborgen, welche man nur zu heben brauchte, um an Stelle des vernichteten, einen viel großartigeren, einen viel stolzeren Bau aufzurichten, der die furchtbaren Stürme vergessen lassen würde, welche den Boden für ihn frei gemacht hatten. Die britische Regierung wußte am besten, wo die starken Wurzeln der wirtschaftlichen Kraft des neuerworbenen Territoriums lagen, und so war es nur selbstverständlich, daß ihre Vertreter, so ernsthaft sie sich mit der Repatriierung der Buren, mit dem Wiederaufbau der Landwirtschaft

Direktoren getreten waren, die, wenn die Regierung sich auf sie statt auf die Holländer stützte, ganz andere Garantieen bieten und den chronischen Finanznöten des Burenregimes in viel wirksamerer Weise hätten abhelfen können, ohne denen, die sich nun einmal als die Herrschenden betrachteten, mehr von ihrer Macht zu nehmen, als die Holländer es vermittels des von ihnen etablierten Regierungsapparates getan.

In nutzlosem Kampfe zehrte man nur seine Kräfte auf. Die Regierung wurde innerlich immer morscher, die Goldindustrie büßte immer mehr von ihrer siegreichen Zauberkraft ein. Die äußerlichen Kennzeichen des Niederganges ließen nicht lange auf sich warten. Durch einen jähen Ruck suchte die Mineninduſtrie sie noch einmal zu überwinden, aber, innerlich uneinig, sahen die einen in Rhodes ihren Retter, den die anderen als Vergewaltiger ihrer Interessen fürchteten. Der Jamesoneinfall scheiterte, mußte scheitern. Die Uitländer hatten sich die Sympathieen der ganzen Welt verscherzt, Paul Krüger hielt den Trumpf in Händen, mit dem er alles stechen konnte; der böse Schein blieb auch an den berechtigsten Forderungen der Mineninduſtrie haften; der holländische Einfluß stieg ins Ungemessene, die Beamten durften sich ungeniert die fettesten Bäuche anmästen und sich dabei immer noch als moralischer fühlen, denn die „Räuber und Mörder“ des Randklub. Verzweiflung und blasse Furcht hielten in diesem ihren Einzug. Ein wütender Haß gegen die geschwollenen Burenofficials ergriff wie ein Taumel die ganze Goldstadt, die ihren Lebensnerv bedroht sah; der Boden war vorbereitet für jene tückische Agitation, welche die Gemüter noch mehr vergiftete und die schlimmste Begriffsverwirrung in den Köpfen anrichtete. Turbulente Versammlungen waren an der Tagesordnung, in denen sich die Verführten als Führer fühlten; in Pretoria wußte man davon nichts. Das Selbstbewußtsein der Buren war durch den Erfolg über Jameson zum Größenwahn gesteigert worden, man verlachte die Uitländer, man verlachte Rhodes, man zuckte die Achseln über Chamberlain. Die Engländer sollten nur kommen, die Buren wollten es ihnen schon zeigen. — Die ruhigeren Mitglieder des Volksraad, die wußten, daß auf den Rausch der Ernüchterung folgt, und die gerne die Gelegenheit benutzt hätten, mit England einen ehrlichen Frieden zu machen, solange das für Transvaal günstigen Bedingungen möglich war, wurden [illegible]

So kam, was kommen mußte. [illegible] fand es mit der Würde des Reiches [illegible] Untertanen irgendwo in der Welt als

[redacted]oduktions-
[redacted]evision des
[redacted]te nicht nur
[redacted]ierte und ver-
[redacted]edarfsartikeln
[redacted]mit Rücksicht
[redacted]ungsgesetz für die
[redacted]ngen soll, Arbeit
[redacted] ihren Bedarf an
[redacted]roentlich rationelles
[redacted]gen, schädliche Ein-
[redacted]anzuhalten, indem es
[redacted]en Schlupfwinkel folgt
[redacted]arbigen Arbeiter unter
[redacted] Minenleiter legt, die
[redacted]en, durch den sie ja nur
[redacted] hier erkennt man wieder
[redacted]nduſtrie. Hätte man näm-
[redacted]e vollſtändig verboten, ſo
[redacted]ehrzahl der Farbigen ſeinen
[redacted]ertrage wäre dadurch zweifellos

[redacted]ten Geſetze umfaſſen ſchon den
[redacted]gemachten Beſchwerden, die dadurch
[redacted]genſtandslos gemacht worden ſind.
[redacted]als eine Folge des Krieges und der
[redacted]me entſtanden, welche eine Löſung
[redacted]konnten ihrer ganzen Natur nach nie
[redacted] Schwierigkeiten tragen, und es zeigte
[redacted]keineswegs unbeſiegbar, zum Teil ſogar
[redacted]gen entſprangen, daß ferner die britiſche
[redacted]liche Löſung in ſorgfältiger Weiſe vorbereitet,
[redacted]uſtrie trotz der Schwierigkeiten ſehr Anſehn-

[redacted]Jahr Gelegenheit hatte, mich in Karlsbad
[redacted]Südafrikas, Lord Milner, über den Stand
[redacted]zu unterhalten, da meinte der Lord, wenn
[redacted]im September 1898 Johannesburg zum
[redacted]dorthin zurückkehre, ſo würde er die Augen
[redacted]gewaltigen Fortſchritte, die trotz des angeblichen
[redacted]ganges" gemacht worden ſeien. Johannesburg,

befaßten, ihre Aufmerksamkeit und ihre warme Fürsorge doch in erster Reihe der Mineninduſtrie und ihrer gedeihlichen Entwicklung widmeten. Was von der neuen Regierung ſeit dem 1. Juni 1902 im Transvaal geleiſtet worden iſt, das ſpiegelt ſich denn auch gerade in den Fortſchritten der Goldinduſtie am markanteſten wieder, und ein Rückblick auf den ſeither verronnenen Zeitraum ſüdafrikaniſcher Minenarbeit iſt ein Rückblick auf das Friedenswerk, welches dieſe Periode umſpannt, überhaupt. Die Sorgen der Mineninduſtrie ſind eben die Sorgen des Transvaal, und die Hoffnungen des Witwatersrand ſind die Hoffnungen all derer, welchen die Zukunft Südafrikas am Herzen liegt.

Um richtig würdigen zu können, was die neue Verwaltung des Transvaal geleiſtet, müſſen wir noch einmal auf die Beſchwerdeliſte zurückgehen, mit welcher in der Mitte der neunziger Jahre die Vertreter der Mineninduſtrie ſo oft vergeblich vor die Burenregierung getreten ſind, auf die Klagen, die ſich ſchließlich zu dem Konflikt verſchärften und mit ein Grund zum Kriege waren, weil man daran verzweifeln mußte, die notwendigen Reformen unter dem Burenregime zur Durchführung bringen zu können. Damals legten die Vertreter der Mineninduſtie ausführlich dar, in welch ungeheuerlicher Weiſe das Dynamitmonopol den Preis eines der wichtigſten Hilfsmittel der Montaninduſtrie verteuerte, wie die hohen Eiſenbahnfrachten und der Hochſchutzzolltarif einerſeits die Koſten des Lebensunterhaltes in Johannesburg und damit die Löhne in die Höhe ſchraubten, andererſeits die Minenbedarfsartikel außerordentlich ſchwer belaſteten, — wie die laxe und doch chikanöſe Handhabung der Alkoholgeſetze durch korrupte Beamte die Leiſtungsfähigkeit der farbigen Arbeiter beeinträchtigte uſw. Der Frieden von Vereeniging mußte nun der Mineninduſtrie zwar wieder den Platz einräumen, der ihr von Rechtswegen in einem Staatsweſen gebührte, deſſen Wohl und Wehe von ihren Leiſtungen abhing, die Garantien aber, deren ſie zu einer geſunden Entwicklung bedurfte, konnte ſie nur durch eine umfaſſende Reviſion der Geſetzgebung erhalten. Hier ſetzte denn auch das Friedenswerk der neuen Regierung ein.

Das Dynamitmonopol iſt aufgehoben worden, und der Preis für die Kiſte Dynamit iſt von 75 Shilling auf circa 50 Shilling heruntergegangen, nachdem vor allem dank der energiſchen Haltung George Albu's in der Johannesburger Minenkammer die Gefahr eines Kiſtenzolles auf importiertes Dynamit abgewendet und die freie, durch keinen Schutzzoll eingeengte Konkurrenz auf dem Sprengmittelmarkte geſichert wurde, die

noch weiter reduzieren und in der Verminderung der Produktionskosten zu vorteilhaftem Ausdruck gelangen dürfte. Die Revision des Hochschutzzolltarifes der Südafrikanischen Republik gestattete nicht nur die freie Einfuhr aller Lebensmittel, sondern sie erleichterte und verbilligte auch die Neuequipierung der Minen, deren Bedarfsartikeln fast durchweg Zollfreiheit gewährt wurde. Speziell mit Rücksicht auf die Mineninduſtrie ist auch ein neues Besteuerungsgesetz für die Eingeborenen erlassen worden, welches diese zwingen soll, Arbeit zu suchen und es den Minen erleichtern müßte, ihren Bedarf an farbigen Arbeitern zu decken. Ein außerordentlich rationelles Alkoholgesetz wird endlich wesentlich dazu beitragen, schädliche Einflüsse von dem Arbeiterstamm der Minen fernzuhalten, indem es dem illegalen Schnapshandel in seine geheimsten Schlupfwinkel folgt und dafür die Abgabe von Alkohol an die farbigen Arbeiter unter gewissen Beschränkungen in die Hand der Minenleiter legt, die damit sicher keinen Mißbrauch treiben werden, durch den sie ja nur ihr Unternehmen schädigen würden. Auch hier erkennt man wieder die weitgehende Rücksicht auf die Mineninduſtrie. Hätte man nämlich den Alkoholverkauf an Eingeborene vollständig verboten, so hätte der Witwatersrand für die Mehrzahl der Farbigen seinen Hauptreiz eingebüßt, — die Arbeiterfrage wäre dadurch zweifellos weiter kompliziert worden.

Man sieht, die bisher erwähnten Gesetze umfassen schon den ganzen Komplex der früher geltend gemachten Beschwerden, die dadurch in äußerst befriedigender Weise gegenstandslos gemacht worden sind. Nun sind aber selbstverständlich als eine Folge des Krieges und der Verhältnisse auch neue Probleme entstanden, welche eine Lösung heischten. Diese Probleme konnten ihrer ganzen Natur nach nie den Charakter unerwarteter Schwierigkeiten tragen, und es zeigte sich denn auch, daß sie, keineswegs unbesiegbar, zum Teil sogar nur vorübergehenden Störungen entsprangen, daß ferner die britische Regierung eine zweckdienliche Lösung in sorgfältiger Weise vorbereitet, und daß die Minen-Industrie trotz der Schwierigkeiten sehr Ansehnliches geleistet hat.

Als ich vor einem Jahr Gelegenheit hatte, mich in Karlsbad mit dem Oberkommissar Südafrikas, Lord Milner, über den Stand der Dinge in Südafrika zu unterhalten, da meinte der Lord, wenn jetzt jemand, der etwa im September 1898 Johannesburg zum letztenmal gesehen habe, dorthin zurückkehre, so würde er die Augen mächtig aufreißen ob der gewaltigen Fortschritte, die trotz des angeblichen „unaufhaltsamen Niederganges“ gemacht worden seien. Johannesburg,

so erkärte Milner, ist seit dem Kriege eine völlig andere Stadt geworden. Vor dem Kriege hatte man sich daran gewöhnt, in den Grundstückspreisen den Gradmesser für die Bautätigkeit zu sehen und in ihr wieder das Barometer für die Geschäftslage. Man deduzierte: wenn die Geschäftslage gut ist, dann wird gebaut — vorausgesetzt, daß der „boom" wenigstens eine zeitlang anhält — und wenn gebaut wird, dann steigen die Grundstückspreise. Das traf zu, so lange das Auffinden einer neuen Goldader am Witwatersrand nicht nur die Johannesburger Börse in einen wahren Taumel zu versetzen vermochte und die Spekulationswut der Bevölkerung aufs heftigste entflammte, sondern auch ein Zuströmen der fremdländischen Bevölkerung im Gefolge hatte. Diese Einwanderung mußte untergebracht werden, es wurde gebaut, und wenn dafür auch immer neue Terrains erschlossen wurden, so stiegen doch die Bodenpreise in der Mitte der inneren Stadt, wo für neue Läden, Bureauräume usw. immer höhere Preise gezahlt wurden.

Jetzt ist das alles längst anders geworden. Alles goldhaltige Land im weitesten Umkreise von Johannesburg ist in den Händen der großen Finanzgruppen. Das Auffinden einer neuen Erzader vermag allenfalls noch den Minenaktionär zu interessieren und zu geschäftlichen Transaktionen innerhalb einer exklusiven Klique den Anstoß zu geben, auf die Einwanderung hat es keinen unmittelbaren Einfluß mehr, und im Grunde muß man das begrüßen. Ich habe bereits des Umstandes gedacht, daß schon wenige Jahre nach der Erschließung der Witwatersrandgoldfelder dort nur noch ein sehr geringer Teil der Zugewanderten auf seine Rechnung kam; überwiegend vermehrten diese nur das weiße Proletariat, das politisch und wirtschaftlich immer mehr für Johannesburg eine Plage und Sorge schlimmster Art wurde und zur Heraufbeschwörung der Krisis sein gut Teil beigetragen hat. Bis kurz vor dem Kriege blieb jedoch der Transvaal der Magnet für viele Tausende mehr oder weniger hoffnungsfreudiger Existenzen, und nach dem Kriege schien sich seine Anziehungskraft in der ersten Zeit noch vermehrt zu haben. Die vernünftige Politik der Regierung und eine zielbewußte Aufklärungsarbeit einiger einflußreichen Persönlichkeiten trugen indes, zusammen mit der anfangs wirklich äußerst trüben Lage, viel dazu bei, der Goldstadt viel von ihrer gefährlichen Anziehungskraft zu rauben. Man mußte schließlich einsehen, daß in Südafrika eher mehr als irgendwo anders eine gewisse Kapitalkraft selbst zur Gründung einer bescheidenen Existenz notwendig, zur Entrierung irgendwelcher geschäftlichen Unternehmungen aber geradezu unerläßlich ist. Die Einwanderung

geriet ins Stocken und ſteht jetzt zeitweiſe faſt völlig ſtill. Selbſt ein lang anhaltender „Boom“ könnte ſie kaum mehr in ähnlich ſtürmiſcher Weiſe wie früher befördern; damit aber hat Johannesburg das charakteriſtiſche Gepräge der Goldſtadt, das es vor dem Kriege trug, verloren. Damit ſind auch die alten Kriterien für den Geſchäftsgang hinfällig geworden. Johannesburg gewinnt zuſehends an Stabilität; aus der großen Karawanſerei wird allmählich eine Stadt, in der man ſich für längere Zeit einrichtet, in der man nicht nur Geld erwirbt und Geld hinauswirft, in der vielmehr Geld zielbewußt ausgegeben wird, um den Erwerbenden auch heimiſch werden zu laſſen: kurz, Johannesburg wird ſolide. Dieſe Charakterveränderung kommt zum greifbaren Ausdruck zunächſt in den veränderten Geſichtspunkten, die ſich in der Bautätigkeit geltend machen. Den Terrainſpekulationen großen Stiles, welche ganze Stadtteile aus dem Boden hervorzaubern wollten, indes häufig mehr Unternehmungsgeiſt als Berechnungsgabe verrieten, ſo daß ganze Quartiere noch im Entſtehen ihrem Schickſale überlaſſen werden mußten, iſt der Boden entzogen. Zur Zeit denkt man mehr an den Ausbau des Vorhandenen als an Vergrößerung der Stadt. Eine Beſſerung der Geſchäftslage würde dieſen Ausbau wohl beſchleunigen, auf die Grundſtückspreiſe aber, auf den Wert der „properties“, würde das auf lange hinaus ohne Einfluß bleiben.

Wenn in den meiſten Berichten die Geſchäftslage im Transvaal und damit in Johannesburg zur Zeit auch noch in ſehr düſteren Farben geſchildert wird, ſo braucht man das keineswegs zu tragiſch zu nehmen. Man iſt eben ſehr, ſehr verwöhnt in der „golden city“, und Anſprüche ſind bekanntlich raſcher in die Höhe als zurückgeſchraubt. Dem Umſtande, daß ein paar ſchlecht fundierte neue Unternehmungen und auch ein paar ältere Geſchäfte, welche unter dem Kriege beſonders ſtark gelitten haben, in Konkurs geraten ſind, iſt vielfach eine allzugroße Bedeutung beigelegt worden. Derartige Konkurſe kamen früher viel häufiger vor, es fiel nur weit weniger auf, weil früher, wenn ein Geſchäftsinhaber ſeinen Laden heute ſchließen mußte, ſchon morgen ein anderer denſelben wieder aufmachte, während zur Zeit tatſächlich eine Reihe ſehr gut gelegener „stands“ in der Commiſſioner-, Pritchard- und Market-Street leer ſtehen und zu den geforderten Preiſen auch nicht ſo bald vermietet werden dürften. Es fehlen eben die Elemente, die ſich blindlings in eine Sache hineinſtürzen, von der ſie nicht wiſſen, wie ſie ſie durchführen werden, die es einmal probieren und nicht troſtlos ſind, wenn ſie die paar hundert Pfund, die ſie geſtern irgendwie ge-

wonnen, heute irgendwie verlieren. Es fehlt aber allerdings, und das ist ein viel ernsteres Moment, seit dem Kriege im Johannesburger Kaufmannsstande — von den Minen- und Finanzkreisen ist hier natürlich nicht die Rede — auch das solide Kapital, das in seriösen und aussichtsreichen Geschäften einen Anreiz zu dauerndem Engagement findet. Das erstere kann man gern missen, das letztere muß herangezogen werden.

Aber wie vor dem Kriege, so ist auch seit dem Frieden die Lage der Goldindustrie am Witwatersrand für das ganze Wirtschaftsleben in Transvaal der ausschlaggebende Faktor. Wie diese Goldindustrie einst das unsolide Geschäft gebären half, so muß sie künftig das solide Geschäft ernähren, und sie ist dazu sehr wohl imstande. In den maßgebenden fachmännischen Kreisen herrscht über den Goldreichtum des Witwatersrand nur eine Ueberzeugung, und die geht dahin, daß wenn selbst im ganzen Transvaal kein einziges Goldfeld mehr aufgefunden werden sollte — was übrigens dem Ergebnis der geologischen Untersuchungen widersprechen würde und schon nach den Erfahrungen der letzten zwei Jahre für ziemlich ausgeschlossen gelten kann — allein der Witwatersrand imstande sein würde, auf eine lange Reihe von Jahren hinaus eine zehnfach größere Ausbeute als die derzeitige zu sichern. An dem Vorhandensein der enormen Schätze ist also nicht zu zweifeln und es handelt sich nur darum, sie zu heben. Von der völligen Bewältigung der Schwierigkeiten, die dem heute noch im Wege stehen, hängt aber für Stadt und Land geradezu alles ab. Prosperiert die Goldindustrie, dann wird im Laufe der Jahre eine Eisen-, eine Kohlen-Industrie großen Maßstabes, dann werden auch andere Industrien, zu denen die Vorbedingungen ausgiebig vorhanden sind, emporblühen. Vorläufig aber steht und fällt das Wirtschaftsleben des Transvaal mit den Erfolgen der Förderungsarbeit, die am Witwatersrand geleistet wird.

Die Sorgen der Goldindustrie sind darum auch die Sorgen aller einsichtigen Elemente im Lande, sind die Sorgen der ganzen Geschäftswelt und endlich die der Regierung. Die Hauptkalamität der Goldindustrie aber war vor dem Kriege, ist im höchsten Maße seit dem Frieden und wird in gewissen Grenzen immer bleiben das Arbeiterproblem, welches für das ganze südafrikanische Wirtschaftsleben von so tief einschneidender Bedeutung ist, daß ich nicht umhin kann, ihm ein besonderes Kapitel zu widmen.

17. Kapitel.

Die Arbeiterfrage.

Die ſüdafrikaniſche Arbeiterfrage iſt ein Raſſenproblem. Hierin iſt die ganze Schwierigkeit derſelben ausgeſprochen. In dieſer Wahrheit allein iſt aber auch nur der Schlüſſel zu finden, vermittels deſſen man ihr beikommen kann. Wer als gewiſſenhafter Beobachter ſüdafrikaniſcher Verhältniſſe die heutige Lage der Dinge am Witwatersrand betrachtet, der wird zu dem Ergebnis kommen, daß die Arbeiterfrage noch immer der unberechenbarſte Faktor in allen Schätzungen über die Zukunft der Goldinduſtrie iſt, trotzdem heute deutliche Anzeichen dafür vorhanden, daß die Arbeiternot in abſehbarer Zeit aus dem akuten Stadium wieder in das chroniſche hinübergeleitet werden könnte, in dem ſie ſich ſchließlich ja auch vor dem Kriege ſchon befunden hat; mehr als das iſt aber auch noch auf lange Zeit hinaus nicht zu erwarten. Es iſt die größte Täuſchung, der man ſich hingeben kann, wenn man glaubt, die ſüdafrikaniſche Arbeiternot könne in der Tat durch die Heranſchaffung von aſiatiſchen Kulis in irgendwie endgiltiger Weiſe beſeitigt werden. In Wahrheit rennt man damit nur immer tiefer in eine Sackgaſſe hinein, aus der es ſchließlich kein Entrinnen mehr geben wird, und wer Anlage zu einer Kaſſandra beſitzt, der könnte heute wohl behaupten, daß an den Fehlern, welche in der Arbeiterfrage begangen worden ſind, ſchließlich die ganze wirtſchaftliche Zukunft Südafrikas Schiffbruch erleiden wird, falls man nicht entweder ein gut Stück des Weges zurückgeht, auf dem man mit ſolcher Mühe vorgedrungen iſt,

oder — falls nicht ein Wunder geſchieht, das die Konſequenzen einer verfehlten Politik von dem Pfade derer beſeitigt, die einzig und allein an dieſer Politik Schuld haben.

Die Engländer, welche ſich auf ihre kolonialen Erfahrungen ſo außerordentlich viel zu gute tun, haben, ſeitdem ſie endgiltig die Hand auf die von ihnen ſo heiß erſtrebten Territorien der ſüdafrikaniſchen Republiken legen durften, alles eher bewieſen, als die Beherrſchung der Grundregeln jeder kolonialen Politik. Die wichtigſte dieſer Grundregeln iſt, darüber läßt ſich überhaupt nicht ſtreiten, die Geduld. In einer Kolonie geſchieht nichts über Nacht, nichts läßt ſich von heute auf morgen durchſetzen, geduldig ſein, zuwarten und zuwarten, ausharren können, bis ſchließlich in heißer Arbeit das Ziel erreicht, der Erfolg errungen wird, das iſt in den Kolonien Alles. Das mächtigſte Kolonialvolk der Zukunft wird dasjenige ſein, welches zu warten vermag.

Seit dem Frieden von Vereeniging haben ſich die Engländer, insbeſondere ſo weit die Arbeiterfrage in Betracht kommt, geradezu kindiſch gebärdet; ſie haben ſich allzuſehr von denjenigen Elementen beeinfluſſen laſſen, die, übermäßig verwöhnt durch die Huld des Schickſals, ungebärdig wurden in dem Augenblick, wo nicht alles nach ihren Wünſchen ging — durch die Minenmagnaten. Die Arbeiterkriſe, die ſich nach der Beendigung des Feldzuges einſtellte, kam nur denjenigen unerwartet, welche die Verhältniſſe in Transvaal nicht kannten. In Wahrheit konnte dieſe Kriſe von jedem mit Beſtimmtheit vorausgeſagt werden, der mit unbefangenem Auge einerſeits die engliſche Eingeborenenpolitik in der Kapkolonie und Natal beobachtet hatte, andererſeits über den Charakter des Materials orientiert war, mit welchem England zwecks Befriedigung des Arbeiterbedürfniſſes der Mineninduſtrie ſich abzufinden haben würde, ſobald es Herr des Witwatersrand war.

Es mag außerhalb des Rahmens dieſer Betrachtung bleiben, wer die Faktoren ſind, welche die engliſchen Staatsmänner, zum Teil gegen deren Willen zwingen, Methoden zu folgen, welche ihre Einſicht unmöglich als die richtigen anerkennen kann. Nur darauf ſei hingewieſen, daß das koloniale England heute noch an den Theorien krankt, die ein Stanley, ein Livingſtone ſeiner Zeit aufgeſtellt haben; der letztere, von der reinen Humanität und ſelbſtloſen Frömmigkeit des Miſſionars beſeelt, der den Heiden das Evangelium bringen wollte, der erſtere, ein frivoler Abenteurer, der es für richtig gehalten hatte, mit der High Church und der mächtigen Gruppe, die in England ihr Banner aufrecht hielt, rechtzeitig einen Kompromiß

zu ſchließen. Stanley ſchwärmt uns in ſeinen Büchern vieles von den guten Eigenſchaften der Bantuſtämme vor, er rühmt ſich der Freundſchaft mit hervorragenden Eingeborenenhäuptlingen, er weiſt darauf hin, daß die Art, wie er mit denſelben verkehrt habe, auf Grund der Erfolge, die er errungen, als eine Art Norm angeſehen werden müſſe. In Wahrheit weiß man heute, daß kaum einer brutaler und rückſichtsloſer mit den Eingeborenen verfahren iſt als eben jener anglo-amerikaniſche Forſcher, der ſich in ſeinen Werken das Mäntelchen der Philantropie umgehängt hatte, während Livingſtone wenigſtens in ſofern gerechtfertigt daſteht, als er es in der Tat mit der Milde lange Zeit verſucht hat, nicht ohne ſchließlich in ſeinen Berichten da und dort durchblicken laſſen zu müſſen, daß dieſe Milde nicht überall, daß ſie ſogar nur in den ſeltenſten Fällen verſtanden und gewürdigt worden iſt. Schließlich war Livingſtone ein Miſſionar, Stanley ein ſpekulativer Forſchungsreiſender; beide waren nicht in der Weiſe für das wirtſchaftliche Gedeihen gewaltiger, dazu noch nicht einmal junger, kolonialer Gebietskomplexe verantwortlich, wie die engliſche Regierung es im Transvaal iſt.

Aber wie auf Livingſtone die eigentliche Afrikabegeiſterung der großen Maſſen in England zurückzuführen iſt, ſo datiert auch von ihm das eigenartige Vademekum der Eingeborenenpolitik, an das ſich bis heute jeder britiſch-koloniale Staatsmann gebunden glaubt. Hier ſpielt eine geradezu verhängnisvolle Rolle die Gemeinſchaft derer um Exeter Hall, deren ſoziale Machtſtellung ihnen geſtattet, einen gewiſſen Zwang auch auf kolonial-politiſche Verhältniſſe zu üben, ſicherlich nicht zum Vorteil des ökonomiſchen Aufſchwungs der von England eroberten überſeeiſchen Gebiete. Exeter Hall ſchwärmt für die Gleichheit der „ſchwarzen Brüder“ mit den weißen Kolonen und hat dieſen damit ſchon manche böſe Suppe eingebrockt, denn es bleibt eine unverrückbare Wahrheit, wenn Dr. Blyden, ein Miniſter des Negerſtaates Liberia erklärte: „Es braucht etwas mehr als Ueberredung und Drohungen, um den Eingeborenen zur Einſicht zu bringen, daß es ſeine hohe Pflicht ſei, zu arbeiten, damit der Ausländer reich werde und bequem lebe.“

Man kann vom rein ethiſchen Standpunkt aus das Recht der weißen Raſſe, dem Schwarzen ſein Land abzunehmen, ihn zum Heloten herabzudrücken, überhaupt beſtreiten; ſobald man aber einmal die Notwendigkeit einer kolonialen Eroberungspolitik, begründet durch die Weltmacht- und Weltwirtſchaftsverhältniſſe, anerkennt, dann muß daraus auch die letzte Konſequenz gezogen werden. Kolonien werden heute von den modernen Handels- und Kulturnationen nur

noch erobert, um beherrscht zu werden. Es handelt sich dabei in Wahrheit nicht darum, daß der Weiße als Individuum reich werde und bequem lebe, es handelt sich um viel höhere, viel weitere Gesichtspunkte, die der Exminister von Liberia nicht zu erkennen vermochte, denen sich aber der moderne Europäer unmöglich verschließen kann.

Ich habe an anderer Stelle daran erinnert, daß der Haß zwischen Bur und Brite in Wirklichkeit zurückdatiert auf die Aufhebung der Sklaverei und die Art, wie die Antisklavereiakte in Südafrika von den Engländern zur Durchführung gebracht wurde. Emanzipiert man sich für einen Augenblick von allen humanitären Erwägungen und Rücksichten, so wird man ohne weiteres zugeben müssen, daß Südafrika heute wirtschaftlich auf einem anderen Niveau stände, hätte es die Sklaverei beibehalten können, und daß es darum den farbigen Eingeborenen keineswegs schlechter hätte zu gehen brauchen. Es mag unentschieden bleiben, ob der Farbige die Freiheit verträgt in einem Lande, wo der Weiße Herr ist; so viel ist aber sicher: die Gleichheitstheorie verträgt er nicht.

Die Gleichheitstheorie ist deshalb auch niemals von den Buren in ihr Programm aufgenommen worden, und wenn Exeter Hall die englische Politik dahin zu bringen wußte, daß sie sich nicht nur zu dieser Lehre bekannte, sondern sie auch soweit verwirklichte, daß die farbigen Stämme Südafrikas daran denken konnten, das Wahlrecht für sich zu verlangen, so finden wir darin den Schlüssel zu sämtlichen Eingeborenenproplemen, die sich heute in Südafrika an das Britentum herandrängen, und von denen die Arbeiterfrage vielleicht das wirtschaftlich bedenklichste, aber kaum das für die Zukunft gefährlichste ist. Für die Zukunft der weißen Herrschaft kann vielmehr als bedeutend beängstigender erscheinen der Aethiopianismus, jene Lehre, welche Afrika für die Afrikaner, das heißt für die farbigen Stämme zurückfordert, denen das Land einstens zu eigen war, ehe der weiße Eroberer ihnen den Fuß auf den Nacken setzte. Man hat über den Aethiopianismus viel gespöttelt und ihn ob seiner extremen Forderungen und seiner utopischen Ziele als Hirngespinst faulenzender Kaffern hingestellt, das trifft indes nicht den Kern der Sache.

Zunächst kann der Aethiopianismus überhaupt nicht die Bedeutung einer autochtonen Lehre für sich in Anspruch nehmen, er ist nicht in den Köpfen der Bantustämme; nicht in denen ihrer nördlichen Nachbarn ausgeheckt worden, er wurde vielmehr in das Land hineingebracht von amerikanischen Niggern, von jenen „schlecht gefärbten" Yankees, die einerseits ja auf einem unvergleich-

lich höherem Niveau stehen als die afrikanischen Eingeborenen, andererseits aber sich doch nur eine äußerliche Routine der Zivilisation angeeignet haben, weil es ihnen nie darauf ankam, in das Wesen dieser Kultur einzudringen, sondern weil sie es nur darauf abgesehen hatten, ihre weißen Bändiger mit ihren eigenen Mitteln zu schlagen, welche sie als rein technische empfanden. Diese amerikanischen Nigger haben schon vor dem südafrikanischen Feldzuge diesseits wie jenseits des Zambesi eine großartige Agitation entfaltet, die aber zunächst nur wenig Erfolge aufzuweisen hatte. Der Boden mußte erst gelockert werden für die neue Weisheit, die sie den farbigen Stämmen Südafrikas brachten, welche unter dem Burenregime viel zu sehr in der Furcht des Herrn standen, um für revolutionäre Ideen empfänglich zu sein. Erst das Chaos, welches die englischen Eroberer durch die Art, wie sie den Eingeborenen verwöhnten, verhätschelten und als ihresgleichen behandelten, in den schwarzen Köpfen angerichtet haben, konnte die Saat des Aethiopianismus üppig emporschießen lassen, viel üppiger als man gemeinhin heute in Europa weiß.

In England allerdings beginnt man sich allmählich darüber klar zu werden, was es für das Volk, das Afrika vom Kap zum Nil unter dem Union Jak sehen möchte, zu bedeuten hätte, sollte es wirklich zu einer Organisation des farbigen Elementes kommen, das in kolossaler numerischer Übermacht dem Weißen auf dem mühselig eroberten Boden gegenübersteht. Die englische Presse beginnt deshalb auch jetzt, dem Aethiopianismus ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und es sind recht trübe Betrachtungen, welche man da anstellen hört. Bisher hielt man sich überzeugt, daß die Ära der Kaffernkriege ein für allemal vorüber, daß die Kultur in Südafrika viel zu weit fortgeschritten sei, um so schweren Rückschlägen überhaupt noch ausgesetzt zu sein, aber wenn man auch mit Recht erklärte, daß beispielsweise die Zustände im Hereroland mit denen in den britisch-südafrikanischen Territorien nicht ohne weiteres verglichen werden dürften, so gibt es doch auch im britischen Südafrika noch weite Gebiete, wo ähnliche Aufstandsherde sich bilden könnten, und wenn da nach allen Seiten die Funken stieben, dann kann man, sofern es den Agitatoren des Aethiopianismus nur einigermaßen gelungen ist, das Solidaritätsgefühl der Bantustämme zu wecken, nicht wissen, ob nicht ein viel größerer Brand im britischen Südafrika einstens noch viel größere Opfer zu seiner Bekämpfung fordern wird, als es jetzt der Aufstand im deutschen Gebiete tut.

Mit der Niederwerfung der Buren ist als herrschender Faktor jene Rasse ausgeschaltet, welche einst den Farbigen das Land ent-

[illegible] nich
[illegible] Bü
[illegible] bei
[illegible] be
[illegible] h
[illegible] t

[illegible] Ehe [illegible] Kreise [illegible] englischen [illegible] Kolonien [illegible] Kirche [illegible] und [illegible] Hutterpflanzer [illegible] hat. [illegible] Ehe [illegible] Ehe [illegible] Ehe [illegible] soll, [illegible] wie [illegible] die [illegible] Schwarzen. [illegible] durch [illegible] Ehe [illegible] Selbstüberschätzung [illegible] und [illegible] Hochmut [illegible] Ehe [illegible] Ehe [illegible] Ehe [illegible] kolonie [illegible] und [illegible] Ehe [illegible] Kind [illegible] Ehe [illegible] Ehe [illegible] Ehe

[redacted]cht einmal unter einem Dache gelebt, der in Pretoria nicht den [redacted]ürgersteig betreten durfte, iſt im britiſchen Afrika eine Art „Löwe [redacted]s Boudoirs“ geworden. In einer angekränkelten Geſellſchaft, in [redacted] erſchlaffenden Klima der Tropen konnte er den Eindruck er[redacted]alten, als vermöchten herkuliſche Körperformen den ganzen „Bildungs[redacted]ram“ aufzuwiegen; er nahm das ſtolz blaſierte Air des gefeierten [redacted]thleten an und hatte im Grunde für den „weißen Bruder“ nichts [redacted]weiter als Verachtung.

In Wahrheit iſt es gar keine Chriſtlichkeit, gar keine Humanität geweſen, welche dem kolonialen Engländertum ſein Verhalten dem Farbigen gegenüber eingab und es die Doktrinen von Exeter Hall ſo ruhig akzeptieren ließ. Es war einerſeits Gleichgiltigkeit gegen das, was aus dieſen Schwarzen ſchließlich werden würde, es war ſittliche Schlaffheit und Indolenz, allgemeine Gefühlsduſelei, und es war vor allem die Luſt, den Bur zu ärgern, indem man den Kaffer gegen ihn ausſpielte, was den Briten zu einem ſcheinbar ſo rückſichtsvollen Herrn gegen den ſüdafrikaniſchen Eingeborenen machte. Der Brite hat da ein verhängnisvolles Spiel geſpielt, und die Reue iſt nicht ausgeblieben, nachdem er ſich plötzlich vor die Folgen ſeiner Handlungsweiſe geſtellt ſah, nachdem der Friede von Vereeniging ihn zum verantwortlichen Herren weiterer rieſiger Territorien ſüdlich vom Zambeſi gemacht hatte. Jetzt, da es galt, mit Hilfe der reichen Goldſchätze des Witwatersrand, wenigſtens einen Teil der großen materiellen Opfer, die der Feldzug gefordert, wieder einzubringen, da es galt einen Wiederaufbau größten Stiles zu leiſten, da es galt mit Hunderttauſenden farbiger Eingeborener zurecht zu kommen, die, plötzlich ihres alten Herrn beraubt, den Briten an ſeine Stelle treten ſahen, den Briten, der ſie gegen den Bur bewaffnet hatte, der ihnen, ihrer Anſicht nach, überhaupt ſeinen Sieg verdankte, jetzt begann wenigſtens den einſichtigeren Elementen die Erkenntnis der Frivolität zu dämmern, als welche das politiſche Spiel bezeichnet werden muß, das der Engländer mit den Kaffern getrieben hat, indem er ſeinen angeſtammten Herrn ihm gegenüber herabgeſetzt, ihn zur Parteinahme im Kampf zweier weißen Raſſen ermuntert, ihm ſogar politiſche Rechte in Ausſicht geſtellt hatte.

Vor einem großen Kaffernaufſtande, den viele nach Beendigung des Burenkrieges fürchteten, ſind die Engländer nun ja allerdings bewahrt geblieben, im weſentlichen wohl durch ihre Bemühungen um eine Neuetablierung der Landwirtſchaft, dank deren das bodenſtändige Burentum den neuen Kolonien wenigſtens zum Teil erhalten und damit auch ein gewiſſer Fonds an Autorität dem Farbigen

riſſen, ſie in einem Meer von Blut und Grauen beſiegt hatte. Die ſüdafrikaniſchen Republiken ſind ſozuſagen in die dritte Hand übergegangen, und die Nachbeſitzer dürfen nicht nur mit dem unmittelbaren traditionellen Reſpekt nicht mehr rechnen, welchen die Farbigen dem Buren entgegenbrachten, ſie haben ſich auch durch ihre Gleichheitsdoktrin der Mittel entſchlagen, durch die ſich eine neue Autorität hätte begründen laſſen.

Wer vor dem Kriege von den engliſchen Kolonien in Südafrika nach den Burenrepubliken kam, der war der Bewunderung voll, wie hier die Schwarzen, durch deren freche Zudringlichkeit, durch deren Selbſtüberhebung und Zuchtloſigkeit man in der Kapkolonie und in Natal beläſtigt worden war, ſich einer ſtraffen Disziplin fügten. Die Engländer haben zu Unrecht behauptet, daß die Buren durch eine unmenſchliche Brutalität gewiſſermaßen die Ruhe des Kirchhofs bei den Eingeborenenſtämmen geſchaffen hätten, auf die ſie angewieſen waren. Wer genauer beobachtete, der konnte im Gegenteil finden, daß der Kaffer viel anhänglicher an ſeinen Burenbaas als an den Engländer war, trotzdem der eine von ihm ſtrenges Diſtanzhalten verlangte, der andere ſich mit ihm aufs Intenſivſte abgab und durchaus darauf beſtand, ihn auf ſein Niveau emporzuheben. Das letztere iſt natürlich den Engländern ebenſowenig geglückt wie es irgend einem anderen weißen Volke in Südafrika, oder überhaupt irgend einer weißen Raſſe irgend einem farbigen Stamme gegenüber glücken könnte.

Die ſchwarzen Untertanen Seiner britiſchen Majeſtät beſchränkten ſich vielmehr darauf, dem engliſchen Gentleman eine Reihe von Äußerlichkeiten abzuſehen und es ihm in Kleidung und Auftreten möglichſt gleich zu tun. Um ſich mehr von der Kultur anzueignen, dazu iſt der ſüdafrikaniſche Eingeborene viel zu beſchränkt.

Zweifellos iſt es möglich, ihn zu bilden, aber dazu bedarf es der Zeit, vieler Zeit, dazu bedarf es der Führung, der vorſichtigen, konſequenten, der gerechten und zielbewußten Führung, und die konnte ſich wohl ein Stamm angelegen ſein laſſen, der an der Scholle hing, in ihr die Wurzeln ſeiner Kraft ſuchen wollte, aber nicht das Abenteurermiſchmaſch der angloafrikaniſchen Hafenſtädte und Induſtriezentren, das einerſeits in leichtherziger Unbedachtheit den Farbigen zu ſeinen Amüſements heranzog, andererſeits ihn über Nacht zum ziviliſierten Menſchen machen wollte, mit dem der Weiße ſeine Sorgen und ſeine Intereſſen teilen, mit dem er ſprechen könnte, wie mit weißen Stammesgenoſſen, auf den er ſich verlaſſen dürfte in den Zeiten der Not. Derſelbe Farbige, mit welchem der Bur

nicht einmal unter einem Dache gelebt, der in Pretoria nicht den Bürgersteig betreten durfte, ist im britischen Afrika eine Art „Löwe des Boudoirs“ geworden. In einer angekränkelten Gesellschaft, in dem erschlaffenden Klima der Tropen konnte er den Eindruck erhalten, als vermöchten herkulische Körperformen den ganzen „Bildungskram“ aufzuwiegen; er nahm das stolz blasierte Air des gefeierten Athleten an und hatte im Grunde für den „weißen Bruder“ nichts weiter als Verachtung.

In Wahrheit ist es gar keine Christlichkeit, gar keine Humanität gewesen, welche dem kolonialen Engländertum sein Verhalten dem Farbigen gegenüber eingab und es die Doktrinen von Exeter Hall so ruhig akzeptieren ließ. Es war einerseits Gleichgiltigkeit gegen das, was aus diesen Schwarzen schließlich werden würde, es war sittliche Schlaffheit und Indolenz, allgemeine Gefühlsduselei, und es war vor allem die Lust, den Bur zu ärgern, indem man den Kaffer gegen ihn ausspielte, was den Briten zu einem scheinbar so rücksichtsvollen Herrn gegen den südafrikanischen Eingeborenen machte. Der Brite hat da ein verhängnisvolles Spiel gespielt, und die Reue ist nicht ausgeblieben, nachdem er sich plötzlich vor die Folgen seiner Handlungsweise gestellt sah, nachdem der Friede von Vereeniging ihn zum verantwortlichen Herren weiterer riesiger Territorien südlich vom Zambesi gemacht hatte. Jetzt, da es galt, mit Hilfe der reichen Goldschätze des Witwatersrand, wenigstens einen Teil der großen materiellen Opfer, die der Feldzug gefordert, wieder einzubringen, da es galt einen Wiederaufbau größten Stiles zu leisten, da es galt mit Hunderttausenden farbiger Eingeborener zurecht zu kommen, die, plötzlich ihres alten Herrn beraubt, den Briten an seine Stelle treten sahen, den Briten, der sie gegen den Bur bewaffnet hatte, der ihnen, ihrer Ansicht nach, überhaupt seinen Sieg verdankte, jetzt begann wenigstens den einsichtigeren Elementen die Erkenntnis der Frivolität zu dämmern, als welche das politische Spiel bezeichnet werden muß, das der Engländer mit den Kaffern getrieben hat, indem er seinen angestammten Herrn ihm gegenüber herabgesetzt, ihn zur Parteinahme im Kampf zweier weißen Rassen ermuntert, ihm sogar politische Rechte in Aussicht gestellt hatte.

Vor einem großen Kaffernaufstande, den viele nach Beendigung des Burenkrieges fürchteten, sind die Engländer nun ja allerdings bewahrt geblieben, im wesentlichen wohl durch ihre Bemühungen um eine Neuetablierung der Landwirtschaft, dank deren das bodenständige Burentum den neuen Kolonien wenigstens zum Teil erhalten und damit auch ein gewisser Fonds an Autorität dem Farbigen

auf dem flachen Lande gegenüber gewahrt blieb. Aber man weiß, welche unendlichen Sorgen und Schwierigkeiten nicht nur den Minenmagnaten, sondern auch der britischen Regierung die Leutenot bereitet hat, welche einen wirtschaftlichen Aufschwung hintanhielt, der nur von der Goldindustrie ausgehen konnte, die ihrerseits wieder einer enormen Summe von Muskelkraft bedurfte, um dem Boden seine reichen Schätze zu entreißen.

Goldminen sind kein Wert an sich, zumal sind es die Tiefbauminen nicht, in denen die Zukunft der Randindustrie ruht. Die Reefs sind nur etwas wert in einem Lande, we billige Arbeitskraft zu beschaffen ist. Läge beispielsweise der ganze Witwatersrand, diese unermeßlich reiche Schatzkammer, vor den Toren Berlins, der ganze Besitz würde keinen Heller wert sein, weil die Arbeitskraft hier so teuer zu stehen käme, daß der Abbau nicht als rentabel erscheinen könnte. Davon also, daß es möglich ist, billige ungeschulte Arbeitskräfte den Minen zuzuführen, hängt die Prosperität der ganzen Industrie vollständig ab. Das Bedürfnis nach ungeschulter Muskelarbeit wächst aber natürlich, je mehr die Industrie sich entwickelt, und da man nach dem Kriege, frei von den Beschränkungen, durch welche eine korrupte Regierung auf die Goldproduktion gedrückt hatte, in der Erwartung einer neuen Ära, den Maschinenbestand und damit das in den Minen investierte Kapital außerordentlich vermehrt hatte und nun auch eine entsprechend höhere Rente erzielen mußte, so machte sich der Arbeitermangel rasch weit fühlbarer als vor dem Feldzuge. Zudem griffen jetzt auch völlig neue Rekrutierungsverhältnisse Platz.

Das Goldfieber, von den großen Faiseurs des Kaffirzirkus fast bis zur Raserei gesteigert, hatte das Land mit Direktoren und Arbeitgebern bevölkert, die Syndikate hatten aber jeder weiteren Spekulation den Boden entzogen und brachten die anfangs nötigen qualifizierten Arbeiter mit. Sie glaubten damit etwas besonders Schlaues vollbracht zu haben. Die ganze Sache war indes vorzeitig von London aus „gefloated“, ohne die notwendige kräftige Grundlage einer einheimischen Arbeiterklasse. Es mag denn auch hier als äußerst charakteristisch Erwähnung finden, daß die Art, in der die Farbigen von den englischen Herren zur Arbeit angehalten wurden, sich in Wirklichkeit sehr wenig von dem unterschied, was die Antisklavereiakte ein für allemal aus der Welt schaffen sollte, jene Akte, als deren strenge Vollzieher die Engländer einst die Boeren aus der Kapkolonie hinausgeekelt.

Man hatte das Rekrutierungsgeschäft sogenannten Kaffernagenten überlassen, mit denen die einzelnen Minen Kontrakte abschlossen,

ohne sich dann weiter darum zu kümmern, wie die Agenten das „Material“ beschafften. Die Agenten ihrerseits standen mit den Häuptlingen der verschiedenen Stämme des Innern in Verbindung und überredeten sie durch Geschenke oder Drohungen, ihnen eine größere Zahl junger, kräftiger Leute anzuvertrauen, die nach sechs Monaten in die heimischen Kraals zurückgebracht werden sollten. Diese jungen Leute wurden nun unter unsäglichen Strapazen und Entbehrungen, da es ja hauptsächlich darauf ankam, möglichst billig zu arbeiten, um konkurrenzfähig zu sein, von den Agenten nach dem Witwatersrand geschafft. Sie mußten sich zunächst, sobald sie den Kraal verlassen, eine Decke kaufen, welche die Transvaalregierung als unerläßliches Kleidungsstück vorgeschrieben hatte, und damit fing gewöhnlich die große Reihe der Ausbeutungsmanöver an, für die sie von den Agenten als eeignete Objekte betrachtet wurden. Die Decken, schlechtester Plunder, welche von den Agenten auf großen Transportwagen ins Innere gebracht worden waren, wurden den armen Teufeln von Farbigen mit einem Pfund Sterling pro Stück berechnet, und diese Summe zog die Minengesellschaft ihnen von ihrem ersten Lohn ab. Waren die Farbigen dann glücklich am Witwatersrand angelangt, so wurden sie in den sogenannten Compounds, den Kaffernkasernen, untergebracht, wo man sie hermetisch von der Außenwelt abschloß.

Kein öderer, dürftigerer Aufenthaltsort als ein solches Compound wie es vor dem Kriege war, kein jämmerlicheres, trisseres Leben als das, welches der Kaffer in der Mine führte, aber er hatte es noch sehr gut getroffen, wenn er wirklich durch eine reguläre Anwerbungsfirma, die mit festen Kontrakten arbeitete, nach den Gruben gebracht wurde. Neben diesen Firmen taten sich mit der Zeit sogenannte Outsideagenten auf, welche aus der schon damals bei den Minen hervortretenden Arbeiternot Kapital zu schlagen versuchten, was ihnen oft genug gelang. Diese Agenten arbeiteten meist nur mit sehr beschränkten Mitteln, und ihr ganzes Treiben war eine schlecht fundierte Spekulation. Sie brachten die Farbigen, die anzuwerben ihnen gelungen war — meist deshalb weil sie früher bei einer legitimen Firma in Dienst gestanden hatten und daher die Häuptlinge kannten — an irgend einen Ort in die Nähe des Witwatersrand und fuhren dann selbst zu den verschiedenen Minendirektoren, um ihnen Offerte zu machen. Sie erklärten: „ich habe soundsoviel schwarze Boys da und dort stehen, was zahlt ihr dafür? In Zeiten großer Arbeiternot, wo die Agenturfirmen ihre Kontrakte nicht innehalten konnten, erhielten diese Spekulanten gelegentlich

wahre Rieſenſummen für ihre ſchwarzen Sklaven. Traf es ſich aber zufällig, daß in der Zeit, wo dieſe Outſideagenten ſich im Innern herumtrieben, die Leutenot wieder vorübergehend gehoben war, ſo pochten ſie nach der Rückkehr oft bei Dutzenden von Geſellſchaftern vergeblich an, und während der Zeit ſchwanden ihre Mittel derart, daß ihre armen Schützlinge ſchließlich kaum mehr etwas zu nagen und zu beißen hatten. Wuchs dem Agenten die Sache über den Kopf, ſo war er ſchließlich auch gewiſſenlos genug, die Farbigen einfach im Stich zu laſſen und reißaus zu nehmen. Völlig hilflos, nur dürftig bekleidet und ohne irgendwelche Mittel konnten dieſe dann ſehen, wo ſie blieben. Sie teilten ſich meiſt in kleinere Trupps und machten das Land unſicher, bis ſie ſchließlich von der Polizei aufgegriffen und zur Zwangsarbeit an Regierungsbauten verurteilt wurden. Wieviel Mißtrauen dadurch in den Kraals gegen die ganze Minenarbeit geſät wurde, wie ſehr ein ſolcher Raubbau den Kredit der Werbeagenten bei den Häuptlingen ſchädigte und an dem Fonds von farbiger Arbeitskraft zehrte, über welche das Land verfügte, braucht kaum noch ausdrücklich dargetan zu werden.

Hätten die britiſchen Unternehmer auch nur einige kluge Vorausſicht bewieſen, ſie hätten als ihr erſtes Ziel die Schaffung eines freien Arbeitsmarktes erkennen müſſen. Ich gebe ohne weiteres zu, daß dem große Schwierigkeiten im Wege ſtanden, vor allem: man hatte keine Zeit. Auch hier das Moment, das uns überall entgegentritt, wo wir dem Entſtehen des merkwürdigen Gebildes nachſpüren, als welches ſich der Komplex der Minenetabliſſements am Witwatersrand darſtellt. Man hatte keine Fundamente errichtet, nicht auf tragfähiger Grundlage einen ſtolzen Bau erſtehen laſſen, ſondern man hatte ſozuſagen dieſen ganzen Bau aus London fix und fertig importiert, ihn am Witwatersrand aufgeſtellt und ihn nur notdürftig in dem goldenen Grunde verankert. Vielleicht, ſo dachte man anfangs, würde man in ein paar Jahren weiter ziehen, da lohnte die Gründlichkeit nicht. Als dann der unermeßliche Goldreichtum des Randgebietes die Ausſicht auf Begründung einer Weltinduſtrie eröffnete, da machten ſich die Schäden des Proviſoriſchen nach den verſchiedenſten Richtungen hin fühlbar. Man ſuchte Verſäumtes nachzuholen, begangene Sünden wieder gut zu machen, aber auch das geſchah in nervöſer Haſt, es blieb Flickarbeit. Enorme Kapitalien ſtrömten der Goldinduſtrie zu, man mußte ſie verzinſen. So wurden nach allen Seiten hin Kompromiſſe geſchloſſen. Sie waren zum Teil recht annehmbar für die junge Induſtrie, — die magnetiſche Zauberkraft des Goldes übte ihre Wirkung — zum Teil aber erwieſen

ſie ſich auch als verhängnisvoll. Und der verhängnisvollſte von allen war der, durch welchen man die Arbeiterfrage zu löſen verſuchte, indem man in der geſchilderten Weiſe die Anwerbung und Heranſchaffung der Farbigen Agenten überließ, deren Methoden von der Induſtrie kaum zu kontrollieren waren, und für welche ſie doch verantwortlich gemacht werden mußte, deren Konſequenzen ſie vor allem zu tragen hatte.

Schon vor dem Kriege war man ſich klar, daß mit dem alten Syſtem der Arbeiterverſorgung gebrochen werden müſſe. Die unfreiwillige Muße wurde dann von den Minenmagnaten zur Gründung einer Inſtitution benutzt, welche als Mandatarin ſämtliche Etabliſſements die farbigen Arbeiter anwerben und den einzelnen Betrieben zuweiſen ſollte, der Rand Native Labour Aſſociation. Den Vertretern der angeſehenſten Geſellſchaften, aus welchen ſich die Aſſociation zuſammenſetzte, war damit eine wahre Herkulesarbeit und dazu noch eine höchſt undankbare, wenn auch notwendige Aufgabe, zugemutet worden. Hatte die Arbeiterverſorgung der Minen ſchon vor dem Kriege ihre Schwierigkeiten, ſo ſtiegen dieſe nun ins Ungemeſſene, nachdem ein mehr als zweijähriger Feldzug den eingeborenen Arbeiterſtamm in alle Winde zerſtreut hatte, nachdem reichlicher Verdienſt, der ſie zum tertius gaudens des blutigen Ringens zwiſchen den beiden Raſſen machte, die Farbigen für längere Zeit der direkten Notwendigkeit zu arbeiten überhob. Zwangsmaßregeln durften nicht angewandt werden. Was die einzelnen Unternehmer unter ſtillſchweigender Duldung der Burenregierung, deren Skrupel man mit Bargeld beſchwichtigt, ſich vor dem Kriege hatten erlauben können, das war nicht mehr angängig, nachdem eine unter Exeter Halls Einfluß ſtehende britiſche Regierung die Zügel in die Hand genommen. Von einem Extrem verfiel man nun ins andere. Selbſt eine ſehr ſanfte Beſteuerung der Eingeborenen ſtieß in London auf heftigen Widerſpruch. Nicht nur, daß die Native Labour Aſſociation von den verſchiedenſten Minengeſellſchaften befehdet und der Parteilichkeit beſchuldigt wurde, weil der Arbeitermangel eine allgemeine Nervoſität erzeugt hatte, ſie wurde auch von den Frommen in der Heimat ſtark aufs Korn genommen, ſobald dieſe nur die Spur eines von ihr ausgeübten Zwanges witterten.

Wie unſinnig und unangebracht deren Sorgen waren, nachdem einmal die alte Form der Rekrutierung beſeitigt, könnte am ſchlagendſten ein Vergleich der Lage dieſer ohne jedes Bedürfnis in ihren Kraals aufgewachſenen Farbigen mit unſeren ungelernten Arbeitern in Europa dartun. Am Witwatersrand erhielten Kaffern-

jungen von 15—16 Jahren, die sogenannten Piccaninis, einen Monatslohn von rund 25 Mark, Eingeborene, die handwerksmäßige Arbeit — Schmieden, Verzimmern usw. — leisten, bis 120 Mark. Ein Hammerboy, der Bohrer und Fäustel zu handhaben verstand, verdiente 2 Mark täglich; das alles bei völlig freier Station. Die Leute erhielten zweimal in der Woche Fleisch und hatten in den Compounds ein, wenn auch wenig freundliches, so doch immerhin ausreichendes Unterkommen, ein besseres jedenfalls als mancher belgische Kohlenarbeiter, der es bei vielstündiger schwerster Arbeit auf höchstens 4,50 Franks täglich bringt und dafür Wohnung und Essen für sich und seine Familie bestreiten muß, während der Kaffer höchstens für Tabak und Streichhölzer Geld ausgibt, denn seine Weiber bauen bei den heimischen Kraals seine Felder und sorgen nicht nur für sich, sondern vermehren auch noch seinen Wohlstand. In dreijähriger Arbeit konnte ein halbwegs sparsamer Eingeborener mit 1500 bis 2000 Mark Ersparnis nach seinem Kraal zurückkehren, sich noch einige Weiber und einiges Vieh kaufen und dann bis an sein Lebensende auf der faulen Haut liegen und den Tyrannen spielen. Denn das vergessen die im Exeter Hall, welche immer von den „armen Schwarzen" faseln, daß diese selbst ihre Familien in der brutalsten Weise zur Arbeit zwingen, um nur ihren eigenen Leib pflegen zu können.

Wenn nun aber auch der Kaffer, der sich zur Minenarbeit verdingt, vor dem Kriege entschieden einen viel zu hohen Lohn bekam, so war es doch verkehrt, sofort bei Wiederaufnahme der Arbeit die Löhne beträchtlich herabzusetzen, wie das geschehen ist. Man hat den Fehler denn auch bald eingesehen und die Löhne rasch wieder erhöht, aber die Uebergangszeit ist durch dieses Experiment der Goldmenenindustrie sehr erschwert worden, da es ihr infolge der Lohnverminderung zunächst einmal überhaupt nicht gelang, den Arbeiterstand wieder auf die frühere Höhe zu bringen, und das in einer Periode, wo immer neue Stempel aufgestellt worden waren und eine großartige Ausdehnung und Modernisierung des Maschinenparks eine neue Ära des Aufschwunges eskomptierte, wo damit die Ansprüche an ungelernte Arbeit in den Gruben von Tag zu Tag stiegen.

In ihrer Not suchte die Native Labour Association immer neue Rekrutierungsgebiete zu erschließen, und man muß anerkennen, daß die britische Regierung ihr in jeder Weise entgegenkam. Warm begrüßt wurde zunächst das Abkommen mit Portugiesisch-Ostafrika, auf Grund dessen die Werbeagenten der Association auch wirklich einige tausend Kaffern in der Kolonie Mozambique rekrutieren

konnten. Dann wurde der Reihe nach in Zambesia und Uganda, in Deutsch-Südwestafrika und selbst an der Goldküste eine intensive Werbearbeit entfaltet. Als man aber schließlich den Schaden besah, hatte ein Zuwachs von etwa 7000 farbigen Arbeitern der Association über zwei Millionen gekostet, das machte etwa 300 Mark auf den Kopf. Damit konnte der Industrie natürlich nicht gedient sein. Sie brauchte rasche Hilfe, und sie brauchte billige, ungeschulte Arbeit, sollten die Kosten den Ertrag nicht übersteigen, sollte nicht ein großer Teil der Maschinen und des in ihnen investierten riesigen Kapitals brach liegen.

Von den Minenmagnaten ist nun behauptet worden, innerhalb des afrikanischen Erdteils seien überhaupt nicht genügend farbige Arbeiter für die wachsenden Ansprüche des Goldbergbaues am Witwatersrand erhältlich. In dieser Form ist die Behauptung indes sicherlich nicht richtig. Ich bin vielmehr fest davon überzeugt, daß einer der gründlichsten Kenner der südafrikanischen Eingeborenenverhältnisse, welcher seiner Zeit der Burenregierung die Ergebnisse seiner Untersuchungen unterbreitete, recht hatte, als er erklärte, daß, wenn selbst nur die Hälfte aller arbeitsfähigen Eingeborenen Südafrikas in der Zeit von ihrem 18. bis zu ihrem 38. Lebensjahre während 6 Monate des Jahres tatsächlich arbeite, der Bedarf der ganzen südafrikanischen Industrie wie der südafrikanischen Landwirtschaft vollauf gedeckt werden könne. Um allerdings auch nur ein Viertel dieser arbeitsfähigen Eingeborenen wirklich zur Arbeit heranzuziehen, dazu hätte eine ganze Anzahl von Jahren gehört, und hatte man bei der Etablierung der Mineninduſtrie keine Geduld gehabt, eine andere als eine provisorische Lösung zu finden, so mußte zugegeben werden, daß nun nach dem Kriege ein Zuwarten in der Tat nicht mehr möglich war. Die Grundfehler waren nun einmal gemacht, und von den riesigen Kapitalien gepeitscht, die stürmisch ihre Rente forderten, mußte man auf dem einmal eingeschlagenen Pfade weiter stürmen bis zum bitteren Ende.

Als dies bittere Ende sind die Chinesen zu bezeichnen. Die Einfuhr asiatischer Kulis war zuletzt nicht mehr zu vermeiden, sie war angesichts einer gefährlichen Wirtschaftskrise das kleinere Übel geworden, und als solches haben schließlich auch diejenigen die Asiatenimporte anerkennen müssen, welche die „gelbe Gefahr" als ein riesenhaftes Gespenst an die Wand malten. Es ist interessant, auf diese Gespensterfurcht einen Augenblick einzugehen. Die Abneigung der Kolonien und speziell Südafrikas gegen den gelben Mann ist in sich zweifellos nicht unbegründet. Für das Wirtschaftsleben in Südafrika mußte es geradezu den Ruin bedeuten, wollte

man dem Chineſen freien Zutritt gewähren, aber daran dachte ja in der Tat auch niemand, es handelte ſich vielmehr ausſchließlich darum, die gelben Kulis unter Präventivmaßregeln, die ein Überfluten in das Erwerbsleben der Kolonie vollſtändig ausſchloſſen, aus ihrer Heimat direkt in die Compounds des Witwatersrand und aus dieſen, nach Abſolvierung eines dreijährigen Arbeitskontraktes, wieder in die Heimat zurück zu befördern. Die Minenmagnaten ſelbſt haben von vornherein ſolche Präventivmaßregeln verlangt, konnte doch auch ihnen in keiner Weiſe daran gelegen ſein, die ganze wirtſchaftliche Zukunft der Kolonie in Frage zu ſtellen, ihnen kam es ausſchließlich darauf an, die Arbeiternot zu beſiegen, und ſie ſahen dazu den einzigen Ausweg in den Aſiatenimporten, — wie man ihnen zugeſtehen muß, mit gutem Grund, da das Problem ſo akut geworden war, daß es eine moratoriſche Behandlung in keiner Weiſe mehr vertrug.

Die Gegnerſchaft gegen dieſe Kuliimporte bildeten erſtlich diejenigen Elemente in Südafrika, welche ſich von der Wirkſamkeit der Präventivmaßregeln nicht zu überzeugen vermochten, und welche die Beſorgnis hegten, es werde den gelben Männern doch auf die eine oder andere Weiſe gelingen, auch den ſtrengſten Geſetzen ein Schnippchen zu ſchlagen und für ihren Erwerbseifer über die Minenarbeit hinaus ein Betätigungsfeld zu finden. Zweitens opponierten die Buren, einerſeits weil die Oppoſition à tout prix anfangs noch den Hauptbeſtandteil ihrer Taktik der neuen Regierung gegenüber bildete, andererſeits weil ſie gerade hier Konzeſſionen herauszuſchlagen hofften, und weil ſie glaubten, die Regierung werde, durch die Lage der Goldinduſtrie gezwungen, für die Chineſeneinfuhr einzutreten, ſich in der Schul- und Kirchenfrage ihnen gegenüber gefällig erweiſen, um den Haß ihrer Gegner nicht in gefährlicher Weiſe zu vermehren. Drittens ſtieß die Abſicht der Aſiateneinfuhr auf die heftigſten Anfeindungen ſeitens der engliſchen Gewerkſchaften, die ſich auch heute über dieſe Seite der britiſchen Regierungspolitik noch nicht beruhigen können und durch eine geradezu lächerliche Hetze bewieſen haben, wie eng ihr Geſichtskreis iſt.

Der klägliche Schiffsbruch, welchen die auſtraliſche Arbeiterpartei mit ihren engherzigen Maximen erlitt, hätte die britiſchen Trade Unions doch wahrhaftig belehren können, wohin einſeitige Prinzipienreiterei führt. Trotzdem hat man ſich nicht geſcheut, die große Bitterkeit, welche die aufdringliche Stellungnahme bald der einen, bald der anderen Bevölkerungsklaſſe des Mutterlandes zu ſüdafrikaniſchen Problemen, von welchen man, wie die Salbadereien

in Westminster zur Genüge bewiesen, ja doch so herzlich wenig verstand, noch zu vermehren, und dadurch die Schwierigkeiten, mit denen Lord Milner ohnehin zu kämpfen hatte, zu erhöhen. Heute liegt die Sache tatsächlich so, daß in Südafrika zwar noch dieser oder jener hofft, für die Anerkennung des durch die Chinese Labour Ordinance geschaffenen Status quo gewisse Kompensationen auf politischem Gebiete erhalten zu können, daß aber in Wahrheit niemand mehr ernsthaft diese Regelung der Dinge bekämpft.

Die Chinesen sind da und werden noch in diesem Jahre in einer Stärke von rund 40 000 Mann die Compounds bevölkern und neues Leben „aus den Ruinen" erblühen lassen. Wenn ich von Ruinen spreche, so tue ich das in bewußter Ironie auf die übertriebenen Klagen gewisser Geschäftskreise. Es ist keinen Augenblick zu verkennen, daß infolge der Arbeiternot die Mineninduſtrie nach dem Kriege nicht den Aufschwung zu nehmen vermochte, den sie einerseits selbst in Aussicht gestellt, den sie aber auch zu erhoffen berechtigt war, wenn sie einzig und allein die Goldschätze des Witwatersrand zum Maßstabe ihrer Berechnungen machte. Indes war, relativ genommen, die Höhe der Ausbeute, welche schon in dem Augenblick erreicht war, wo die abschließenden Verhandlungen über die Chinesenimporte geführt wurden, immer noch eine recht ansehnliche. In runden Zahlen hatte man eine durchschnittliche Jahresausbeute in Höhe von 13 Millionen Pfund erreicht, also sicherlich kein zu verachtender Erfolg in einer Periode, wo in der Tat mit recht großen Schwierigkeiten zu kämpfen war. Im einzelnen geben über die Ausbeuten die folgenden Tabellen Auskunft, welche auch Anlaß zu interessanten Vergleichen bieten:

Die Gold-Ausbeute des Witwatersrand-Distriktes seit 1891.

	1892: £	1893: £	1894: £	1895: £	1896: £	1897: £	1898: £
Januar . .	300 005	382 329	518 050	610 384	508 958	728 138	1 096 859
Februar . .	307 267	332 514	524 330	579 815	573 973	728 498	1 042 572
März . . .	331 465	398 473	569 295	636 943	597 600	805 032	1 140 611
April. . . .	339 368	397 120	580 929	642 342	605 839	821 912	1 177 293
Mai	355 380	411 877	584 311	669 032	673 237	867 844	1 211 765
Juni. . . .	369 383	432 163	578 571	697 407	665 128	877 834	1 211 673
Juli	360 116	443 675	578 741	685 094	696 696	845 458	1 264 833
August. . .	361 855	476 319	599 162	701 963	736 259	904 681	1 330 666
September.	379 750	450 528	605 601	672 584	699 396	917 082	1 358 609
Oktober . .	395 522	472 890	597 590	664 083	692 738	960 010	1 417 780
November .	377 687	479 655	599 867	667 347	698 358	1 041 903	1 395 976
Dezember .	419 812	509 663	626 653	613 785	717 159	1 085 224	1 492 789
Zus.	4 297 610	5 187 206	6 968 100	7 840 779	7 865 341	10 583 616	15 141 876

	1899: £	1900: £	1901: £	1902: £	1903: £	1904: £
Januar . .	1 461 181		—	298 786	819 535	1 184 552
Februar . .	1 438 635		—	345 782	798 480	1 199 712
März . . .	1 573 564	1 456 184	—	442 303	885 467	1 272 726
April . . .	1 563 115		—	507 980	929 830	1 263 572
Mai	1 582 010		31 271	588 746	953 231	1 302 294
Juni	1 591 353	—	84 014	606 493	969 194	1 278 949
Juli	1 633 199	—	110 269	633 674	1 028 250	1 269 328
August . . .	1 642 025	—	120 953	691 322	1 115 325	1 279 047
September .	1 608 331	—	135 654	719 468	1 136 325	1 279 123
Oktober . .		—	141 848	768 149	1 170 946	1 333 481
November .	1 028 057	—	165 986	776 270	1 155 836	—
Dezember .		—	224 692	805 101	1 183 877	—
Zus.	15 121 420	1 456 184	1 014 687	7 179 074	12 146 306	12 657 784

Die Gold-Ausbeute des ganzen Transvaal (Witwatersrand und Außendistrikte) seit 1898.

	1899: £	1900: £	1901: £	1902: £	1903: £	1904: £
Januar . .	1 534 583		—	298 786	846 489	1 226 846
Februar . .	1 512 860		—	345 782	834 739	1 229 726
März . . .	1 654 258	1 457 684	—	442 303	928 739	1 309 329
April . . .	1 639 340		—	507 980	967 936	1 299 576
Mai	1 658 268		31 271	588 746	994 505	1 335 826
Juni	1 665 715	—	84 014	606 498	1 012 322	1 309 231
Juli	1 711 447	—	110 269	663 674	1 069 217	1 307 621
August . . .	1 720 907	—	120 953	691 322	1 155 039	1 326 468
September .	1 657 205	—	135 654	725 522	1 173 211	1 326 506
Oktober . .		—	141 848	770 706	1 208 669	1 383 167
November .	1 028 057	—	165 986	795 922	1 188 571	—
Dezember .		—	224 692	832 652	1 215 110	—
Zus.	15 782 640	1 457 684	1 014 687	7 269 888	12 589 547	13 054 296

Total-Gold-Ausbeute aus dem ganzen Transvaal (Witwatersrand und Außendistrikte) bis dato.

1884	£ 10 000		Uebertrag £	25 642 000
1885	6 000	1895		8 578 000
1886	35 000	1896		8 598 000
1887	169 000	1897		11 476 000
1888	967 000	1898		16 044 135
1889	1 491 000	1899		15 782 640
1890	1 870 000	1900		1 457 684
1891	2 938 000	1901		1 014 687
1892	4 698 000	1902		7 269 888
1893	5 649 000	1903		12 589 547
1894	7 809 000	1904		13 054 296
Transport £	25 642 000		£	121 506 877

Die Ausbeuteziffern von 1897 ab entstammen den Angaben der Transvaal-Minenkammer. Die Ziffern betreffs der Ausbeuten vor 1897 sind zum Teil den Angaben der Minenkammer und zum Teil denen des Transvaal-Bergamts entnommen.

Die Mineninduſtrie wollte nun aber eine Ausbeute, wie ſie obige Tabellen ſowohl ihrem abſoluten wie ihrem verhältnismäßigen Wert nach erkennen läßt, als eine durchaus unzureichende hinſtellen, und ſie mußte es angeſichts der Verſprechungen, die ſie den Aktionären gemacht, angeſichts der koloſſalen Reklame, die nach dem Kriege für den Witwatersrand in Scene geſetzt worden war. Man wünſchte den Anſchein zu erwecken, als bilde eine Ausbeute im Werte von ungefähr 13 Millionen Pfund nur einen kleinen Prozentſatz deſſen, was unter normalen Verhältniſſen zu erreichen ſei.

Das iſt ſehr übertrieben. Die gründlichſten Kenner der Verhältniſſe huldigen allerdings der Anſicht, daß mit Hilfe der Chineſen eine Verdoppelung der Produktion ohne weiteres möglich ſei, und daß mit der Zeit auch vielleicht noch eine weitere Erhöhung erhofft werden könne. Peſſimiſtiſche Beurteiler aber ſind der Anſicht, daß, wenn heute der Mineninduſtrie durch ein Wunder tatſächlich ſo viel Arbeiter zur Verfügung geſtellt werden könnten, wie ſie überhaupt verwenden kann, ſie dies Wunder keineswegs allzu freudig begrüßen dürfte. Ein geologiſcher Fachman hat mir erſt jüngſt wieder erklärt, je raſcher die Arbeiterfrage vollſtändig gelöſt werde, deſto raſcher werde ſich herausſtellen, daß der mineraliſche Reichtum des Witwatersrand denn doch nicht ſo unerſchöpflich ſei, wie die Induſtrie glauben machen wolle, oder vielleicht auch ſelbſt glaube; die im großen Stile vorgenommenen Bohrungen hätten jedenfalls nicht genügende Anhaltspunkt für die Auffaſſung ergeben, daß, wenn in der Tat 300 000 Arbeiter eingeſtellt werden könnten, die Lebensdauer ſelbſt der beſten Minen auch nur annähernd ſo hoch eingeſchätzt werden dürfe, wie das heute geſchieht.

Ich tue einer derartigen peſſimiſtiſchen Auffaſſung hier nur nebenbei Erwähnung, ſie beſitzt ja eigentlich auch für die Gegenwart nur rein akademiſche Bedeutung, denn zunächſt wird eben kein Wunder geſchehen, und ſelbſt mit Hilfe der Anzahl von Chineſen, die überhaupt herbeigeſchafft werden kann, wird nicht einmal das gegenwärtig ſchon vorhandene, geſchweige denn das für die Zukunft in Ausſicht genommene Maſchinenmaterial voll ausgenutzt werden können. Auch den günſtigſten Erfolg der Chineſenimporte vorausgeſetzt, muß der Rand in ſeiner Geſamtheit nicht nur auch heute noch für überkapitaliſiert gelten, man kann ſich auch ſchwer verhehlen, daß die maſchinelle Ausrüſtung noch auf lange Zeit eine Toilette bilden wird, in die man nicht ſo bald hineinzuwachſen vermag. Immerhin ſtellt die Vermehrung des Arbeiterſtammes auch nur um 20—50 000 Köpfe einen weſentlichen Fortſchritt auf dem Wege zu dem praktiſch

Erreichbaren dar, und dieſes praktiſch Erreichbare ſehen wir, wie ſchon erwähnt, zunächſt in einer Verdoppelung der gegenwärtigen Ausbeute.

Es wird indes nötig ſein, auch die Zukunft ins Auge zu faſſen und dabei vor allem die Lehren zu beherzigen, die man jener Periode verdankt, in welcher nach brauchbaren chineſiſchen Arbeitern Ausſchau gehalten wurde. Es iſt eine in Europa nicht genügend gewürdigte Tatſache, daß die ſüdafrikaniſche Regierung ihre Zuſtimmung zur Einfuhr von Chineſen zweifellos ſchon viel früher gegeben hätte, wenn die Minenmagnaten in der Lage geweſen wären, ihr nachzuweiſen, daß ſie über eine wirklich ausreichende Anzahl von Kulis jeder Zeit verfügen konnten. Das letzte Stadium vor dem Erlaß der Erlaubnis zur Chineſeneinfuhr war tatſächlich dasjenige, in welchem Lord Milner den ihn beſtürmenden Induſtriellen erklärte: „Ich habe mich überzeugt, daß Ihr die akute Kriſis mittels der im gegenwärtigen Augenblick innerhalb des afrikaniſchen Erdteils für Euch erhältlichen farbigen Arbeiter nicht beſiegen könnt, ich bin deshalb auch gewillt, mich für die von Euch gewünſchten Kuliimporte einzuſetzen und das ganze Odium auf mich zu nehmen, mit welchem der ſich daraus ergebende Kampf alle friedlichen Erfolge bedroht, die meine Regierung bisher erringen konnte, aber ich vermag mich zu definitiver Stellungnahme nicht eher zu entſchließen, als bis Ihr mir Bürgſchaften dafür geben könnt, daß in dem Augenblick, wo meine Regierung erklärt, im Rahmen der noch näher zu fixierenden Präventivmaßregeln ſtehe den Aſiatenimporten, nichts mehr im Wege, von Eurer Seite Schwierigkeiten zur Heranſchaffung der notwendigen Kulis nicht mehr beſtehen.“

Die Minenmagnaten ſuchten nun während der Zeit, da ſie nicht in der Lage waren, dem Generalgouverneur eine befriedigende Antwort zu geben in der Preſſe eine gewiſſe Konfuſion anzurichten, um zu verhindern, daß eine breitere Öffentlichkeit den wahren Sachverhalt erkenne. Ich habe indes gerade in jener Zeit Gelegenheit gehabt, Lord Milner zu ſprechen und weiß aus ſeinem eigenen Munde, daß damals ein Fortſchritt in der Kulifrage überhaupt nicht von Afrika, ſondern nur von der öſtlichen Peripherie des aſiatiſchen Erdteils aus möglich war. Die Mineninduſtrie hatte dorthin ihre Vertreter geſandt, und deren Erfahrungen und Beobachtungen hatten doch weſentlich andere Reſultate ergeben, als man von vornherein erwartet. Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß der Bedarf an Leuten unſchwer zu decken geweſen wäre, hätte man ſich damit begnügt, das gelbe Geſindel, das ſich auf den Straßen von Hongkong und Schanghai herumtrieb, für Südafrika zu verpflichten.

Damit hätten sich die Minen indes nur selbst betrogen. Lord Milner hatte es ausdrücklich zur Bedingung gemacht, daß nur solche Kulis angeworben werden dürften, welche tatsächlich der schweren Grubenarbeit völlig gewachsen seien. In dieser Beziehung kamen aber weniger Südchinesen als die mandschurischen Stämme in Betracht. Es galt die gewaltigen Reservoirs an Menschenkraft aufzuschließen, welche im Innern des himmlischen Reiches vorhanden waren, und das war natürlich nicht so einfach. Schließlich ist es den Bemühungen der Agenten, welche von den konsularischen Vertretungen des britischen Reiches in der nachdrücklichsten Weise unterstützt wurden, aber doch gelungen, mit einer Reihe von Mandarinen feste Kontrakte auf Lieferung einer ausreichenden Zahl geeigneter Kulis abzuschließen.

Nun mischte sich indes die chinesische Centralregierung in das Geschäft. Sie hatte natürlich auch von den Bedingungen erfahren, unter welchen ihre Untertanen zur Hebung der Arbeiterkalamität nach Südafrika gehen sollten, und man kann es ihr nicht verdenken, daß sie in diesen Bedingungen ein Haar fand. Es drohte denn auch zunächst ein Ausfuhrverbot des Pekinger Hofes, eine Perspektive, welche eine Zeitlang wie ein Alb auf der Mineninduſtrie lag; schließlich vermochte auch hier die britische Regierung die Bedenken zu beschwichtigen, und Mitte dieses Jahres war man endlich so weit, daß die ersten asiatischen Arbeiter eingeschifft und nach Natal gebracht werden konnten, von wo aus der Zustrom direkt in die Kasernements des Witwatersrand geleitet wurde. Es soll nun ein regelmäßiger Transportverkehr eingerichtet werden, mittels dessen man noch im Laufe des Jahres 1904 an die 40000 Chinesen erhalten zu können hofft.

Den mir von kompetenter Seite von Südafrika direkt zugegangenen Mitteilungen zufolge, sollen sich die Chinesen recht gut bewährt haben. Es sind durchweg große, stämmige Leute, die mindestens ebensoviel leisten wie die Kaffern. Dazu kommt, daß erstlich der Chinese an sich anstelliger ist als der südafrikanische Eingeborene, und daß er zweitens drei Jahre in den Gruben arbeiten wird, während der Kaffer dort nicht länger als sechs Monate lang zurückgehalten werden durfte. Die Kaffern gingen denn auch meist, wenn man sie mit großer Mühe dahin gebracht hatte, daß sie den ihnen aufgetragenen Arbeiten einigermaßen gerecht zu werden vermochten, wieder weg, und es mußte ein völlig neuer Arbeiterstamm gänzlich neu angelernt werden

Die Chineſen bieten alſo in der Tat der Mineninduſtrie ſehr weſentliche Vorteile, aber gerade daraus ergibt ſich eine Gefahr, welche ich an dieſer Stelle wenigſtens ſtreifen möchte. Man ſcheint derzeit in Südafrika Neigung zu haben, ſich nach Kräften von der Kaffernarbeit überhaupt zu emanzipieren. Das wäre aber das größte wirtſchaftliche Unglück, welches dieſem Lande begegnen könnte. Die Chineſenimporte dürfen nur ein Übergangsſtadium bilden, ihre Heranziehung wird überhaupt nur gerechtfertigt durch die Tatſache, daß die Mineninduſtrie, nachdem der Fehler der überſtürzten Etablierung und enormen Überkapitaliſierung einmal begangen worden iſt, nicht mehr länger einen großen Teil des in ihren Maſchinen inveſtierten Kapitals brach liegen laſſen konnte. Durch die Chineſen wird die akute Kriſis bis zu einem gewiſſen Grade und für eine gewiſſe Periode beſeitigt. Dieſe Periode muß aber unbedingt ausgenutzt werden, um das nachzuholen, was ſchon vor der Gründung der erſten Etabliſſements hätte vorbereitet werden ſollen, nämlich die Bildung eines freien Arbeitsmarktes für die Eingeborenen. Die Chineſen können nur ein Proviſorium ſein. Iſt dieſes abgelaufen, ſo muß an ſeine Stelle ein Definitivum treten, daß auf der Heranziehung der ſüdafrikaniſchen Eingeborenen zur Grubenarbeit baſiert. Die Behauptung, daß die Mineninduſtrie in abſehbarer Zeit 500 000 farbige Arbeiter benötigen werde, kann dem Kenner der Verhältniſſe nur als ein Produkt ausſchweifendſter Phantaſie gelten, wenn ſie nicht auf eine geradezu abenteuerliche Reklameſucht zurückzuführen iſt, welche der ganzen Goldinduſtrie nur ſchaden könnte. Es wird ſogar noch eine geraume Zeit dauern, bis man auch nur 250 000 ungelernte Arbeiter unbedingt braucht, dieſe 250 000 Arbeiter ſind aber innerhalb des afrikaniſchen Erdteils zweifellos erhältlich, nicht heute, nicht morgen vielleicht, aber doch innerhalb einer längeren Friſt, welche durch ſorgfältige und ſyſtematiſche Vorbereitungen ausgefüllt werden muß, und während deren die Kuliimporte den Ausbruch einer akuten Kriſis hintanhalten werden.

Es ſteht zu hoffen, daß man ſich am Witwatersrand keine Illuſionen darüber macht, daß dieſe Friſt zwar ausreichend iſt für den beſonderen Zweck, dem ſie dienen ſoll, daß ſie aber keineswegs als eine unbegrenzte angeſehen werden darf. Es würde zu weit führen, wollte ich hier im einzelnen erörtern, warum eine dauernde und ausreichende Arbeiterverſorgung des Witwatersrand mittels der Kulis allein nicht erzielt werden kann und auch nicht angeſtrebt werden darf. Jeder einſichtige Kenner ſüdafrikaniſcher Verhältniſſe wird mir jedenfalls unbedingt recht geben, wenn ich den Grundſatz aufſtelle, daß die Zahl der gelben Arbeiter am Witwatersrand zwar zunächſt

möglichſt raſch auf eine gewiſſe Höhe gebracht werden muß, daß aber dann wieder ein Rückgang einzutreten hat. Wohl bemerkt: dieſer Rückgang würde auch von ſelbſt eintreten, und gerade deshalb iſt es nötig, daß man jetzt nicht mehr von der Hand in den Mund lebt, ſondern ſich vorſieht und die Fundamente für eine Sicherung der Zukunft wenigſtens nachträglich ſchafft. Neben den Aſiatenimporten müſſen unausgeſetzt Bemühungen um die Fundierung einer künftigen Verſorgung mit einheimiſcher Arbeit einherlaufen, ſoll die Mineninduſtrie nicht eines Tages vor einer noch viel ſchlimmeren Kriſis ſtehen als die, welche ſie jetzt glücklich überwunden hat. Aus dieſer Kriſis würde es dann keinen Ausweg mehr geben, ſie wäre der Ruin des am Witwatersrand mit ſo unendlicher Mühe Geſchaffenen.

Die ſüdafrikaniſche Regierung hat geradezu die Pflicht, die Minenmagnaten immer wieder daran zu erinnern, daß ſie ſich durch die vorübergehende Erleichterung ihrer Sorgen nicht einſchläfern laſſen dürfen, daß ſie ſich unausgeſetzt um die Heranziehung einheimiſcher Arbeitskräfte bemühen müſſen. Es wäre deshalb vielleicht auch rätlich geweſen, die Erlaubnis der Chineſeneinfuhr zu befriſten und der Induſtrie einen Termin zu ſetzen, bis zu welchem ſie das früher Verſäumte nachzuholen hat. Natürlich dürfte die Friſt nicht allzu knapp bemeſſen werden, denn es wird in der Tat eine ganze Reihe von Jahren notwendig ſein, nicht um Afrika einen geſunden und ausreichenden eingeborenen Arbeiterſtamm zu ſchaffen, denn dieſer Arbeiterſtamm iſt da, es gilt nur, ihn für die Minenarbeit zu gewinnen. Das wird aber gelingen, wenn man erſtlich die Reſervatgebiete wieder ihrer urſprünglichen Beſtimmung zuführt und ſie in noch weiterem Umfange als bisher der Rekrutierung öffnet, und wenn man andererſeits in den Compounds des Witwatersrand Bedingungen ſchafft, welche für die Eingeborenen einen Anreiz zu bilden vermögen. Es kommt alſo erſtlich darauf an, ein Beſteuerungs-Schema zu finden, durch welches jeder männliche ſüdafrikaniſche Eingeborene im Alter von 18—38 Jahren, der in der Lage iſt zu arbeiten, auch gezwungen wird, mindeſtens während 6 Monaten des Jahres tatſächlich als Arbeiter tätig zu ſein. Man darf ſich da durch die ſogenannten humanen Erwägungen in keiner Weiſe ſtören laſſen, denn in Wirklichkeit wäre es die größte Inhumanität, wollte man nun, da man ſich durch die Aſiatenimporte ſicher geſtellt glaubt, auf die Eingeborenarbeit verzichten. Einen civiliſatoriſchen Einfluß auf den Eingeborenen vermag man nur dadurch auszuüben, daß man ihn zur Arbeit zwingt. Das braucht nicht durch brutale

physische Mittel zu geschehen, es dürfen sogar solche überhaupt nicht in Anwendung kommen, der einzige Weg ist vielmehr der einer angemessenen Besteuerung.

Nachdem die europäische Kultur dem Kaffer nun einmal so nahe gerückt ist, kann man ihn gegen die schädlichen Einflüsse derselben nur dadurch immunisieren, daß man ihn auf irgendwelche Weise dazu bringt, sich an der Kulturarbeit zu beteiligen, welche der Weiße in seinem Lande leisten will. Gibt man zu, daß der Kaffer in seinem Kraal sein Faulenzerleben fortsetzt, so wird man dadurch nicht etwa bewirken, daß er sich allmählich mit dem Weißen aussöhnt und ihm dann schließlich ein freiwilliger Helfer wird, sondern das einzige Resultat wird das sein, daß die südafrikanischen Eingeborenen immer mehr entarten und dadurch zu Schmarotzern der weißen Kultur werden, oder daß sich der gewaltige Fonds an natürlicher, urwüchsiger Kraft in blutigen Stammesfehden verzettelt, falls nicht gar ein fürchterlich gefährliches Ventil in einer großen allgemeinen Revolte gegen die europäischen Eindringlinge gefunden wird.

Außer der Peitsche aber, welche ein gewissenhaft ausgearbeitetes und mit weitgehender Individualisierung gehandhabtes Besteuerungsschema bilden soll, muß man sich auch des Zuckerbrotes bedienen, um das notwendige Ziel zu erreichen. Nach den neusten Nachrichten aus Südafrika soll sich in den Compounds ja manches gebessert haben, und die Chinesen sollen dort recht gut untergebracht sein. Zu der Zeit, wo ich die Kaffernkasernements des Witwatersrand selbst in Augenschein nehmen konnte, waren die Verhältnisse daselbst indes keineswegs ideale. Nicht nur ist in hygienischer Beziehung vieles vernachlässigt worden, so daß die Eingeborenenmortalität am Witwatersrand eine unverhältnismäßig hohe war, sondern man hat sich auch in keiner Weise Mühe gegeben, den Kaffern nach einer doch immerhin sehr anstrengenden Tagesarbeit irgend eine Erholung oder ein Amüsement zu bieten. Im Gegenteil hat man in geradezu rigoroser Weise den Eingeborenen, die ja doch große Kinder sind, jede Möglichkeit genommen, sich auch nur mit den harmlosen Spielen ihrer Kraals zu vergnügen. Die Eingeborenen waren in den Compounds tatsächlich wie Sklaven gehalten, die man zwar körperlich gut pflegt, um ihre Arbeitskraft entsprechend ausnutzen zu können, denen man aber keinerlei Anrecht auf die kleinen Freuden des Daseins zugesteht.

Erst ganz allmählich haben die Minenunternehmer sozial denken gelernt, und nach dem Kriege ist man den Eingeborenen in dieser

Richtung mehr entgegengekommen, man hat ſogar daran gedacht, ihnen zu erlauben, ſtatt in den Compounds in Hütten zu wohnen, die ſie ſich ſelbſt bauen, und in welche ſie eins oder mehrere ihrer Weiber mitnehmen könnten. Auf den erſten Blick hat dieſer Gedanke in der Tat manches Beſtechende, und in der Zukunft wird es ihm vielleicht auch beſchieden ſein, eine gewiſſe Rolle zu ſpielen. Zunächſt aber vermag ich den Kaffer noch nicht für reif genug zu halten, um der ſtrengen Disziplin des Compounds gänzlich entzogen zu werden. In einer eigenen Wirtſchaft des Kaffern würde heute noch der Alkohol eine zu große Rolle ſpielen, und ehe man hiergegen die weiteſtgehenden Garantien geſchaffen hat, darf man nicht daran denken, die Wände der Kaſernen fallen zu laſſen.

Es iſt ja aber ſo unendlich leicht, auch ohne ſo weitgehende Konzeſſionen dem anſpruchsloſen Kaffer nach des Tages Mühe und Arbeit wenigſtens einen frohen Feierabend zu bereiten. In Kimberley habe ich geſehen, wie man die eingeborenen Arbeiter ihre uralten Spiele und Tänze exekutieren ließ und ſie ſogar noch durch Ausſetzen kleiner Preiſe ermunterte. Auf den Geiſt der Leute übte das ſichtlich die beſte Wirkung, und man konnte auch beobachten, daß die Eingeborenen viel lieber nach Kimberley als an den Witwatersrand gingen, denn in den Kraals ſpricht ſich all das ſehr raſch herum, und es könnte deshalb wahrhaftig nicht zu ſchwer ſein, auch der Arbeit in den Goldgruben bei den Eingeborenenſtämmen ihre Schrecken zu nehmen. Ich erkenne gerne an, daß derzeit die Tendenz hierzu vorhanden iſt, aber man darf auf dem einmal eingeſchlagenen Pfade nicht ſtehen bleiben. Das Endziel muß immer der freie Arbeitsmarkt ſein, auf welchem der Kaffer ſeine Muskelkraft dem Unternehmer aus eigener Initiative anbietet und Nachfrage und Bedarf ſich nach den überall ſonſt herrſchenden Geſetzen regeln.

Iſt es erſtlich gelungen mittels entſprechender Steuern die Eingeborenen der Arbeit zuzuführen, hat man es zweitens verſtanden, dieſer Arbeit für ſie auch einen gewiſſen Anreiz zu verleihen und ſich dadurch einen ſtändigen und zuverläſſigen Eingeborenen-Arbeiterſtamm zu ſichern, ſo kommt es drittens darauf an, dieſen Arbeiterſtamm geſund und kräftig zu erhalten und die Eingeborenen nach Möglichkeit vor Schädigungen zu ſchützen, die einerſeits den Wert der Arbeit des Einzelnen herabſetzen, andererſeits auf die Dauer an dem Geſamtfonds farbiger Arbeitskraft zehren müſſen. Wie ſchon erwähnt, waren vor dem Kriege die hygieniſchen Verhältniſſe in den Compounds in keiner Weiſe zufriedenſtellend. Wenn man inzwiſchen auch in dieſer Richtung Fortſchritte gemacht hat, durch welche die Eingeborenen-

mortalität herabgesetzt wurde, so bleibt doch gerade hier noch manches zu tun übrig. Ein Hauptfaktor für jede vernünftige Eingeborenenpolitik aber wird es stets bleiben müssen, die Arbeiter vor dem Alkoholteufel zu schützen. Hiermit war es unter der Burenregierung sehr schlecht bestellt und nach den schweren Erfahrungen, welche die Mineninduſtrie gemacht, war es begreiflich, daß sie nach dem Kriege vor allem dem Alkoholproblem zu Leibe ging.

Als die Einzelheiten des Gesetzes, welches am 15. November 1902 in Kraft getreten ist, seiner Zeit von verschiedenen englischen Blättern veröffentlicht wurden, wußte man mit denselben in Europa nichts Rechtes anzufangen. Man verstand schließlich, warum Frauen, Kinder unter 16 Jahren wie Eingeborene in den Destillen nicht beschäftigt werden sollten, aber man zerbrach sich vergeblich den Kopf darüber, was die Gesetzgeber gegen Seiten- und Hintertüren, gegen Wandschirme, Patenttreppen usw. in den Bars einzuwenden hatten, von denen in dem Gesetz die Rede war, und was all dies mit dem Alkoholproblem zu tun habe. Dazu ist vielleicht folgende Aufklärung von Interesse: Bereits unter dem Burenregime hatte der Transvaal in dem ziemlich umfangreichen Complex der „Liquor-Laws" eine völlig ausreichende Alkoholgesetzgebung. Bei strengen Strafen war es den Schnapsverkäufern verboten, ihre Ware an Eingeborene abzugeben. Jedes Zuwiderhandeln wurde mit sehr hohen Geldstrafen, Entziehung der Licenz und eventuell auch mit Ausweisung aus dem Gebiet der südafrikanischen Republik bestraft. Tatsächlich kamen auch vor den Johannesburger Gerichtshöfen fast täglich Fälle zur Verhandlung, denen Uebertretungen gegen das Alkoholgesetz, welches die Mineninduſtriellen mit vieler Mühe der Transvaalregierung abgerungen, zu Grunde lagen. Der Unbefangene mochte daraus schließen, daß das Gesetz auch wirklich streng gehandhabt werde, wenn es ihn nicht stutzig machte, daß man nur die Marshall Street bis hinter das Bramfonteiner Wäldchen und die Teiche herunterzugehen brauchte, um die schwerbetrunkenen Kaffern dutzendweise über den Weg taumeln zu sehen.

Tatsächlich konnte denn auch in den Zeiten der südafrikanischen Republik jeder Eingeborene so viel Schnaps haben, wie er nur zu bezahlen vermochte, und die liquor laws dienten eigentlich nur als eine furchtbare Waffe gegen mißliebige Johannesburger Restaurateure. Besonders die deutschen Wirte hatten unter den Schikanen zu leiden, wenn sie sich mit den Officials nicht zu stellen wußten. Die Johannesburger Schutzmannschaft hatte sich da ein ganzes Spitzelsystem ausgearbeitet: ein Kaffer wurde mit einem Sixpence versehen in einer Kneipe

geschickt, erzählte dort, das er einen weiten Marsch gemacht und zum Umfallen durstig sei. Gaben ihm dann der Wirt, oder oft auch nur dessen Frau oder ein Schenkgehilfe, ein halbes Glas Bier hinter dem Wandschirm, der dazu diente, den Eingang nach der Küche zu verdecken, so trank der Boy rasch aus, legte im Vorbeigehen sein Geldstück auf einen Tisch und drückte sich unauffällig auf die Straße, wo schon die Schutzleute ihn erwarteten, um sofort zu zweien oder dreien in das Lokal einzudringen, den Sixpence als „corpus delicti" zu ergreifen, den Wirt zur Rede zu stellen und schließlich zu verhaften, wenn er auch noch so fest versichern mochte, daß er von dem Sixpence überhaupt nichts wisse. Das Restaurant mußte dann sofort geschlossen werden.

Während aber drinnen in der Stadt die Schutzleute durch einen wahren Terrorismus die Wirte zur Verzweiflung brachten, wurden draußen am Rand unter den Augen, ja unter der Assistenz hoher Polizeibehörden der Republik viele Tausende von Flaschen gemeinsten Fusels verkauft. Dabei mußte natürlich mit einer gewissen Vorsicht vorgegangen werden, denn immerhin gab es ja auch einzelne unbestechliche Beamte. Hier traten nun die oben erwähnten Seiten- und Hintertüren, die Wandschirme und Patenttreppen in ihre Rechte. Mit allen Mitteln der modernen Technik wurde da zu Werke gegangen.

Ein Beispiel mag das beweisen: An der Straße, welche hinter der George Goch-Mine durch den Wald führt, standen sich zwei kleine harmlose Häuschen gegenüber, genau von der Art, wie man sie an der Weichbildgrenze Johannesburgs zu Hunderten findet. In dem einen dieser Häuschen befand sich ein geheimer Ausschank, während in dem anderen ein tauber, alter Wächter wohnte. Trat man nun in die Destille ein, so unterschied sie sich in nichts von den übrigen kleinen Minenrestaurants. Ein breiter Bartisch teilte das Lokal in zwei Hälften, vor dem Tisch saßen die Gäste, dahinter der Wirt, und ein Orchestrion verlieh dem Ganzen sogar etwas Gemütliches. Die Destille war ganz besonders solid, abends schloß sie schon um 8 Uhr ihre Hauptpforte, das wußten die Miner, und deswegen gingen sie garnicht erst hin, wenn sie von der Arbeit kamen. Dafür aber klopften in später Abendstunde an die Pforten der einen Tür dunkle Gestalten, die leise eine nach der anderen aus dem Wald heraustraten. Automatisch öffnete sich die Tür, um sofort wieder ins Schloß zu fallen, so daß man von außen überhaupt nicht mehr merken konnte, daß hier ein Eingang war. Im Innern des geheimen Verkaufslokales befanden sich vier kleine Schalter, an

zweien wurde den Kaffern das Geld abgenommen, an den anderen beiden wurden für je 10 Shilling zwei Flaschen Branntwein herausgereicht, deren Verkaufswert noch nicht 1 Shilling pro Flasche war. Durch eine zweite Seitentür, welche gleichfalls automatisch funktionierte, verließen dann die glücklichen Käufer das Lokal. Keiner konnte erkennen, wer hinter den Schaltern saß, man sah nur Hände, die Geld nahmen und Hände, welche Flaschen reichten. Das ganze Geschäft wickelte sich mit ungeheurer Schnelligkeit und ganz glatt ab, da die Kaffern schon Bescheid wußten. Sehr interressant war es nun, hinter die Schalter sehen zu können, wo, nachdem einmal das Nest dennoch ausgehoben worden war, Detektivs die Vorrichtungen erklärten. Die Verkäufer standen da auf Patententtreppen, die sich um eine Achse drehten und durch diese Drehung, welche ein Druck auf einen elektrischen Hebel bewirkte, wurde eine Tür aufgestoßen, in welcher der Verkäufer verschwand, worauf sie sich von selbst schloß, so daß alles wieder aussah wie vorher. Der Flüchtling stand nun in einem elektrisch erleuchteten Schacht, in welchem er bequem unter der Straße durchgehen und im gegenüberliegenden Hause wieder ans Licht kommen konnte. Während die Polizei noch die Seitentüren der Destille stürmte, konnte er sich aus dem gegenüberliegenden Hause durch eine Hintertür entfernen.

Der Fall, daß man eine solche Destille auszuheben versuchte, trat übrigens nicht allzu häufig ein. Die Polizisten, welche im Geheimnis waren, erhielten eine hohe Provision, und die anderen ließen sich leicht irre führen. Es ist notorisch sehr häufig vorgekommen, daß Polizisten sogar hinter den Schaltern mit verkauften, wenn das Geschäft besonders gut ging, wie vor Festtagen oder vor den „Rüstterminen“ (den Terminen, an welchen die Kontrakte einer größeren Anzahl farbiger Minenarbeiter abgelaufen waren). Am Weihnachtsabend des Jahres 1898, versicherte einer der bekanntesten Johannesburger Detektivs, seien in der Nacht über 20 000 Flaschen Schnaps allein im Randbezirk an Kaffern verkauft worden. „Eine harte Arbeit!“ fügte er cynisch hinzu, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

Es war ein offenes Geheimnis, daß dieser Herr der stille Teilhaber eines gewissenlosen Unternehmers war, der den Schnapsverkauf an Kaffern gewissermaßen syndiziert hatte. Wieviel Geld dieser geheime Schnapshandel einbrachte, geht daraus hervor, daß ein einziger Verkäufer für eine Nacht 200 Mark und mehr bekam, wobei er doch nicht einmal ein besonders großes Risiko auf sich nahm, denn wurde einer dieser Verkäufer von einem Schutzmann

wirklich einmal, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, gepackt, so erlegte der Unternehmer eine anständige Kaution, und der Kerl konnte laufen, wohin er wollte. Diese Mißstände sind sehr selten beleuchtet worden, selbst in Johannesburg waren nur wenige über die ganzen Machenschaften unterrichtet, obgleich die Minendirektoren genau wußten, in welchem Umfange Schnaps an ihre Arbeiter verkauft worden war, wenn sich am anderen Morgen vier Fünftel aller ihrer Farbigen krank meldeten, weil sie unfähig waren, auf den Füßen zu stehen.

Die Mineninduſtrie hatte ſchwer unter der Handhabung des Alkoholgeſetzes durch die Burenofficials zu leiden. Nun ſoll das neue Geſetz Abhilfe ſchaffen, es ſoll bildlich wie tatſächlich die Hintertüren beſeitigen, es ſoll dem unwürdigen und gefährlichen Vexirſpiel ein Ende machen, das der Mineninduſtrie früher ſo teuer zu ſtehen kam. Daß das neue Geſetz den Verkauf von Alkohol an die Farbigen nicht wie die früheren „liquor laws“ unbedingt verbietet, ſondern zunächſt nur einſchränkt, war ein durch die gegenwärtige Lage auf dem Arbeitsmarkt gebotenes Zugeſtändnis.

Wenn die Kaffern überhaupt keinen Alkohol mehr am Witwatersrand erhalten können, ſo fällt damit für ſie auch das letzte Moment fort, das ſie bisher noch nach den Minen gezogen hat. Das Geſetz ſtellt deshalb den Minendirektoren anheim, an ihre Arbeiter ein gewiſſes, beſcheidenes Quantum Schnaps oder Kaffernbier, je nach Gutdünken, abzugeben; daß die Direktoren mit dieſer Erlaubnis Mißbrauch treiben könnten, ſchließt ſchon der große Schaden aus, den ſie ſich dadurch ſelbſt zufügen würden. Iſt erſt einmal dem Rand ein ſteter und ausreichender Zufluß an farbigen Arbeitern geſichert, ſo wird man vielleicht auch mit der Alkoholgeſetzgebung einen Schritt weiter gehen können. Bis dahin entſprechen die erlaſſenen Verordnungen, die, wie man beſtimmt erwarten kann, keine toten Buchſtaben bleiben werden, den Erforderniſſen des Unternehmer- wie des Arbeiterſchutzes.

Überblicken wir nun noch einmal ganz kurz den Stand des ſo ungeheuer wichtigen Arbeiterproblems, ſo finden wir, daß zunächſt die Aſiatenimporte zu begrüßen ſind, indem ſie eine für die ganze Goldinduſtrie äußerſt gefährliche Kriſis verhindern, und daß ſie deshalb auch befürwortet werden mußten; daß die Chineſenzufuhr indes nur ein Proviſorium darſtellen darf, welches die Möglichkeit gibt, die Fundamente für eine Verſorgung der ſüdafrikaniſchen Induſtrie mit eingeborenen Arbeitern zu legen. Dieſe eingeborenen Arbeiter ſind tatſächlich in ausreichender Anzahl vorhanden, es kommt nur darauf an, ſie zur Arbeit heranzuziehen. Dazu iſt notwendig eine zielbe-

wußte Eingeborenenpolitik, ein den besonderen Verhältnissen Rechnung tragendes Besteuerungsschema, eine umfassende Werbeagitation, die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse in den Compounds und überhaupt eine weitergehende soziale Fürsorge in diesen Arbeiterkasernements; endlich eine strikte Durchführung der liquor laws. Es ist ferner unumgänglich notwendig, daß die Minendirektoren mehr als bisher sich mit der Sprache der Eingeborenen befassen, um in ihrem Verkehr mit ihren farbigen Arbeitern nicht ausschließlich abhängig zu sein von den weißen Kaffernaufsehern, und es ist endlich unerläßlich, daß die Regierung, die Kommunen, die Landwirtschaft und die Industrie sich über eine Quote einigen, nach welcher die jeweilig vorhandenen eingeborenen Arbeiter auf die verschiedenen großen Arbeitgeberklassen zu verteilen sind.

Man hat es garnicht genug anerkannt, daß die Regierung in den Zeiten der schlimmsten Arbeiternot der Industrie ganz außerordentlich entgegengekommen ist, indem sie sich mit Bezug auf ihr Arbeitsprogramm sehr weitgehende Beschränkungen auferlegte. Die Kaffern treten natürlich am liebsten in die Dienste der Regierung, weil sie bei ihr, angesichts der offiziellen britischen Eingeborenenpolitik, die meisten Rücksichten verlangen dürfen. Außer den public works ziehen die Eingeborenen aber überhaupt jede Arbeit über der Erde der Arbeit in den Minen vor, und wenn man ihnen deswegen völlig freie Wahl läßt, so wird die Mineindustrie dabei immer am schlechtesten wegkommen. Man darf indes sowohl der Regierung wie den Gemeinden das Vertrauen schenken, daß sie diesem Umstande, wie sie ihn bisher gewürdigt, auch fernerhin Rechnung tragen werden, trotzdem könnte indes die Fixierung einer Quote nur von Vorteil sein. Schließlich hängt ja von der Lage der Goldindustrie, als der Hauptindustrie Südafrikas, das ganze Wirtschaftsleben ab. Durch tausend Kanäle ergießt sich der goldene Strom über das ganze Land, mit seinen letzten Ausläufern noch die weltentlegenste Farm befruchtend.

Alle diejenigen Faktoren in Südafrika, welche die wirtschaftliche Zukunft dieses Landes über die vorübergehenden Interessen der Tagespolitik stellen, sind deshalb in einer Weise solidarisch, wie das kaum irgendwie sonst der Fall ist, und diese Solidarität kommt auch in der Tat zum Durchbruch, sobald grundlegende Fragen sich geltend machen. Es ist denn auch von vorn herein alle Welt in Südafrika darin einig gewesen, daß dem Arbeiterproblem eine Lösung gefunden werden müsse, und Meinungsverschiedenheiten entstanden nur über die dazu geeigneten Mittel. Auch nach dieser Richtung hin wird

ſich mit der Zeit eine vollſtändige Klärung vollziehen, zumal wenn erſt, anſtatt des von der Regierung eingeſetzten Parlaments, eine ſelbſtändig gewählte Vertretung die Intereſſen des Landes wahrzunehmen haben wird, wodurch ſich die Induſtrie dem Einfluß des Londoner Parlaments entziehen kann, das über die ſüdafrikaniſchen Verhältniſſe viel zu ungenügend unterrichtet iſt, als daß man ihm noch weiterhin einen beſtimmenden Einfluß auf die Entwickelung der Dinge zwiſchen Kap und Zambeſi gönnen möchte. Die Verwaltung des Transvaal hat ſich in allen Punkten als eine durchaus verſtändnisvolle erwieſen, Lord Milner hat den Wiederaufbau in einer Weiſe geleitet, welche die höchſte Anerkennung verdient, aber gerade er hat am meiſten darunter gelitten, daß man in England ſüdafrikaniſche Wirtſchaftsfragen zu einer Parole der Parteipolitik gemacht hat und dadurch immer wieder Unruhe und Beſorgnis künſtlich in die Entwickelung der Dinge hineintrug. Die Löſung der Arbeiterfrage kann den Südafrikanern nur aus ihrem eigenen Boden erwachſen, ein Axiom, das allerdings nicht nur von den engliſchen Politikern, ſondern auch von den Minenmagnaten beherzigt werden muß.

18. Kapitel.

Transvaalgold und Weltwirtſchaft.

Die zauberkräftige Macht, welche das Gold über die Gemüter der Menſchen beſitzt, denen es das Sinnbild von Macht und Reichtum, denen es der Proteus iſt, der ſich in alle noch ſo verſchiedenen zur Befriedigung menſchlichen Begehrens erſtrebten Dingen jeder Zeit verwandelt, hat ſeit der Entdeckung der Goldfelder am Witwatersrand Scharen und Scharen von Unternehmungsluſtigen nach Südafrika gezogen und auf einem Fleck Erde, auf welchem vor einem Menſchenalter noch die wilden Tiere hauſten, die Goldſtadt mit all ihrem Glanz und Elend geſchaffen. Wohl mochte jeder neue Ankömmling, welcher in Johannesburg eine neue Heimat finden wollte, ſehr bald zu der Einſicht gelangen, daß auch hier die Güter des Lebens längſt verteilt ſeien, daß zwar einigen Wenigen gelegentlich auch heute wieder das Glück ungewöhnliche Früchte ihrer Arbeit in den Schoß wirft, daß aber im übrigen der Kampf ums Daſein hier keineswegs leichter, ſondern eher härter iſt als anderswo. Aber bei ſeiner Ankunft in der „golden city“ vergegenwärtigt ſich das der Neuling in den ſeltenſten Fällen. Ein erträumtes Glück und das Gefühl der Befriedigung darüber, daß das Ziel ſeiner Wünſche ihm in greifbare Nähe gerückt ſcheint, erfüllt ihn, wenn er zum erſten Male

durch die Straßen Johannesburgs wandelt, unter dem Banne des einzigen Strebens, sich einen möglichst großen Anteil zu sichern an dem Strom des Goldes, der unaufhaltsam vorüberrollt dort draußen am Witwatersrand, wo die Schlote rauchen, wo die Pochwerke tösen und der Bohrer untertaucht in das edle Metall.

Eine ähnliche Anziehungskraft auf die Phantasie einzelner unternehmungslustiger Menschen hat auch die Entdeckung anderer Goldfelder ausgeübt und dadurch tief in das Schicksal Einzelner eingegriffen, bald Glück, bald Verderben bringend. Die Einwirkungen der Goldindustrie des Witwatersrand gingen aber hierüber doch weit hinaus. Diese Industrie ist ein äußerst wichtiger Faktor der gesamten Weltwirtschaft geworden, und sie verdankt dies verschiedenen Umständen, über die ich hier einige Gedanken äußern möchte. Wenn man sich eine Vorstellung von der fabelhaften Entwicklung des südafrikanischen Goldbergbaues machen will, so erscheint auch hier zunächst die Statistik als der zuverlässigste Helfer. Ich stelle deshalb in der folgenden Tabelle die Goldausbeute Südafrikas derjenigen der ganzen Welt für die Jahre 1893—1898, also bis zum Ausbruch des Krieges, gegenüber:

	Goldproduktion					
	der Welt		Südafrikas			
	in kg	in Wert	in kg	in Wert		
1893	237 100	622 Mill. M.	46 200	129	Mill. M.	
1894	273 100	762 „ „	65 000	181	„ „	
1895	301 500	841 „ „	37 800	104	„ „	
1896	322 000	898 „ „	99 500	278	„ „	
1897	384 300	1 072 „ „	118 200	330	„ „	
1898	435 100	1 215 „ „	139 000	388	„ „	
1899	487 900	1 361 „ „	135 700	370	„ „	(9 Monate)

Die Goldproduktion Südafrikas betrug also schon 1898 nahezu $^1/_3$ der gesamten Weltproduktion in diesem Metall, und sie würde für 1899 mehr als $^1/_3$ betragen haben, hätte nicht der Ausbruch des Krieges in diesem Jahre die Arbeiten auf 9 Monate beschränkt. Südafrika hat während des in der Tabelle berücksichtigten Zeitraumes seine überragende Stellung als Goldproduzent mehr und mehr befestigt, denn während die Zunahme der Gesamtgoldproduktion der Erde von 1893 bis 1898 nur 198 000 kg betrug, entfielen hiervon 93 000 kg, also annähernd 50 Prozent auf den Süden des schwarzen Erdteiles. Der letztere konnte also seine Goldproduktion fast um dasselbe Quantum steigern, wie die gesamte übrige Welt zusammengenommen, trotzdem gerade in jenen Jahren in verschiedenen Erdteilen neue Goldfelder aufgeschlossen wurden.

In der Goldproduktion Südafrikas spielt nun aber wiederum das Goldfeld auf dem südlichen Hochplateau des Transvaal, der Witwatersrand, eine so überragende Rolle, daß in den angeführten Zahlen fast nur die hier erzielten Ergebnisse zum Ausdruck kommen. Aus der großen Zahl von Goldminengesellschaften, welche von agiolüsternen Gründern auch in anderen Distrikten gefloated wurden, könnte man allerdings schließen, fast auf jedem Fleck Erde der sich zwischen Vaal und Zambesi hindehnenden Gebiete verlohne es auf Gold zu muten, indes konnten alle jene anderen Distrikte zusammen nur herzlich wenig zu der Goldausbeute Südafrikas beisteuern, von der der Witwatersrand allein mehr als 90 Prozent aufbringt. Was nun die weitere Entwickelung der südafrikanischen Goldindustrie nach dem Kriege betrifft, so muß bei allen Urteilen berücksichtigt werden, daß die heutigen Verhältnisse noch in keiner Weise als normale angesehen werden können. Denn obwohl der Krieg in erster Reihe durch die Interessen der Goldindustrie bedingt wurde, war seine nächste Wirkung, entgegen der allgemeinen Erwartung, geradezu eine Lähmung der Minentätigkeit. Trotzdem konnte die Goldproduktion im Jahre 1903 immerhin wieder auf ca. 90 000 Kilogramm im Werte von etwa 250 Millionen Mark gebracht werden, während sie noch im Jahre 1902 nur ca. 51 000 Kilogramm im Werte von 142 Millionen Mark betragen hatte. Übrigens ist schon heute mit Sicherheit anzunehmen, daß die Goldausbeute des Jahres 1904 bereits wieder den Wert von 300 Millionen Mark übersteigen wird.

Daß nun eine Industrie, deren Ergebnisse sich in solchen Ziffern bewegen, einen sehr tiefgreifenden und vielfältigen Einfluß auf die gesamte Weltwirtschaft ausüben muß, liegt klar zutage. Das wird schon durch die immensen Kapitalien bedingt, welche am Rand investiert sind, und deren Bewertung allen dort zutage tretenden Einwirkungen unterliegt. Indes hängt von der Lage der Mineninduſtrie nicht nur die Rente des Aktionärs ab, ein Aufschwung würde nicht nur ihm Vorteil bringen. Auch die europäische Industrie würde davon durch Lieferung von Minenmaschinen, elektrischen Anlagen, Eisenbahnmaterial usw. erheblichen Gewinn ziehen.

Am Witwatersrand arbeiteten im Jahre 1898, also zu der Zeit, wo die Goldindustrie ihre Hauptblüte erreicht hatte, nach den sehr sorgfältigen Statistiken des Staatsmineningenieurs, 1593 Dampfkessel, 294 Betriebsmaschinen, 407 Fördermaschinen, 133 Luftkompressoren und 222 Pumpen. Auf einem verhältnismäßig sehr engen Raume sind dort enorm zahlreiche und sehr verschiedenartige Maschinen dicht beieinander aufgestellt, die aus den Werkstätten aller Länder hervor-

gegangen und modernſter Konſtruktion ſind. Verfügt doch die Goldinduſtrie über die Mittel, alte Maſchinen ſehr raſch durch neue zu erſetzen, was allerdings auch durch die enorme Abnutzung bedingt wird, während andererſeits der Arbeitermangel und die hohen Löhne es mit ſich bringen, daß jede arbeitſparende Erfindung nirgends ſo willkommen geheißen wird wie am Witwatersrand. Nun muß allerdings der Hauptanteil der aus Südafrika fließenden Erträge dem Mutterlande Großbritannien zufallen, teils weil es aus alten Geſchäftsverbindungen einen Vorſprung hat, teils weil die Zolltarife doch immerhin eine gewiſſe Begünſtigung für britiſche Erzeugniſſe darſtellen. Man kann es den Engländern auch nicht zum Vorwurf machen, wenn ſie in erſter Linie ihrer heimiſchen Induſtrie die Beſtellungen für den Witwatersrand zuzuwenden trachten, nachdem ſie um den Beſitz dieſes wertvollen Stückchens Erde einen langen Krieg geführt, der Milliarden verſchlungen hat. Zweifellos wird trotzdem, wie ſchon an anderer Stelle hervorgehoben, die deutſche Induſtrie, welche der engliſchen in techniſcher Hinſicht in mancher Beziehung überlegen iſt, immer mehr Gelegenheit finden, an den Lieferungen für Südafrika teil zu nehmen. In dem Maße, in dem es der ſüdafrikaniſchen Mineninduſtrie gelingt, ihre Erfolge in Einklang zu bringen mit den Verſprechungen, welche ſie auf Grund der Kenntnis von den Reichtümern ihrer Schatzkammer abgegeben, wird auch der Markt für die deutſchen Fabrikate ſich erweitern, was ſchließlich auch die Schärfe der Konkurrenz in der Heimat wieder mildern muß.

Es iſt jüngſt in einer engliſchen Fachzeitſchrift der Nachweis verſucht worden, daß $^5/_6$ des geſamten afrikaniſchen Handelsverkehrs erſt durch die Bedürfniſſe der Goldinduſtrie veranlaßt worden ſind und in der einen oder anderen Weiſe mit dem ſelben zuſammenhängen. Wir beſitzen ſtatiſtiſche Angaben über den Handelsverkehr Südafrikas bereits ſeit 1850, alſo noch aus einer Zeit, wo das Land ausſchließlich auf den Farmbetrieb angewieſen war. Damals betrug die Einfuhr nur 45 Mill. M., die Ausfuhr 13 Mill. Mark, der Geſamtaußenhandel alſo 58 Mill. M. Derſelbe erfuhr bis zur Entdeckung der Gold- und Diamantfelder nur eine verhältnismäßig geringfügige Steigerung, denn im Laufe von 20 Jahren war die Einfuhr erſt auf 50 Millionen Mark geſtiegen, während allerdings die Ausfuhr einen etwas größeren Fortſchritt zu verzeichnen hatte, indem ſie einen Wert von 56 Millionen Mark erreichte. Der Geſamtaußenhandel belief ſich indes doch nur auf 106 Millionen Mark. Wäre nun der Ackerbau der Haupterwerbzweig des Landes geblieben, ſo müßte ſich der Außenhandel, wenn er ſich in dem bis-

herigen Tempo weiter entwickelt hätte, gegenwärtig auf etwa 180 Millionen Mark berechnen, tatsächlich stellt sich indes der Gesamtaußenhandel Südafrikas auf 1½ Milliarden, und namentlich hat die Einfuhr, welche in der ersten Hälfte des in Betracht gezogenen Zeitraums nur einen sehr unwesentlichen Zuwachs zeigte, in der zweiten Hälfte eine ganz gewaltige Vermehrung zu verzeichnen, indem sie bis auf eine volle Milliarde stieg. In diesen Ziffern spricht sich der Einfluß der Mineninduſtrie auf den südafrikaniſchen Handelsverkehr aus. Daß gerade die Einfuhrziffern viel raſcher anwachſen mußten, erklärt der koloſſale Bedarf dieſer großen Induſtrie, deren Produkt, das Gold, andererſeits nicht als „Ware“ rechnet und daher die Ausfuhrziffer nicht vermehren kann.

Man kann die Bedeutung der ſüdafrikaniſchen Mineninduſtrie unter dem Geſichtspunkt der Einfuhr nach Südafrika wie unter dem der Ausfuhr würdigen. Was die Einfuhr betrifft, ſo wird durch die tauſend Millionen, welche die Importziffer Südafrikas dank der Entwickelung des Goldbergbaues erreicht hat, deutlich zum Ausdruck gebracht, daß Südafrika ein hochgeſchätzter Abſatzmarkt für alle größeren Induſtrieſtaaten geworden iſt, deſſen Bedarf zudem noch einer ſehr bedeutenden Steigerung fähig ſein dürfte. Mißt man aber die Bedeutung der Induſtrie an der Ausfuhr Südafrikas, ſo erkennt man erſt recht die befruchtende Wirkung auf die geſamte Weltwirtſchaft. Das Produkt dieſer Induſtrie, das Gold, iſt eben keine Ware im gewöhnlichen Sinne. Gold iſt Geld, und daher macht die Witwatersrand-Induſtrie auch keinen anderen Induſtrien Konkurrenz, nicht einmal den Goldbergwerken in anderen Weltteilen. Gold iſt in jedem Quantum abſatzfähig und behält ſtets den gleichen Wert von 2790 Mark für das Kilogramm. Eine namhafte Vermehrung der Goldproduktion würde nicht nur den anderen Induſtrien keinen Abbruch tun, es würde das vielmehr für ſie alle das wirkſamſte Stimulans ſein, eben weil Gold und Ware eine Art Gegenſatz bilden, inſofern die Warenpreiſe und gleichzeitig auch die Kurſe der Induſtrieaktien in ihrer Tendenz ſehr ſtark davon abhängig ſind, in welchen Quanten das Gold dem Welthandel zugeführt wird. Wenn erſt wieder die goldbeladenen Schiffe vom Kap der Guten Hoffnung nach Southampton kommen, — während der Blütezeit der Witwatersrandinduſtrie brachte jeder der wöchentlichen Poſtdampfer an 6 Millionen Mark in Gold vom Kap nach Europa — wenn das hergeführte Gold in den Depoſitenbanken ſich ſammelt, wenn der Überfluß an Geld die ſtrengen Prinzipien kaufmänniſcher Vorſicht mildert, wenn dann die Induſtrie

wieder Kredit für ihre Waren, für ihre eingebildeten Bedürfnisse und Vergrößerungspläne findet, dann ist das Signal für eine neue Hochkonjunktur gegeben, wie sie alle Jahrzehnte nur einmal in die Erscheinung tritt, aber dann alles mit sich fortreißt.

Nun hat freilich O. Schmitz in seiner Schrift „Die Bewegungen der Warenpreise in Deutschland von 1851—1902" an der Hand der Statistik nachgewiesen, daß eine Vermehrung der Goldproduktion durchaus nicht immer eine Verbilligung des Geldes, eine Verminderung nicht immer eine Geldverteuerung im Gefolge hat, vielmehr geht sogar aus der Statistik hervor, daß in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ein Anwachsen der Goldproduktion überwiegend von einer Steigerung des Diskontsatzes und die Abnahme von einem Sinken desselben begleitet war, während man an und für sich das Gegenteil hätte erwarten müssen.

Diese eigentümliche Erscheinung dürfte nun aber gerade darin ihre Erklärung finden, daß ein Aufblühen der Goldindustrie einen so belebenden Einfluß auf alle mit ihr in Zusammenhang stehenden Industrien und auf die gesamte Weltwirtschaft, insbesondere auch auf die Börsenspekulation, ausübt, daß es gerade deswegen auch zu einer Verbilligung des Geldes nicht kommen kann. Hohe Waren- und Effektenpreise, wie sie zu Zeiten großer Spekulationsepochen herrschen, müssen ja mit Notwendigkeit von ungewöhnlich straffen Diskontsätzen begleitet sein. Daß zwar eine Steigerung der Goldproduktion, ließe sie sich von den Begleiterscheinungen trennen, die Tendenz haben müßte, den Diskontsatz herabzudrücken, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Wenn nun aber die erwartete Verbilligung des Geldes

trotzdem nicht eintritt, sondern in der Mehrzahl der Fälle die Diskontsätze sogar anziehen, so beweist dies eben nur, daß die anderen Wirkungen des vermehrten Goldzuflusses, nämlich die Belebung des Industriemarktes und die Anregungen des Börsenverkehrs, von weit größerer Bedeutung sind, so daß sogar eine Tendenz zur Steigerung der Diskontsätze indirekt bewirkt wird. Übrigens kann der Industrie an besonders billigem Geld nichts gelegen sein, da sich in niedrigen Diskontsätzen nur der Niedergang des Wirtschaftslebens und der Unternehmungslust widerspiegelt. Es ist daher für den Weiterblickenden eigentlich selbstverständlich, daß ein Aufschwung der Goldproduktion seinen direkten Einfluß auf Verbilligung des Geldes durch die indirekten Wirkungen, d. h. durch die erhöhte Nachfrage nach Geld, welche jeder industrielle Aufschwung hervorruft, paralysieren muß.

Ich habe bereits beiläufig erwähnt, daß die mehr oder minder günstige Situation der Goldindustrie nicht nur auf die von ihr abhängigen Industrien, sondern auch auf die Börsenspekulation einen bedeutenden Einfluß übt und darüber, daß das der Fall, werden wohl am wenigsten Meinungsverschiedenheiten herrschen. Man stellt sich indes diesen Einfluß gewöhnlich als einen unheilvollen, jedenfalls nicht wünschenswerten vor. Sucht man indes die Fäden, welche unser eigenes Wirtschaftsleben mit jener fernen, soviel gepriesenen und soviel angefeindeten Kulturtätigkeit am Witwatersrand verbinden, in objektiver Weise klar zu legen, so wird man zunächst die Tatsache feststellen können, daß jede nachhaltige und demgemäß auf gefestigter Grundlage beruhende Anregung der Börsentätigkeit sich zunächst auf den gesamten Börsenhandel und von da aus auf das übrige Wirtschaftsleben überträgt. Es ist ein der Praxis mehr als der Theorie bekanntes Faktum, daß die Konjunkturveränderungen im Wirtschaftsleben meistens nicht an den Industriecentren in den Warenpreisen zuerst zum Ausdruck kommen, sondern zuerst in den Effektenkursen der Weltbörsen, so daß also deren Bewegung der der Warenpreise in den wichtigsten Fällen vorangeht.

In der Regel begnügt man sich bei der Erklärung dieser Tatsache mit dem Gemeinplatz von der Feinfühligkeit der Börse, in Wahrheit handelt es sich indes nicht bloß um ein Vorausempfinden, vielmehr stehen die Vorgänge an der Börse mit den unmittelbar nachfolgenden in den Industriecentren im Verhältnis von Ursache und Wirkung. Es soll selbstverständlich nicht bestritten werden, daß Warenpreisbewegungen auch durch andere Ursachen hervorgerufen werden können, und daß sie, wenn in solchen Fällen früher in die Erscheinung tretend, ihrerseits zu Ursachen

von Effektenkursbewegungen werden können. Es handelt sich hierbei in der Regel um die Preisbewegung bestimmter einzelner Waren und die Kurse der Aktien jener Industrien, welche diese Waren produzieren. Bei jenen großen Konjunkturen aber, welche die Preise aller Waren und aller Industrieaktien auf eine ungewöhnliche Höhe treiben, wie die Booms der Jahre 1873, 1889 und 1899, läßt es sich statistisch erweisen, daß der Zusammenbruch des Kartenhauses der Aktienkurse zuerst begann und den Rückgang der Warenpreise erst nach sich zog. Ebenso läßt es sich erweisen, daß auch eine Neubelebung der Konjunktur häufig an der Börse und nicht in den Industriezentren „gemacht" wird. Verfolgt man z. B. die Wurzeln der letzten großen Hochkonjunktur zu Ende des verflossenen Jahrhunderts, so kommt man auf das Jahr 1895 als die Konzeptionsperiode, in welcher die Konversion von mehr als 4 Milliarden deutscher Staatsanleihen beschlossen wurde. Es ist einleuchtend, daß sich viele der alten Besitzer mit dem verminderten Zinsfuß nicht begnügen konnten oder wollten, wie ja auch der sofort einsetzende Rückgang der Staatsanleihen bewies, und demnach höher verzinsliche Anlagen in Industrieaktien suchten. Wie nun das neu erwachte Interesse für diese Aktien zunächst zu einer Steigerung ihrer Kurse, dann aber mit Notwendigkeit zu gewinnversprechender Neugründung industrieller Unternehmungen und zur Vergrößerung der bestehenden führen mußte, wie hierdurch ein wirkliches Aufblühen des Wirtschaftslebens hervorgerufen wurde — da ja zur Gründung neuer Fabrikanlagen Kohlen, Eisen, Maschinen usw. gebraucht werden, — wie endlich die Eisen- und Kohlenwerke selbst zur Vergrößerung ihrer Betriebsanlagen schreiten mußten, um dem angewachsenen Bedarf zu genügen, und wie sie dadurch ihrerseits wieder Anlaß zu einer weiteren Steigerung der Konjunktur gaben, braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden. Obwohl so große wirtschaftliche Bewegungen natürlich nicht auf ein einzelnes Land beschränkt bleiben, so ist es doch bemerkenswert, daß die Hochkonjunktur am Ende der 90er Jahre in Deutschland, wo ja auch ihr Hauptausgangspunkt war, zur höchsten Blüte gelangte.

Auch die berühmte große Hochkonjunktur zu Anfang der 70er Jahre, welche unter dem Namen der Gründerzeit bekannt ist, verdankt Entstehung und Ausdehnung wohl weniger den in der Industrie selbst gegebenen Momenten, als der starken Geldvermehrung, welche durch die 5 Milliarden französischer Kriegsentschädigung entstand, da dieses Geld indirekt den Anlaß und die Möglichkeit zu starker Erhöhung spekulativer Engagements in industriellen Werten bot. Man wende nicht ein, daß es sich um eine wirkliche Ver-

mehrung des europäiſchen Geldbeſtandes nicht gehandelt habe, weil das Geld, welches Deutſchland empfing, Frankreich entzogen worden ſei, denn ſo lag die Sache tatſächlich nicht. Obwohl Frankreich ſein Gold an das deutſche Reich bezahlte, verminderte es das im eigenen Lande umlaufende Geld nur wenig. Die Folge war nur, daß die Banque de France mit einem ſehr hohen Betrage ungedeckter Noten arbeitete, daß ſomit das durch Gold gedeckte Geld durch Kreditgeld erſetzt wurde. Der europäiſche Geldbeſtand hatte alſo tatſächlich — wenigſtens für den Zeitraum von einigen Jahren — eine ſtarke Vermehrung erfahren, und merkwürdigerweiſe trat dasſelbe Ergebnis ein, welches wir bereits oben mit Bezug auf den Fall einer Vermehrung des Geldbeſtandes durch geſteigerte Goldproduktion gekennzeichnet haben. Nicht eine Verbilligung des Geldes oder ein Sinken des Diskontſatzes war die Folge, ſondern lediglich eine ſtarke Anſpannung der ſpekulativen und induſtriellen Unternehmungsluſt, verbunden mit anziehenden Diskontſätzen.

Wir haben alſo geſehen, daß das Intereſſe an Induſtrieaktien nnd die damit verbundenen Vorgänge an der Börſe mitunter nicht die Folgen großer wirtſchaftlicher Bewegungen ſind, ſondern, in anderen Urſachen wurzelnd, die wirtſchaftlichen Bewegungen ihrerſeits erſt hervorrufen. Es liegt ebenſo klar zu Tage, daß ein plötzlicher Rückgang der Effektenkurſe, ſelbſt wenn nicht in rein wirtſchaftlichen, ſondern in politiſchen Maßnahmen oder in ungeſunden Spekulationsverhältniſſen an der Börſe begründet, doch den Niedergang der Warenpreiſe und der Hochkonjunktur nach ſich ziehen muß. Eine induſtrielle Hochkonjunktur iſt immer auch von einem gewiſſen Spekulationsfieber begleitet, ja die erſtere könnte überhaupt nicht in vollem Maße in Erſcheinung treten, wäre nicht auch das letztere vorhanden. Denn die induſtrielle Konjunktur ſteigt zu ihrer vollen Höhe empor erſt dann, wenn der Induſtrie nicht nur alles anderswo entbehrliche Geld zugeführt wird, ſondern wenn auch in ungewöhnlich hohen Beträgen in Induſtriewerten auf Kredit ſpekuliert wird, wodurch der Diskontſatz anzieht, die Kurſe der Aktien ſteigen, aber allerdings zugleich auch eine enorme Gefahr für das ſo hoch und ſo leichtſinnig aufgerichtete Kursgebäude entſteht. Gerät dieſes aus irgend welchem Anlaß ins Wanken, ſo bricht zugleich auch die induſtrielle Konjunktur in ſich zuſammen. Sobald die Induſtriewerte keine Käufer mehr finden, iſt es auch mit der Gründung neuer Aktiengeſellſchaften und der Vergrößerung alter Unternehmungen vorbei; Maſchinen zur Einrichtung neuer Unternehmungen und Betriebsanlagen werden nicht mehr gebraucht; es ſinkt der

Bedarf an Kohle und Eisen, denn was bei jeder großen Industriekonjunktur die Warenpreise so maßlos in die Höhe treibt, ist ja vornehmlich der eigene Bedarf der Industrie, welcher durch die ihr innewohnende Vergrößerungslust hervorgerufen wird.

Ich habe diesen Zusammenhang zwischen Industrie und Börse so ausführlich erörtert, weil man häufig nur den Einfluß der ersteren auf die letztere anerkennen hört, ohne auch der Wechselwirkung gerecht zu werden. Wenn es nun aber wahr ist, daß die Bewegungen an der Börse eine so starke rückwirkende Kraft auf die Industrie geltend machen, so müßte das Wohl und Wehe der Goldindustrie des Witwatersrand mittelbar durch die Börse auch auf alle anderen Industrien einen Einfluß haben, selbst dann, wenn sie mit ihnen nicht in so nahen direkten Beziehungen stände, wie das oben dargelegt worden ist. Denn der Kaffir-Zirkus ist nun einmal eine der wichtigsten Abteilungen der größten Börse der Welt, er ist zugleich auch ein Spekulationsmarkt von weitestem internationalem Interesse, und die Bewegungen, welche sich in ihm vollziehen, müssen ausgedehnte Konsequenzen haben, wie das ja in der Tat auch durch eine Fülle von Beispielen bewiesen werden kann.

Das gewaltige Kapital, welches in der südafrikanischen Goldindustrie angelegt ist und an welchem eine Menge großer und kleiner Kapitalisten aller Kulturvölker interessiert ist, bringt es allein schon mit sich, daß die Bewegungen, welche auf diesem Gebiet sich durchzusetzen wissen, leicht auch auf andere Gebiete überfluten. Da nun aber die Witwatersrandindustrie, wie die oben gegebene Tabelle beweist, eine kraftvoll aufstrebende, nur zeitweilig unterbrochene Entwickelung genommen hat, so muß der von ihr ausgegangene Einfluß ein überwiegend günstiger gewesen sein. Es ist aber selbstverständlich, daß ein so wichtiger Faktor in der Weltwirtschaft sowohl Gutes wie Böses wirken kann, und da die meisten Beurteiler der momentanen Lage nur noch die Enttäuschungen der letzten Jahre in Erinnerung haben, so ist man gegenwärtig geneigt, den ungünstigen Einfluß zu überschätzen. Dem gegenüber erscheint es mir notwendig, hier durch einige Zahlen nachzuweisen, daß das Interesse, welches das internationale Kapital an der Witwatersrandindustrie genommen hat, doch nicht so unberechtigt war. Es ist nicht bloß, durch den Nimbus des Goldes geblendet, Phantasmagorien nachgejagt, sondern es hat, sofern es sich an die ernsthaften Unternehmungen, z. B. an die produzierenden Minengesellschaften hielt, eine reichliche Rente gefunden. Dies beweist die folgende Tabelle über die Dividendenergebnisse:

Dividendenverzeichnis der zwanzig größten Goldproduzenten des Witwatersrand.

	1890 %	1891 %	1892 %	1893 %	1894 %	1895 %	1896 %	1897 %	1898 %	1899 %[4]	1900 %	01/02 %	1903 %
Angelo	—	—	—	—	—	—	—	—	25	25		40	50
Bonanza	—	—	—	—	—	—	—	75	100	85		105	100
City and Sub.[1])	—	—	—	100	25	75	5[1])	15[1])	15[1])	10[1])		—	15[1])
Crown Deep	—	—	—	—	—	—	—	—	50	25		—	50
Crown Reef	15	50	55	50	50	75	110	170	240	140	Krieg	125	155
Driefontein	—	—	—	—	—	—	—	—	—	25		—	40
Durban Roodeport	20	20	40	55	60	60	45	80	80	75		80	75
Ferreira	—	125	85	100	150	130	275	300	300	150	&	—	137½
Ferreira Deep	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—		—	10
Geldenhuis Deep	—	—	—	—	—	—	—	30	75	40		25	45
Geldenhuis Estate	—	15	10	25	30	30	12½	45	147½	50		25	60
Johannesburg Pion.[2])	10	35	50	37½	—	62½	275	500	675	—		—	—
Knights Deep	Trotz bereits hoher Produktion noch nicht zur Dividendenzahlung gelangt.												
Langlaagte Estate	15	10	20	30	45	50	30	30	30	15		—	20
Robinson	4	5	7	8	10	14	12	15	16	8		12½	11½
Robinson Deep	—	—	—	—	—	—	—	—	—	25		—	10
Rose Deep	—	—	—	—	—	—	—	—	40	40		—	22½
Simmer and Jack[3])	—	30	40	40	30	20	—	—	3½[3])	4[3])		—	5[3])
Village Main Reef	—	—	—	—	—	—	—	—	60	40		25	20
Wemmer	—	10	40	—	—	200	75	100	150	75		225	100

[1]) Im Jahre 1895 hatte eine Zerlegung des Aktienkapitals der City and Suburban Gesellschaft in der Weise stattgefunden, daß die Aktionäre für je eine alte 1 Pfund Aktie vier neue Aktien à 4 Pfund erhielten, wodurch das Aktienkapital der Gesellschaft von 85 000 Pfund Sterling auf 1360000 Pfund Sterling erhöht wurde. Die Aktionäre hatten nunmehr also den sechszehnfachen Nominalwert in Händen, so daß die Dividende nicht — wie es nach nebenstehenden Zahlen den Anschein hat — einen Rückgang erfuhr, sondern eine weitere Steigerung. Unter Zugrundelegung der alten Berechnungsart würden die Dividenden für 1896 ff. Jahre gelautet haben: 80 pCt., 240 pCt., 240 pCt., 160 pCt., 240 pCt.

[2]) Obwohl die Johannesburg Pioneer Mine gegenwärtig erschöpft ist, mußte sie wegen der Rolle, die sie in der Vergangenheit gespielt hat, in diese Tabelle aufgenommen werden. Diese Gesellschaft hat insgesamt 2095 pCt. Dividenden in bar zur Verteilung gebracht, außerdem auf jede Aktie zwei vollbezahlte South Rand Aktien.

[3]) Mit der Simmer and Jack verhält es sich ähnlich wie mit der City and Suburban Company. Die Aktionäre erhielten im Jahre 1896 für eine alte 1 Pfund Aktie 3½ neue Aktien à 5 Pfund also den 16½fachen Nominalwert. Demnach lauten die Dividenden für 1898, 1899 und 1903 nach alter Berechnungsart 49½ pCt., 66 pCt., 82½ pCt. Die Simmer and Jack-mine ist nach der Tonnenzahl des geförderten Erzes die größte Produzentin am Rand; es gibt aber andere Minen, welche reicheres Erz fördern, z. B. die Robinsonmine, welche die größte tatsächliche Goldproduzentin der Witwatersrand-Gesellschaften ist, wenn man die Menge des produzierten Feingolds der Berechnung zu Grunde legt. Besonders reiches Erz produzierten auch die bereits erschöpfte Johannesburg Pioneer Mine, ferner die Bonanza Mine, welche ebenfalls der Erschöpfung nahe ist.

[4]) Die Dividenden pro 1899 sind für eine nur neunmonatliche Betriebsperiode.

Diese Übersicht beweist nicht nur, daß die Minengesellschaften, sobald sie überhaupt in ein dividendenfähiges Stadium traten, sehr reichliche Dividenden an ihre Aktionäre bezahlten, sondern legt auch von einer stetig steigenden Dividendenskala der Witwatersrandminen Zeugnis ab. Die Verbesserung der technischen Methoden, die Zunahme an Goldgehalt bei tieferer Verfolgung der Adern, sowie eine fortschreitende Herabsetzung der Unkosten pro Tonne Erz, z. B. durch Vergrößerung der Betriebe usw., waren es, wodurch dies Ergebnis ermöglicht wurde; und es liegt durchaus kein Grund vor, die Möglichkeit weiterer Fortschritte und Vervollkommnungen für die Zukunft in Abrede zu stellen. Jedenfalls sehen wir aus vorstehender Tabelle, daß die starke Steigerung, welche die Goldproduktion des Witwatersrand von ihrem Beginn an erfahren hat, keineswegs allein durch Erschließung neuer Minen, sondern vor allem auch durch die kräftige Fortentwickelung der einmal bestehenden Gesellschaften veranlaßt wurde. Das Kapital hat sich also — immer wenn wir uns zunächst auf die wirklichen Goldproduzenten unter den Unternehmungen beschränken — nicht zu beklagen gehabt, denn Hand in Hand mit der aufsteigenden Dividendenskala ist natürlich auch eine entsprechende Kursentwickelung gegangen, wie aus der umstehenden Zusammenstellung ersichtlich wird.

Dieselbe beginnt mit 1895, dem unvergeßlichen boom-Jahr der südafrikanischen Minen, aber wie wir ersehen, sind die Phantasiepreise dieses Jahres nicht nur binnen kurzer Zeit bereits wieder erreicht, sondern in den meisten Fällen sogar übertroffen worden. Ohne Zweifel war diese Bewertung für das Jahr 1895 trotzdem eine ungerechtfertigte und nur aus dem hitzigen Spekulationsfieber erklärlich. Aber die Minen sind in verhältnismäßig kurzer Zeit in eine noch höhere Bewertung tatsächlich hineingewachsen, was um so bemerkenswerter ist, als infolge der hohen Dividenden, welche ja nicht nur eine Verzinsung, sondern — unter Berücksichtigung der Erschöpfung der Gruben — auch eine allmähliche Rückzahlung des Kapitals bedeuten, eigentlich ein Sinken der Minenkurse mit den Jahren erwartet werden mußte. Tatsächlich brauchten aber selbst diejenigen Kapitalisten, welche die Shares der Witwatersrandminen zu den höchsten Kursen des 1895er booms gekauft hatten, kein Geld an denselben zu verlieren, sofern sie das Engagement durchhalten konnten, da die Kurse sehr bald nach dem Rückschlag auf dem Wege ruhiger Entwicklung wieder erreicht worden sind.

Freilich beziehen sich unsere Zusammenstellungen nur auf die wirklich produzierenden Gesellschaften des Witwatersrand, und nur

Die höchsten und niedrigsten Kurse der größten Goldproduzenten des Witwatersrand.

	1895		1896		1897		1898		1899		1900		1901		1902		1903	
	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.
Angelo	7¾	2⅜	6⅛	2½	5 11/16	2⅛	7 5/16	4½	8⅝	5¾	7⅜	4½	7⅝	5⅜	9 3/16	6⅝	8⅛	6
Bonanza	2½	1 5/16	3⅝	1 15/16	4 9/16	2 11/16	5	3⅝	5 9/16	3⅞	4½	3	6	3¼	6⅞	5⅜	6½	1⅞
City and Sub	8	4	5½	3⅛	6 5/16	2¾	6⅝	4 15/16	6¾	4¼	6⅛	4	7⅛	4⅝	7⅜	5⅞	7⅛	5¼
Crown Deep	14	7½	12¾	7	14¾	8	15¼	10	15½	8¾	13¼	8	14	9½	18¾	16	18¼	16¼
Crown Reef	12⅞	9⅛	12⅜	9	12¾	8⅜	15¼	11¼	20	13¾	16¾	11⅝	16½	12	18¼	12½	16	12
Driefontein	4⅜	1⅝	3¾	1⅜	4⅛	1¼	5 3/16	2⅞	6⅛	4	5⅛	3	5⅛	3½	6½	5	6¼	4¼
Durban Roodeport	8 5/16	6⅞	7⅝	5¾	7½	5⅛	6¾	5⅜	6⅞	5⅛	6⅛	4¼	6⅜	4½	6½	5⅜	6½	5¼
Ferreira	22	14½	22	14½	24¼	14½	26⅛	21¾	26	19	24	17½	23	17½	26	22	25½	18
Ferreira Deep	—	—	—	—	—	—	—	—	7⅝	5½	6⅞	5¼	7 13/16	5½	8⅛	6⅛	7⅜	4 15/16
Geldenhuis Deep	11	5	7¼	3¼	7⅛	2¾	11⅛	6	12¾	7¾	10½	7	11¼	8	12¼	10½	12	9
Geldenhuis Estate	7½	3½	4¾	2½	4⅞	2⅛	8 9/16	4⅛	8⅞	5 9/16	7½	5	7⅜	5⅛	7⅜	6⅛	7¼	5¾
Knights Deep	—	—	—	—	2⅜	¾	2 13/16	1⅜	4 1/16	2½	4¼	3	4⅝	3¼	5⅛	3¾	4⅝	3⅜
Langlaagte Estate	7¼	4 1/16	6 9/16	3⅞	4¾	3⅛	4¼	2¾	4 7/16	2⅝	3¾	2⅝	3⅝	2¾	5⅛	3⅛	4¾	3¼
Robinson	11½	7⅜	10⅜	7¾	8¾	6½	9¼	7¼	11¼	7¾	9⅜	7	10⅜	7⅝	12¾	10⅛	11⅝	9⅛
Robinson Deep	—	—	—	—	10⅞	6	11¾	8¾	14	8	5⅛	3½	5⅝	3⅜	6⅝	4⅝	5⅞	4⅜
Rose Deep	7	3	6¼	3¼	7⅛	2	9⅛	5½	11⅜	7	10	6¼	10	7	10⅝	8½	9¾	7
Simmer and Jack	—	—[1])	7¼	3⅞	5	2⅛	5 5/16	2⅜	6⅞	4⅞	6 13/16	4⅝	7¾	5½	2½	1⅝[1])	2⅛	1⅛
Village Main Reef	9½	4⅜	7¼	3⅞	6⅜	2⅞	8⅛	5	10⅜	7⅛	9⅛	6⅜	9⅞	6⅝	10⅛	8⅜	9⅜	7
Wemmer	18⅛	6¼	11⅝	6⅛	9⅞	5½	12⅞	8	14⅝	11	12½	8¾	14¾	9½	15	12½	14¼	9½

[1]) Im Jahre 1896 fand, wie bereits erwähnt, eine Zerlegung des Aktienkapitals der Simmer and Jack Company statt. Die alten Aktien hatten im Jahre 1895 einen Maximalkurs von 28 Pfund Sterling und einen Minimalkurs von 11½ Pfund, was einem Kurse von 8 Pfund Sterling bezw. 3 Pfund in den neuen Aktien entsprechen würde. — Im Jahre 1902 fand eine weitere Rekonstruktion statt, bei welcher die Aktionäre für eine alte Aktie je drei neue erhielten. Die Kurse für 1902 und 1903 müssen also erst mit 3 multipliziert werden, wenn man sie mit denen der früheren Jahre vergleichen will.

von dieſen iſt auch zunächſt hier die Rede. Die Beſchränkung iſt indes für eine objektive Beurteilung der Witwatersrandinduſtrie wohl auch geboten, denn dieſe ganze Induſtrie findet in ihrem heutigen Stadium in den wirklich produzierenden Geſellſchaften ihre volle Würdigung. Wenn daneben noch zahlreiche Bohrgeſellſchaften und ſolche Tiefbauminen, welche es bis heute zu einer Produktion nicht haben bringen können, beſtehen, ſo bringen dieſe vor der Hand nur Zukunftschancen zum Ausdruck und müſſen daher aus der Betrachtung der beſtehenden Tatſachen vollkommen ausgeſchieden werden. Auch das Wohlergehen der verſchiedenen Finanzgeſellſchaften am Rande iſt keineswegs allein von dem Aufblühen der Mineninduſtrie, ſondern daneben noch von vielen anderen Faktoren abhängig und zwar vornehmlich von dem Finanzgenie der leitenden Perſönlichkeit, deren eventuelle Mißerfolge jedenfalls durchaus nicht der Mineninduſtrie als ſolcher zur Laſt gelegt werden dürfen.

Es iſt außerdem ſelbſtverſtändlich, daß da, wo tatſächlich große Gewinnmöglichkeiten gegeben ſind, ſofort auch als Wucherpflanze der Schwindel emporblüht, der das durch die eigene Gewinnſucht verblendete Publikum auszubeuten ſucht. Dieſer Schwindel findet natürlich die günſtigſte Gelegenheit da, wo greifbare Reſultate noch nicht erzielt werden und der Natur der Sache nach auch noch nicht erzielt werden konnten, ſo daß alſo der Phantaſie wenigſtens die Möglichkeit zu einem durch nichts zu widerlegenden Optimismus gegeben iſt. Ob deshalb alle die mit koloſſalen Kapitalien begründeten Tiefbaugeſellſchaften, ob ferner die neuen Unternehmungen, welche im „far east“ Gold erbohrten, die großen Hoffnungen erfüllen werden, welche man in ſie ſetzt, oder in ſie zu ſetzen ſich doch den Anſchein gibt, mag fraglich erſcheinen. Über die Ausſichten der Tiefbauminen, im beſonderen derjenigen, welche erſt in erheblichen Tiefen — von 6000 Fuß und darüber — auf das Reef ſtoßen, ſind ſich die Sachverſtändigen durchaus noch nicht einig, und es iſt ſehr die Frage, ob ſich ſolche überhaupt jemals rentabel erweiſen werden. Ebenſo glaube ich auch, daß gegenüber den „neuen Entdeckungen“ am East Rand große Vorſicht geboten iſt. Es iſt ja wohl nicht ausgeſchloſſen, daß die eine oder die andere dieſer Unternehmungen tatſächlich überraſchende Erfolge erzielt, und auch die Tiefbauminen werden ſich, ſo weit geringere Tiefen und reiche Erzlager in Frage kommen, wohl vielfach bewähren, wie ja auch einige dieſer Minen bereits in Betrieb ſtehen und in der Tabelle vermerkt ſind. In ſehr vielen Fällen aber wird man ein vollkommenes Fiasko erleben, was zwar diejenigen, die auf in der Zukunft

liegende beträchtliche Gewinnchancen hin Spekulationen eingehen, aber nicht die Mineninduſtrie als ſolche trifft. Was können ſchließlich die wirklich Gold produzierenden Witwatersrandminen, welche jährlich für 300 Millionen Mark des koſtbaren Materials dem Weltverkehr liefern, dafür, wenn zahlloſe Urteilsunfähige ſich von anderen ſüdafrikaniſchen Geſellſchaften mit ähnlich klingendem Namen um mehr als das gleiche wieder betrügen laſſen. Die Möglichkeit der Täuſchung iſt bei dieſen Shares keineswegs eine höhere als bei anderen Induſtrieaktien, ſo weit man ſich auf Unternehmungen mit greifbaren Reſultaten beſchränkt. Läßt man die Vorſicht bei Seite, wagt man den Flug ins Ungewiſſe, ſo ſind wohl da und dort Lotteriechancen gegeben, aber auch dem Betrug und der Selbſttäuſchung Tür und Tor geöffnet. Wer hieraus der Mineninduſtrie einen Vorwurf macht, der könnte ebenſogut dem Feuer vorwerfen, daß es die Haut nicht nur zu erwärmen, ſondern auch zu verbrennen vermag.

Während meines Aufenthaltes in Johannesburg hatte ich einmal Gelegenheit, mich mit einem Burenfarmer in der Nähe des Witwatersrand über die Ausſichten der ſüdafrikaniſchen Goldinduſtrie zu unterhalten. Von ſeiner Farm aus hatte der Mann die Schornſteine der Rieſenetabliſſements aus der Erde ſchießen ſehen gleich gigantiſchen Pilzen, und da er den ganzen Rand mit den Produkten ſeiner Hühnerzucht verſorgte, ſo ſtand er, bei ſtetigem Verkehr mit den Minern, unabläſſig unter dem Eindruck der gewaltigen metalliſchen Schätze, die da dem Schoß der Erde entriſſen und täglich in die Welt geſandt wurden. Er war auch Beſitzer von Minenaktien, und da er nicht nur wie die Mehrzahl ſeiner Landsleute mittelbar, ſondern, dank der Lage ſeiner Farm, direkt von der Induſtrie lebte, da er dieſe Induſtrie kannte, ſo haßte er ſie nicht, und da er mit der Burenregierung nichts zu tun hatte, ſo brauchte er auch nicht aus politiſcher Berechnung Induſtriefeindlichkeit zu heucheln. Im ganzen ein verſtändiger Mann, an den ſich die blöde Verhetzung nicht heranwagen durfte, der ſich vielmehr aus nächſter Nähe über die Wunder, die ſich vor ſeinen Augen vollzogen, ſein eigenes Urteil bildete, das in vieler Beziehung das Richtige traf und auch, wo es falſch, noch charakteriſtiſch genug war, um erörtert zu werden. Was dieſer Mann mir ſagte, das mögen damals, da die Goldproduktion dem in ihrem Zauberbann gefangenen Laien noch nicht auf dem Gipfel ihrer Erfolge zu ſtehen ſchien, Tauſende gedacht haben, und auch in der Heimat habe ich ſpäter häufig genug gefunden, daß man die Ausſichten der ſüdafrikaniſchen Goldinduſtrie unter dem

eigenartigen Geſichtswinkel zu betrachten geneigt war, der mir zum erſten Male bei jenem ſchlichten Farmer begegnete. In einem Zeitpunkte nun, wo die Goldinduſtrie ſich, nach Überwindung endloſer Kalamitäten, eine raſche fortſchreitende Produktionsvermehrung geſichert zu haben ſcheint, könnte auch jene Auffaſſung in gewiſſen Kreiſen wieder Platz greifen, die damals dem alten Farmer das Herz beſchwerte, und ſo ſeien ihr hier noch einige Betrachtungen gewidmet.

Es war nicht geringeres als die Furcht vor einer möglichen Überproduktion an Gold, die damals zwiſchen uns zur Sprache kam. „Sehen Sie“, ſagte der Alte und ſtieß dabei mit dem Stock auf die Erde, „wo wir hier unſeren Fuß hinſetzen, überall iſt Gold.

Dort drüben“ — und er deutete auf ein nahes Werk, um das die „Tailings“ zu großen, weißgrauen Staubhügeln aufgeſchüttet waren — „dort drüben buddeln ſie es aus der Erde heraus, Zentner um Zentner, Sack um Sack verladen ſie es. Bald werden ſie hier ſein, wo wir jetzt ſtehen, dort hinten unter der Rennbahn haben die Proſpektors bereits wieder ein reiches Reef entdeckt; ſoweit Sie ſehen können, ſind Claims abgeſteckt, unter dem Marktplatz von Johannesburg ſelbſt läuft eine der ſtärkſten Goldadern der Erde. Und nun betrachten Sie die Maſchinen, ſteigen Sie hinab in die Schächte und beobachten Sie die fieberhafte Tätigkeit von Tauſenden von Händen. Wo ſoll das Gold alles hin? Mein Schwager, der ſitzt da auf einer Farm

bei Kimberley. Da verbrennen sie jetzt schon die Diamanten, weil sie sonst zu billig würden, was werden sie hier mit all' dem Golde anfangen? Wir hier müssen ja kommen sehen, daß das Gold auch entwertet werden wird bei dem großen Reichtum und der Überhast, mit der es aus der Erde gerissen wird. Da kauft man sich schon besser rechtzeitig Staatspapiere, ehe man sein schönes Geld einbüßt."

So ungefähr der Gedankengang, den mir der Alte entwickelte. Ich antwortete ihm, indem ich ihm die Geschichte von dem Stoßseufzer jener Großmutter im Schwabenlande erzählte, die, als wieder einer aus ihrem Dorf nach Amerika auswandern wollte, sorgenvoll in die Worte ausbrach: „Jetzt sind schon der Karl und der Anton und der August und der Fritz nach Amerika ausgewandert, wenn das so weitergeht, dann wird das Amerika bald voll sein." Der Farmer fand aber, daß der Vergleich hinke, und da er damit recht haben mag, so will ich seine Sorge hier etwas ausführlicher widerlegen.

Es gibt wohl heute zu einer Zeit, wo der Weltverkehr geradezu krankt an der verhältnismäßig geringen Goldzufuhr aus Südafrika, kaum jemanden, der eine Überproduktion an Gold für eine aktuelle Gefahr halten könnte, immerhin gibt es aber Leute genug, die früher in Zeiten relativ guter Ausbeuten mit einer solchen Gefahr, doch, wenn auch nur für eine fernere Zukunft rechnen zu sollen glaubten, und die, theoretisch wenigstens, die Möglichkeit einer Entwertung des Goldes durch Überproduktion dieses Metalls ins Auge faßten. Wenn nun aber der alte Farmer daraus den Schluß gezogen hat, er müsse sich rechtzeitig statt der Minenaktien Staatspapiere kaufen, so war das keine logische Folgerung. Denn — die Perspektive einen Moment als möglich angenommen — in demselben Augenblick, wo auf Grund einer Goldüberproduktion die Goldminenanteile entwertet werden würden, würden es Konsols in genau demselben Maße, lauten doch auch sie auf nichts anderes als eben auf Gold.

Ganz unsinnig ist natürlich auch ein Vergleich der Diamantenmit der Goldindustrie inbezug auf die Unterbringung des Erzeugnisses. Der Wert des Diamanten ist ein noch dazu im höchsten Maße relativer, das Gold ist zu jeder Zeit absatzfähig, denn Gold ist Geld, Gold ist der Wertmesser.

All das sind also keine Erwägungen, mit denen man sich ernstlich zu beschäftigen brauchte, dagegen erscheint uns in einem Augenblicke, wo mit der Verschiffung chinesischer Kulis nach Südafrika dasjenige Moment, welches die Erfolge der Goldindustrie am schwersten

beeinträchtigte, zumindest doch eine bedeutende Abschwächung in absehbarer Zeit erfahren dürfte, ein ganz anderer Gesichtspunkt von Interesse zu sein. In den letzten Jahren ist oft genug auf die Bedeutung der Hauptindustrie des Transvaal für die ökonomische Entwickelung Südafrikas hingewiesen worden. Wie aber spiegelt sich eine erhöhte Ausbeute an Gold im Weltgeldverkehr wieder?

Während der Periode einer allgemeinen Preissteigerung, die von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bis etwa zum Jahre 1875 dauerte, haben die wirtschaftlich mehr fortgeschrittenen Staaten wie die mehr rückständigen im großen Stile Anleihen aufgenommen. Als nun ein Preisrückgang eintrat, begann überall die Schuldenlast sich schwerer fühlbar zu machen, als man vorher angenommen hatte, und die wirtschaftlich weniger hochstehenden Staaten fühlten sich bald außer Stand gesetzt, den Gläubigern gegenüber ihre Verpflichtungen innezuhalten. Der Reihe nach stellten die Türkei, Spanien, Portugal und Griechenland ebenso wie Peru, Venezuela, Paraguay und verschiedene andere mittel- und südamerikanische Staaten ihre Zahlungen ein. Mit wenigen Ausnahmen ist es diesen Ländern inzwischen gelungen, sich in der einen oder der anderen Form zu arrangieren, aber kaum eines hat jene Verpflichtungen zu erfüllen vermocht, die bei der ersten Aufnahme der Anleihen eingegangen worden waren. Wirtschaftlich höher stehende Staaten, deren Prestige eine Schädigung ihrer Gläubiger nicht zugelassen hätte, leisteten zwar die volle Zinszahlung, hatten aber gleichfalls schwer zu kämpfen. Wird nun im Transvaal alles getan, um den Minen eine ausreichende Arbeiterzahl zu besorgen, werden gleichzeitig ernsthafte Anstrengungen gemacht, um die Kosten der Ausbeute zu verringern, und zwar nicht nur von seiten der Minenbesitzer durch verbesserte maschinelle Ausrüstung usw., sondern auch von seiten der Regierung durch schleunige Verwirklichung des großzügigen Programms für den Ausbau der Verkehrsmittel, durch Inangriffnahme der sonst notwendigen öffentlichen Arbeiten, durch Erleichterung der Steuerlast usw., so wird die Kaufkraft des Goldes in durchaus absehbarer Zeit verringert werden. Diese scheinbare „Wertverminderung" kommt aber natürlich nur zum Ausdruck in einer allgemeinen Erhöhung der Warenpreise.

Tritt eine solche Preissteigerung ein, so werden daraus vor allem die wirtschaftlich weniger entwickelten Staaten großen Nutzen ziehen können. Nimmt man beispielsweise als Unterlage für das Exempel eine Preissteigerung von 10 Prozent an, so bedeutet das eine Verminderung der Schuldenlast um ein Zehntel.

Es würde also, um die Sache einmal von dieser Seite anzusehen, eine Vermehrung der Staatsschuld um ein Zehntel ohne tatsächliche Mehrbelastung des Steuerzahlers möglich sein, denn die Steuern werden aus dem Erzeugnis einer geleisteten Arbeit bezahlt, und wenn dieses Erzeugnis einen um 10 Prozent erhöhten Geldwert gewinnt, so werden neun Zehntel des früher Erzeugten für Bedeckung von Zinsen und Schuldentilgungsfonds genügen. Es ist nun zwar nicht wahrscheinlich, daß die weniger entwickelten Staaten ihren Kredit so rasch werden heben können, daß sie bald in die Lage gelangen, unter wesentlich günstigeren Bedingungen neue Anleihen aufzunehmen. Nachdem aber die tatsächliche Schuldenlast eine Verminderung erfahren hat, werden die Länder, falls ihre Regierungen klug und umsichtig genug sind, die Gelegenheit zu nutzen, in der Lage sein, ihre Finanzen sehr wesentlich zu verbessern. Diejenigen Staaten aber, die zwar nicht in der ersten Reihe der großen Handelsmächte stehen, aber sich doch einer stetig zunehmenden Entwickelung erfreuen, werden dank einer Erleichterung ihrer Schuldenlast große öffentliche und gemeinnützige Arbeiten unternehmen und durch sie wieder ihre Lebensbedingungen verbessern können.

Hier ist es vor allem England, das für seine übrigen Kolonien von den Wirkungen der am Witwatersrand geleisteten Aufschließungsarbeit sich viel versprechen zu dürfen glaubt. Kanada hat schon heute eine Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung erreicht, die ihm ermöglicht, an umfangreiche Verkehrsunternehmungen zu denken, ob eine Preissteigerung nun eintritt oder nicht. Das Dominium hat schon eine Reihe von bedeutsamen Stadien des Aufschwungs durchlaufen. Die Bevölkerung ist stark genug, um sich die Heranziehung einer Einwanderung großen Stils gestatten zu können, und die Kapitalskraft ist genügend, um der einwandernden Arbeitskraft volle Beschäftigung zu sichern. So sehen wir einen Einwanderungsstrom nach Kanada sich ergießen und gleichzeitig das Eisenbahnnetz des Landes seine Maschen enger ziehen. Das Fortschreiten Kanadas auf dem Wege zu gewaltiger Prosperität ist sonach von dem Transvaalgold weniger abhängig, tritt aber eine Preissteigerung ein, so muß sie notwendig die Fähigkeit dieser Kolonie zur Aufnahme von Einwanderern noch beträchtlich steigern und die Durchführung der öffentlichen Arbeiten damit wesentlich beschleunigen.

Sehen wir uns die Verhältnisse in Australien an, so finden wir dort zunächst eine sehr spärliche Bevölkerung. Der größte Teil des weiten Landes ist überhaupt noch fast unbesiedelt. Australien

bedarf zu seiner Entwickelung dringend der Eisenbahnen, welche den Norden mit dem Süden, den Osten mit den Westen verbinden. Es braucht vielleicht noch nötiger große Bewässerungsanlagen. Zum Unglück für die wirtschaftliche Entwickelung ist aber jetzt dort die Arbeiterpartei zu Einfluß gelangt, deren selbstsüchtige und kurzsichtige Politik die Interessen der Allgemeinheit hinter die eigenen setzt. Die Arbeiterführer tun alles, um die Einwanderung zu entmutigen, und die ehrgeizigen Elemente in der Politik stoßen ins gleiche Horn, um sich mit ihnen zu halten. Dadurch wird ein Bevölkerungszuwachs der Commonwealth sehr hintangehalten und ebenso die Vermehrung der Kapitalskraft. Gewinnt aber eine bessere Einsicht die Oberhand, so wird man die wirtschaftliche Aufschließung der Bundesterretorien mit Eifer betreiben, man wird Eisenbahnen bauen und, um dieselben rentabel zu machen, sich zu einer zeckmäßigen Siedelungspolitik verstehen müssen. Außerdem wird man dann genötigt sein, an die Ausführung umfangreicher Bewässerungsanlagen zu denken. Tritt nun die zu erwartende Preissteigerung ein, so wird sich gerade der Kredit der Commonwealth rasch heben, und die Aussichten für die Unterbringung von Anleihen werden sich bessern. Für eine zweckmäßige Verwertung dieser Kapitalien ist aber eine scharfe Schwenkung in der Einwanderungspolitik die erste Vorbedingung.

Am nötigsten unter den englischen Kolonien hat wohl Indien eine Steigerung der Preise der von ihm exportierten Waren. Nicht nur, daß gerade hier eine Verringerung der Schuldenlast äußerst erwünscht wäre, eine solche würde die Regierung vor allem auch instand setzen, ihre Bewässerungspolitik in etwas rascherem Tempo durchzuführen, und was das angesichts der steten Hungersnöte für das Land bedeutet, liegt auf der Hand. Außerdem leidet aber gerade Indien auch sehr an dem Mangel an Eisenbahnen. Allerdings gibt es dort einige große Hauptlinien, aber man braucht nicht so hoch zu greifen und die Kilometerzahl der indischen Eisenbahnen mit der der nordamerikanischen zu vergleichen, um zu erkennen, wie weit Indien hier noch zurück ist. Gerade in unseren Tagen des schärfsten Wettbewerbs kann aber kein Land auf dem Weltmarkte konkurrieren, dessen Bahnsystem nicht auf der Höhe steht. Die Bahnbauten würden außerdem für Indien auch eine enorme soziale Bedeutung haben, unmittelbar, indem sie Tausende von Händen beschäftigen könnten, die derzeit arbeitslos sind, mittelbar, indem sie ein Stimulans für die Industrie brächten, die außerdem auch höhere Löhne zahlen kann, wenn sie für ihre Waren bessere Preise erzielt.

Wenn nun aber auch bei den engliſchen Kolonien eine durch das Transvaalgold bewirkte Steigerung der Warenpreiſe ſich am raſcheſten dokumentieren würde, ſo werden doch auch die Kolonien der übrigen Handels- und Kolonialmächte daraus immenſen Vorteil ziehen können. Deutſchland, Frankreich und die Vereinigten Staaten, Italien, Belgien und Portugal würden den Segen des Transvaalgoldes direkt und indirekt raſch fühlen dürfen. Gilt doch auch heute noch das Wort Bismarcks von der Golddecke, die viel zu kurz iſt, und an der deshalb alle Staaten zerren. Wird doch der Goldmangel das Sympton der kommenden Jahrzehnte, ſelbſt die günſtigſten ſüdafrikaniſchen Ausbeuten vorausgeſetzt, bleiben, wie er das der vergangenen geweſen iſt.

In den Nöten der verronnenen Luſtrums wird jener alte Transvaalfarmer, werden jene, die ſich einſt ähnliche Gedanken gemacht wie er, längſt aktuellere Sorgen kennen gelernt haben, als die um eine Überproduktion der Witwatersrandminen; an der Schwelle einer neuen Ära des Aufſchwungs dürften die bezeichneten Perſpektiven indes der Beachtung wert erſcheinen. Daß das Transvaalgold dem Weltwirtſchaftsverkehr neue Impulſe recht bald zu ſchenken vermag, das iſt nicht nur für Südafrika, nicht nur für Großbritannien, das iſt für die ganze kultivierte Erde eine Entwicklungsfrage allererſter Bedeutung.

19. Kapitel.

Hinter den Kulissen.

Die Erfahrungen, welche alljährlich Tausende und Tausende neuer Ankömmlinge in Johannesburg machen mußten, blieben auch mir nicht erspart. Voll froher Hoffnungen war ich eingezogen in die goldene Stadt, in deren vielgestaltigem Leben und Treiben ich mir einen Platz erobern wollte, und nun konnte ich mich von Tag zu Tag weniger der Einsicht verschließen, daß hier für mich nichts zu holen war. In den stilvollen Räumen des „Randklub", in die ich durch ein Empfehlungsschreiben eingeführt worden war, welches mir Cecil Rhodes an seinen Bruder, den Obersten Frank Rhodes, mitgegeben hatte, machte ich eine Menge interessanter Bekanntschaften und knüpfte vielerlei Beziehungen an, die für einen Kapitalisten und Spekulanten zweifellos außerordentlich wertvoll gewesen wären, mir aber nicht nur nichts nützten, sondern mich sogar noch eine Menge Geld kosteten. Ich erhielt eine Masse Einladungen in die sonst recht schwer zugänglichen Kreise der Minenmagnaten und Großfinanziers, machte Tennis-Turniere, Automobil-Rennen und Taubenschießen mit, spielte Ecarté, Poker und Bakkarat mit recht

wechſelndem Glück und wurde immer ärmer — je mehr Millionäre ich kennen lernte. Die Leute waren mit wenigen Ausnahmen alle ſehr nett und charmant mit mir, aber genützt haben ſie mir nichts, eine Stellung konnte ich nicht finden, trotzdem meine Begeiſterung ſelbſt für die ſchlichteſte Arbeit in dem gleichen Verhältnis wuchs, in dem ich meine Mittel abnehmen ſah. Ich wußte ganz genau, daß ich nicht auf dem richtigen Wege zu dem Ziele war, das ich mir geſteckt hatte, aber ich konnte mir den Kopf zerbrechen wie ich wollte, einen anderen Weg fand ich nicht. Dieſelben Leute, die mir geſellſchaftlich in jeder Weiſe entgegenkamen, zuckten die Achſeln, wenn ich mich um eine Poſition in ihrem Bureau bewarb, oder auch, ſie machten mir alle möglichen Verſprechungen, von denen ſich keine einzige erfüllte.

Kurze Zeit war ich für ein Johannesburger Blatt tätig, aber ich mußte bald erkennen, daß das Niveau, auf welchem dieſe Johannesburger engliſche Preſſe ſtand, denn doch nicht einmal ein Kompromiß zuließ. Ich habe nie eine unverſchämtere Reptilienmoral kennen gelernt als die dieſer Johannesburger Kollegen, die ſich ſelbſt mit fröhlicher Vorurteilsloſigkeit auf eine Stufe mit dem Schneider ſtellten, der für jeden, der in ſeinen Laden tritt, nach Maß arbeitet. Der Handelsteil der einzelnen Blätter wurde zwiſchen den verſchiedenen Intereſſenten „aufgeteilt“, die „orientierenden“ Artikel der Redaktion waren nichts als teuer bezahlte Annoncen; für eine ſchamloſe und mit den niedrigſten Mitteln arbeitende Burenhetze wurde ein Pauſchale bezahlt, wobei es noch reichliche Extragratifikationen für beſonders erfinderiſche Verleumder gab, außerdem ein ſehr guter ſportlicher Teil, in dem natürlich auch mancherlei trübe Sachen geſchoben wurden, und der Reſt — Perſonalien.

Darf ich Ihnen zur Probe eine Redaktions-Konferenz ſchildern? Mr. P., der Chefredakteur, iſt ſoeben in ſeinem eleganten Buggy vorgefahren — er beſitzt eine Villa in Bramfontein, einen Rennſtall, eine Gemäldegallerie und fährt jedes Jahr auf drei bis vier Monate nach Europa. Er iſt, was man in Johannesburg einen „ſmarten“ Journaliſten nennt, und er bemitleidet jeden, der es bei dieſem einträglichen Geſchäft noch nicht ebenſo weit gebracht hat wie er. In tadellos ſitzendem Sportsanzug betritt er das Konferenzzimmer und nimmt an dem langen grünen Tiſche Platz; um ihn gruppiert ſich ſein „Staff“, ſeine Reſſortredakteure und Mitarbeiter.

Mr. P. holt ein umfangreiches Schriftstück aus der Mappe, die ein livrierter Kaffernboy vor ihn hingelegt hat. Er streichelt es mit liebevoller Sorgfalt; man könnte meinen, es käme aus Downing-Street oder doch mindestens aus dem Gouvernementgebäude von Pretoria, aber keine Rede davon — es kommt aus dem nahen Doornfontein und enthält eine Apotheose des Mr. Jack Cohn, eines reichen Buchmachers, der für ein paar Monate mit seiner Familie nach England fährt und ein paar tausend Mark dafür bezahlt, daß die Blätter bei dieser Gelegenheit einen Bericht über ihn bringen, der von schmeichlerischen Phrasen über die Bedeutung dieses erhabenen Mitbürgers förmlich trieft. Mit einer ausführlichen Anweisung

erhält der Ressortredakteur das Schriftstück zur Bearbeitung, er fühlt sich in diesem Moment — nicht ohne Berechtigung — als die wichtigste Säule der Redaktion.

Mr. P. kramt weiter in seiner Mappe und bringt nun einen Stoß kleiner Zettel zum Vorschein, die Ingredienzien, aus denen das burenfresserische Ragout für das Abendblatt bereitet wird. Dann schreitet er zur Besprechung der letzten Mordtat. Ein Herr W. hat in der Nacht seine Frau erschossen; er ist ein reicher Börsenbesucher und hat deshalb Anspruch auf rücksichtsvolle Behandlung. Monate lang hat der Herr jedem, der es hören wollte, erklärt, daß er seine Frau nächstens in die Ewigkeit befördern werde, um die kleine

Liddy R., eine junge engliſche Erzieherin, heiraten zu können. Im Abendblatt kann man nun einen ganzen Roman über das „tragiſche Mißgeſchick“ leſen, das Herrn W. zum untröſtlichen Witwer gemacht hat, etwa ſo: Herr W. wurde nachts von ſeiner Gattin geweckt, weil ſie glaubte, daß in der unteren Etage Einbrecher ſeien. Herr W. lud ſeinen Revolver, ſuchte alle Räume ab, fand nichts, beruhigte ſeine Frau, legte den geladenen Revolver auf den Nachttiſch und ſchlief wieder ein. Plötzlich wird er durch einen Zugwind geweckt, das Fenſter iſt geöffnet, in der Dunkelheit ſieht er dort eine Geſtalt, er ſchießt und trifft — ſeine Frau, und zwar gleich ſo, daß ſie ſofort tot iſt.

Dieſes Märchen wird von Herrn W. hoch honoriert, außerdem hinterlegt er beim Gericht eine anſtändige Kaution und reiſt dann nach Durban oder Kapſtadt ab. Er verſäumt den Termin, der Staat ſtreicht die Kaution ein, denn nur um dieſe, nicht um die Beſtrafung eines Verbrechers iſt es der Behörde zu tun, der es ganz gleichgiltig iſt, wenn ſich die Uitlanders in Johannesburg gegenſeitig umbringen, und acht Wochen ſpäter ſieht man Herrn W. wieder auf der Börſe, als ob nichts geſchehen wäre. Die Behörden laſſen ihn unbehelligt, er heiratet Miß Liddy, der Chefredakteur des Blattes, welcher das ſchöne Märchen zur rechten Zeit an die Öffentlichkeit gebracht hat, wird Hausfreund, und alles löſt ſich in Wohlgefallen auf.

Wer dieſe Schilderung für übertrieben hält, den erinnere ich an den Fall Veltheim, der durch die ganze europäiſche Preſſe gegangen iſt. Dieſer Gauner hatte den Bankier Wolf Joel in ſeinem Bureau erſchoſſen. Er wurde zwar daraufhin verhaftet, bald jedoch wieder freigelaſſen, weil den korrupten Beamten ein zahlungsfähiger Verbrecher immer noch lieber war als ein toter Bankier, und erzählte drei Monate nach der Mordtat, die im Grunde nur einen gemeinen Raub bezweckte, in einer Bar zu Pretoria aller Welt ſein Heldenſtückchen. Er war der Löwe des Tages, und ich habe ſelbſt geſehen, daß die Damen ihm Champagner und Blumen in ſein Hotel ſandten, um ein Autogramm von ihm zu erhalten. Man ſieht daraus, wie weit die Verwirrung aller Begriffe in einer korrupten Geſellſchaft unter einer zweifellos korrupten Regierung gediehen war.

Aus dieſem Sumpf erblühten dem Revolverjournalismus natürlich goldene Früchte, die man, wie Herr P. oft erklärte, nur zu pflücken verſtehen müſſe. Er verſtand es auch, ich verſpürte aber keine Luſt, von ihm zu lernen, und ſo ſchieden wir bald von ein-

ander, weil wir, wie er ſich hübſch ausdrückte, nicht die Baſis hatten finden können, auf der es möglich geweſen wäre, Hand in Hand zu arbeiten. Auch Herr P. war ein Johannesburger Typus, und ich hätte mir nichts beſſeres wünſchen können, als ſo viel — Sovereigns zu beſitzen, wie Leute ſeines Schlages in allen Kreiſen der Goldſtadt zu finden waren. Meiner kurzen redaktionellen Tätigkeit dankte ich trotzdem einen Einblick in manche Zuſtände und Verhältniſſe, wie ihn viele nicht gewonnen, die weit länger in Johannesburg geweilt haben. In Mr. P.'s Bureau liefen gar mancherlei Fäden zuſammen, und daß dieſer Mann von der ſogenannten „Nationalliga" ein Pauſchale für ſeine Burenfeindſchaft bezog, hinderte durchaus nicht, daß er von der Holländerklique für die Auslieferung wichtiger Aktenſtücke an die Regierung erkleckliche Summen nahm. Im Grunde genommen gewann man überhaupt oft den Eindruck, daß die führenden Perſönlichkeiten der beiden feindlichen Lager in viel engerem Kontakt ſtanden, als ſie ihre Gefolgſchaft auch nur ahnen ließen.

In Johannesburg wie in Pretoria wollte man Geld verdienen, und dazu war es hie und da doch nötig, daß man ſich in die Hände arbeitete. Wo es Bargeld einzuheimſen galt, da waren die Herren Krüger, Leyds, van Alphen, Eloff, de Konings und Middleburg durchaus nicht ſpröder als die Beit, Eckſtein, Marcks, Robinſon, Philipps und Leonhard. Mit einer gewiſſen Gemütlichkeit ſtahl man ſich gegenſeitig im Geheimen die Konzeſſionen und Pfundnoten aus der Taſche, während man ſich öffentlich auf's grimmigſte befehdete. Ein Herr, von dem ich wußte, daß er am Nachmittage mit der Regierung ein großes Geſchäft über die Beleuchtung Pretorias abgeſchloſſen hatte, hielt am Abend in Johannesburg einen glühenden Speech gegen Paul Krüger, ohne daß ihm dieſer das ſonderlich übelgenommen hätte.

Die Führer kamen hüben wie drüben auf ihre Rechnung, die Geführten, oder beſſer die Verführten, haben hüben wie drüben die Zeche bezahlen müſſen. Nachdem Krüger mit ſeinen Holländern das Land verlaſſen hatte, mußten diejenigen „ſeinen Krieg" ausfechten, die wie Louis Botha, Lucas Meyer und Schalk Burger, am ſchärfſten gegen dieſen Krieg geweſen waren, und in Johannesburg ſind tauſend kleinere Uitlandersexiſtenzen verkracht, ohne daß die Minenmagnaten viel verloren hätten. Es iſt ein Treppenwitz der Weltgeſchichte, daß die mehr oder minder tapferen „Tommies" ſchließlich an den Kugeln der Bürger verbluten mußten, die ſtets am friedlichſten geſinnt waren, während die Minenmagnaten und die

Holländerklique in Scheveningen und Brigthon ruhig abwarteten, die einen das Ergebnis ihrer Hausse, die anderen das ihrer Baissespekulation.

Und während dessen geriet das brave Europa in einen wahren Taumel der Leidenschaft und die „Kibitze" diesseits und jenseits des großen Wassers regten sich über das „Jeu" weit mehr auf, als die Entrepreneure, die mit einem Augurenlächeln sich über den Kanal zuzwinkerten. Sie brauchten sich nicht aufzuregen, sie konnten zwar viel verlieren und viel gewinnen, aber doch nur in den Grenzen von Teilhabern einer „Gesellschaft mit beschränkter Haftung" selbst wenn „die Sache da unten" schief ging, blieben die Krüger und Leyds immer noch ebensogut reiche Leute wie die Beit und Eckstein; und wenn die einen mehr Geld hatten, so erfreuten sich dafür die anderen der rührenden Sympathie nichtsahnender Idealisten. Wie die Holländer einst Geld eingeheimst hatten, das den Buren zugekommen wäre, so heimsten sie später mit naiver Unverschämtheit die Ehren ein, die den tapfern Kämpen auf Transvaals blutgetränkten Fluren gebührten, und Herr Eckstein, ein polnischer Jude, bekam einen Orden, weil er so gütig war, die Tommies seine Johannesburger Office und seine Minen am Witwatersrande verteidigen zu lassen, und wer den Deutschen die Wahrheit über die Art zu sagen wagte, wie sie sich zum Narren machten mit ihrer übelangebrachten Begeisterung, den hätte man am liebsten aufgespießt.

Eine Redaktionskonferenz bei Mr. P. in seinem Johannesburger Bureau hätte auch den Harmlosesten von dem Blamablen einer Begeisterung bei solchen Geschäften überzeugen können, bei denen von Recht und Unrecht gar nicht die Rede sein konnte. Wie sagte doch Heine? „Es will mich schier dünken, als ob sie alle beide stinken." — Eine treffende Charakteristik für die Hauptakteurs dieses „Dramas".

20. Kapitel.

Die Hilbervilla.

Es war Weihnachten! Glühend, mitleidslos brannte die Sonne auf das Pflaſter von Johannesburg. Wenn hie und da ein leichter Luftzug von den Hügeln herüberwehte, dann blies er nur den feinen roten Staub auf, ohne Kühlung zu bringen.

Aus dem Hauſe des Randklub trat ein unterſetzter, kräftiger Mann in auffallend elegantem Sommerrock, den Strohhut im Nacken. Das brutale Geſicht war lebhaft gerötet und zeigte die Nachwirkungen eines ſtarken Diners, bei dem der Champagner ſeine Rolle geſpielt hatte. Die dicken, knolligen Finger hielten ein kleines Stöckchen mit goldenem Griff. Als die Kaffern, die in hockender Stellung vor ihren Rikſhas, den landesüblichen Korbwagen, ſaßen, ſeiner anſichtig wurden, zogen ſie eilig ihre kleinen Gefährte vor das Portal. Die Schellenbänder, die ſie um die nackten Beine trugen, klangen luſtig zuſammen, dann warfen ſie die kräftigen Arme in die Luft, ſchüttelten den maleriſchen Kopfputz und ſchrieen unaufhörlich: „All right, Baas! All right, Baas!“, womit ſie ausdrücken wollten, daß ſie zur Verfügung ſeien.

Mr. Balduin ſann einen Moment nach. Es war wirklich ſchauerlich langweilig in dieſer „golden city“. Wo konnte man jetzt nur hinfahren, um ſich zu amüſieren. Er ſah auf den großen goldenen Chronometer: 6 Uhr.

Dann ſtieg er langſam in einen der kleinen Wagen, gab dem Kaffer einen Klaps und rief: „Silbervilla“.

Der Kaffer nickte und zog an. Mit dem Trab eines gutgehenden Ponys lief er zwiſchen den beiden Deichſeln die Kommiſſionerſtreet hinab. Die Börſenzeit war vorüber, vor dem Exchangegebäude war kein Menſch mehr zu ſehen.

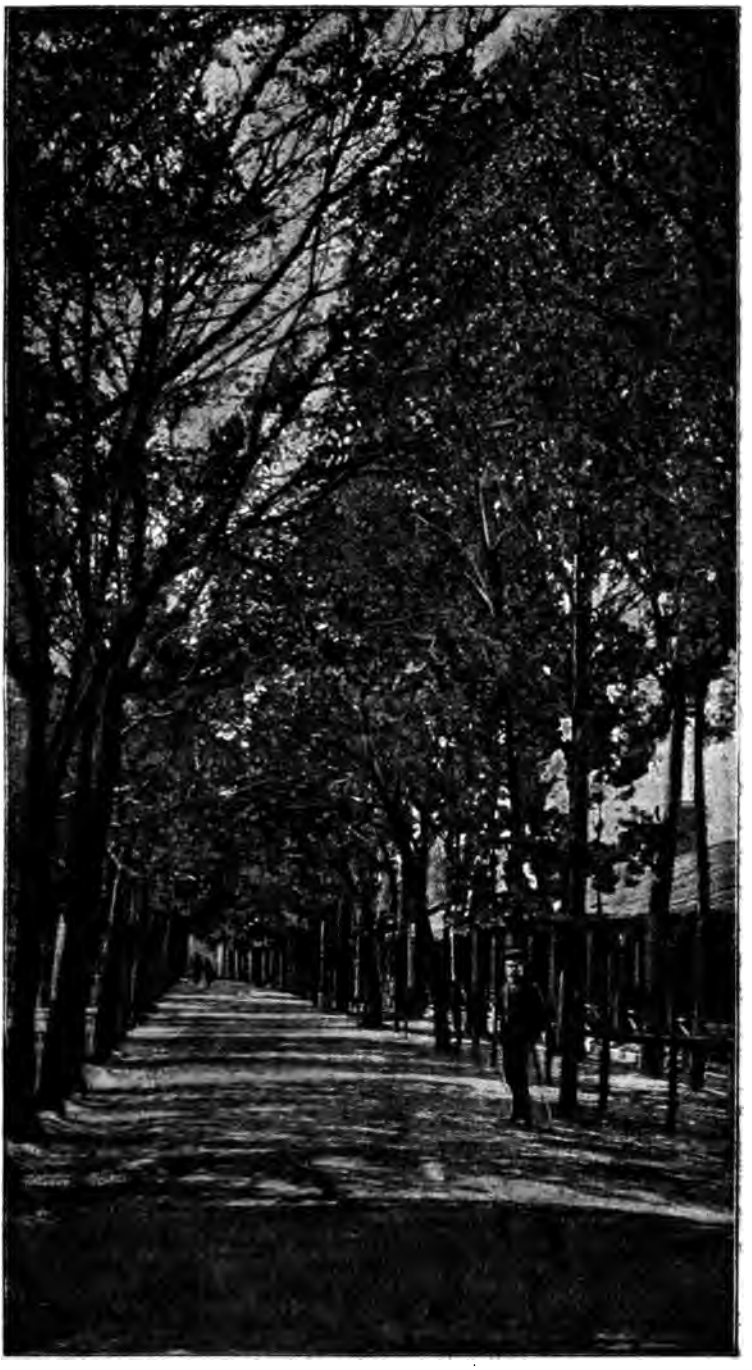
Die Sonnenglut wollte heute nicht nachlaſſen; wer nichts auf der Straße zu tun hatte, blieb zu Hauſe. Ein paar Baſtards ſchrieen den „Star“ und die „Standard and Diggers News“ aus, ein Buchmacher empfahl ſeine Kombinationen für das Weihnachtsrennen, das morgen am erſten Feiertage ſtattfinden ſollte.

Auf flinkem Baſutopony raſte ein junger Bur vorüber. Mr. Balduin, dem eine Staubwolke ins Geſicht flog, ſandte ihm einen Fluch nach, raſch ging die Fahrt weiter nach Jeppestown zu.

Die moderne Kommiſſionerſtreet nahm hier mehr den Charakter einer breiten Dorfſtraße an, mit den vielen freien Plätzen, die auf der rechten Seite die kleinen Cottages unterbrachen.

Als ſie bei einem kleinen Barbierladen vorbeikamen, ging ein breites Lächeln über Mr. Balduins Züge. Hier hatte er vor 7 Jahren angefangen. Der mittelloſe Handwerker war ſeiner Zeit froh geweſen, als er hier ein Unterkommen gefunden hatte, und heute war er Mitbeſitzer von einem halben Dutzend großer Minenunternehmen, Aufſichtsrat einiger Rieſengründungen, hatte ein prachtvolles Bureau an der Exchange, eine luxuriöſe Villa in Doornfontein und machte Regen und Sonnenſchein im „Kaffirzirkus“. Nur eines war damals beſſer geweſen, er hatte ſich nicht gelangweilt. Ein Sixpence, den ein gutgelaunter Kunde ihm hingeworfen, hatte ihn damals mehr aufgeregt, als die größte Baiſſeſpekulation, die ihm heute gelingen konnte, eine Three Caſtle-Cigarette hatte ihm mehr Freude gemacht als das Diner im Randklub, das er eben abſolviert, und mit der kleinen ſchwarzen Wäſcherin hatte er vergnügtere Stunden verlebt als mit den koſtſpieligſten Damen der Silbervilla.

Da waren ſie ſchon angelangt. Balduin warf dem Zulu eine Silbermünze hin und amüſierte ſich über das Geſchrei des Jungen, der einen Sixpence mehr zu beanſpruchen hatte, aber von einem herbeigeeilten Policeman ſofort zur Ruhe gebracht wurde. Ein



olivenfarbener, glänzend livrierter Cape-Boy öffnete mit einer tiefen Verbeugung das Tor der Villa.

Ein riesiger Herr in weißem Flanellanzug empfing den Ankömmling im Vestibül mit ein paar freundlichen Worten in deutscher Sprache. Mr. Balduin wehrte ab. Er haßte es, wenn man ihn deutsch anredete, trotz des denkbar miserablen Englisch, das er verzapfte. Herr Schmidt zuckte die Achseln. Er hatte nicht immer Herr Schmidt geheißen, der große Mann mit dem mächtigen blonden Schnurrbart und der breiten Säbelnarbe auf der linken Wange. Noch vor vier Jahren hatte er die glänzendste Uniform der apostolischen Majestät getragen. Aber wenn auch aus dem stolzen Kaiserkürassier eine Hyäne der golden city, aus dem österreichischen Aristokraten der Sekretär der Silbervilla geworden war, für den protzigen Lemberger Juden hatte er innerlich trotzdem nichts als Verachtung übrig.

„Mrs. Olga ist mit ihren Damen auf der Veranda!“ sagte er in vollendetem Englisch. Mr. Balduin hatte sich über diesen Herrn Schmidt geärgert, so oft er noch in der Silbervilla gewesen, aber Johannesburg war eine Stadt, wo neben dem fetten Geldsack doch auch ein paar kräftige Muskeln noch eine gewisse Rolle spielten, und so schielte er nur mit einem scheuen Blick zu seinem Begleiter hinüber, der ihm höflich den Vortritt ließ.

Die Veranda bot das farbenprächtige Bild eines Haremsinterieurs. Bunte Schlingpflanzen rankten sich an den kleinen Marmorsäulchen empor bis zu dem silberschimmernden Dach, das der Villa den Namen gegeben hatte. Unter mächtigen Palmen und zierlichen Orangenbäumchen saßen vier Damen in wunderlich verschiedenartigen Kostümen. Mrs. Olga, eine volle große Blondine in luxuriösem Pariser Négligé mit alten Valenciennespitzen und duftigen Rüschen, ging Mr. Balduin entgegen und reichte ihm mit einem gnädigen Lächeln die diamantengeschmückte schlanke Hand.

„Was ist los mit Ihnen, Mr. Balduin, Sie lassen sich ja garnicht mehr sehen?“

„Buſineß!“ brummte dieser noch immer ungnädig.

Mrs. Olga lachte ungläubig, dann stellte sie ihn mit einer Handbewegung den drei Mädchen vor: „Miß Cora, die Sie schon kennen“ — sie deutete auf eine kleine Spanierin, mit einem hübschen Krauskopf und einem Gamingesicht, zu dem die ernste Nationaltracht aus schwerer dunkler Seide seltsam kontrastierte. „Dann Miß Nora!“ — die prachtvoll gewachsene Dänin mit dem zarten Teint und

dem rötlichen Haar nickte nur leicht mit dem Kopf — „und endlich Miß Grete, eine kleine Landsmännin von Ihnen.“ Mr. Balduin zuckte zuſammen. Schon wieder: „Bloody German!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, aber trotzdem ſah er die Kleine genau an. Sie war ungewöhnlich hübſch. Zwei dicke blonde Zöpfe ſchlangen ſich um das zarte feine Köpfchen wie ein Heiligenſchein, das einfache dunkle Kleid ließ die weichen, mädchenhaften Formen frei hervortreten, die kleinen Füßchen in ſchwarzen Atlasſchuhen waren gegen einen roten Plüſchſeſſel geſtemmt und ließen die ſchön geformten Gelenke ſehen. Die Hände, die an einer künſtlichen Blume arbeiteten, zitterten leiſe unter dem gierigen Blick Mr. Balduins.

Der ſetzte ſich endlich neben Mrs. Olga auf einen niederen Feldſtuhl und bat um einen Whiskytoddy, der ihn an ſeine Zeiten als „Peruvian“ erinnerte, und den er hier ungeniert trinken konnte.

Herr Schmidt nahm neben der kleinen Deutſchen Platz, nachdem er das Getränk, das Mr. Balduin ihm angeboten hatte, ruhig zurückgewieſen. Leiſe, ganz leiſe ſprachen die beiden von der fernen Heimat im Norden, die ſo weit, ſo endlos weit war. Ob ſie ſie jemals wiederſehen würden? Und dann erinnerten ſie ſich, wie die Lieben dort heute den Lichterbaum anzündeten, und zum erſten Male wohl ſprach man in der Silbervilla vom Chriſtkind. Aus den dunklen Augen der kleinen Grete fiel eine ſchwere Träne in den ſeidenen Kelch der großen, phantaſtiſchen Blume, den ſtarken Mann ſchüttelte es einen Moment im Wirbelſturm der Gefühle.

Die Dänin erzählte dem kleinen Spitzbubengeſicht von einem luſtigen Abend bei „Frascati“ und Mr. Balduin ſprach eifrig und ſehr leiſe auf Mrs. Olga ein, die mehrmals die Achſeln zuckte, als er auf Grete deutete.

Herr Schmidt ſah, wie ſich das Geſicht des Jobbers immer ſtärker rötete. Als er ſchließlich etwas lauter wurde hörte er auch das Wort „Fifty Pounds! . . . . .“

Da ſtand Mrs. Olga auf und winkte Grete zu ſich. Einen Moment ſpäter verſchwanden beide in dem Gartenſalon.

„Ich habe einen Antrag für Sie, Miß Grete,“ ſagte Olga dort zu der Kleinen in wohlwollendem Ton, indem ſie den Arm um das zarte Figürchen legte.

Grete zuckte zuſammen: „Niemals!“ ſagte ſie feſt.

„Was wollen Sie dann hier?“ fragte Mrs. Olga ruhig.

„Heute nicht!“ flehte die Kleine, „bitte, bitte nur heute nicht, es iſt Weihnachten!“

„Was iſt?“ fragte Mrs. Olga, die nicht recht verſtanden hatte.

Mrs. Grete konnte nichts mehr ſagen, Tränen erſtickten ihre Stimme.

Olga ließ ſie auf einen Seſſel niederſitzen, dann nahm ſie ſelbſt etwas phlegmatiſch Platz und begann noch einmal geduldig alles auseinanderzuſetzen: „Miß Grete, Sie ſind hierhergekommen, weil Sie nicht verhungern wollten, Sie wußten genau, was Sie hier finden würden; Mr. Schmidt hat es Ihnen noch einmal geſagt. Sie gingen darauf ein, nachdem die Aſhtons Sie nicht mehr als Erzieherin gebrauchen konnten, weil das Mädchen in die neue Schule geſchickt werden ſollte.

„Ich konnte doch nichts dafür, daß dieſe Schule Dutzende armer Gouvernanten brodlos machte!“ ſchluchzte Grete.

„Ich auch nicht!“ antwortete die Engländerin phlegmatiſch. „Ihre Mittel waren zu Ende, und Sie wären dem erſten beſten Miner in die Hände gefallen, der mit einer Taſche voll Gold in die City kommt, um ſich zu amüſieren. Bei mir kann Ihnen das nicht paſſieren, bei mir verkehren nur feine Leute aus dem Rand-klub und ſo. Ich habe Sie aufgenommen, Ihnen Wohnung gegeben, Sie 14 Tage lang gefüttert und nun, wo die erſte Gelegenheit kommt, ſich dankbar zu erweiſen, wollen Sie nicht. Sie werden mir nicht nachſagen können, daß ich Sie auf die Männer gehetzt habe, ich habe Ihnen Zeit gelaſſen, aber mich Ihretwegen mit einem unſerer beſten Freunde zu überwerfen, dazu habe ich keine Luſt. Außerdem aber iſt bei mir keine Miſſionsanſtalt, dort können Sie auch den Komfort nicht verlangen.“

„Aber ich will doch gar keinen Komfort,“ ſchluchzte Grete, „wenn ſich nur ein einziger Menſch meiner angenommen hätte, aber keiner, keiner!“

„Und ich?“ warf Mrs. Olga vorwurfsvoll ein.

„Ja!“ ſagte Grete plötzlich ganz ruhig, „Sie haben recht, und ich bin undankbar, aber Sie ſollen ſich nicht mit Ihrem Freund überwerfen, laſſen Sie mir nur 10 Minuten Zeit. Ich will auf mein Zimmer gehen.“

„Gehen Sie!“ ſagte Mrs. Olga ſalbungsvoll. „Was darf ich Mr. Balduin ſagen?“

„Sagen Sie ihm, daß ich ihm dankbar bin, daß er mir durch Sie den rechten Weg gezeigt hat!“ antwortete die kleine Deutſche.

Mrs. Olga kehrte auf die Veranda zurück, Grete ſtieg langſam zu ihrem Zimmer hinauf. Einen Moment ſetzte ſie ſich auf das

breite Bett und ihre Händchen faßten wie verzweifelt in die knisternde Seide der Bettdecke, dann öffnete sie eine kleine schäbige Ledertasche und entnahm ihr ein Bild und ein kleines Testament. Das Büchlein steckte sie in die Tasche, das Bild sah sie lange an.

Es stellte ihre Lieben in der Heimat dar. Der biedere Vater mit den grauen Haaren und dem eisernen Kreuz auf der Brust, die Mutter mit dem glatten Scheitel und den klugen, treuen Augen, die so unendlich gütig auf die Tochter blickten, die Brüder, der eine in Uniform, der andere im Festtagskleid, und der Kleine, der das Bild der abwesenden einzigen Schwester in der Hand hielt. Ach, wenn die wüßten, wie es ihr ging, aber 7 Wochen würden verstreichen, ehe sie ihr helfen konnten, 7 Wochen, die sie nicht überstehen würde. Es war schon besser so.

Sie konnte das Bild nicht mitnehmen, dazu war es zu groß. Unter heißen Tränen riß sie es in kleine Stücke und vernichtete es, dann nahm sie rasch ein Tuch und glitt über den Corridor.

Ob sie Herrn Schmidt noch die Hand drücken sollte, der war immer so gut zu ihr gewesen, wenn sie auch nicht verstehen konnte, warum er nicht lieber in die Minen ging, als in diesem Hause die Honneurs zu machen. Aber vielleicht konnte er keine Stellung bekommen, alle niedrigen Arbeiten verrichten ja die Kaffern und bei allen anderen war das Angebot so übergroß, sie hatte es selbst erfahren.

Sie warf durch die Glastür einen Blick auf die Veranda. Herr Schmidt war draußen, und welch widerwärtiges Gesicht dieser Mr. Balduin hatte. Entschlossen eilte sie nach der kleinen Hintertür. Keiner hatte sie bemerkt. Sie atmete auf, als sie in der schmalen Marshallstreet stand. Mit raschen kurzen Schritten ging sie ans Ende der Straße, dann über die Brücke und einen Moment später war sie im Wald. Dort drüben, wo die Mühlen rasselten, wo die Stempel dröhnten und die himmelhohen Schlote rauchten, da waren die Minen, da war ihr Ziel.

Sie dachte an das Gold, das dort wie ein unendlicher Strom der Erde entquoll, und das doch nur wenige sahen und die Allerwenigsten besaßen.

Sie dachte daran, daß sie auf dem reichsten Goldgrund der Welt wandelte, daß die Hügelkette dort drüben der Witwatersrand war mit seinen sagenhaften Schätzen, von denen der millionste Teil genügt hätte, um sie zu retten.

Ein paar Miner hielten sie an; sie lief, lief was sie laufen konnte. Endlich hielt sie inne. Die Dunkelheit war hereingebrochen, der Mond schon aufgegangen. In seinem silbernen Schimmer erglänzte der Teich, ihr Ziel. Hier wurde das Wasser für die Minen gesammelt. Die glühende Hitze hatte das Ganze zu einer zähen, schlammigen Masse gemacht. Wer hier hineinfiel, der wurde nicht mehr gefunden, er versank in dem tiefen, weichen Schlamm.

Schon mancher Kaffer, der über den schmalen Damm gelaufen war und das Gleichgewicht verloren, war hier verschwunden, und die weißen Miner sahen sich dreimal um, ehe sie diesen Abkürzungsweg benutzten.

In der kleinen Bar am Wege wurden schon die Lichter angezündet. Es mußten Deutsche sein, die dort verkehrten, denn ein deutsches Lied drang zu ihr herüber.

Es gab ja soviele Landsleute in der golden city, aber sie schämte sich so schrecklich, um Almosen zu bitten.

Wehmütig sah sie zu dem stillen, bleichen Mond empor, der auf die wilde Goldstadt so ruhig herniedersah wie auf das kleine Heidenest im fernen Deutschland. Dann ging sie langsam bis zur Mitte des Dammes.

Auf einmal klang es leise vom Wirtshaus her: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Nur einer sang es, aber kräftig fielen bald die anderen ein, und immer lauter, immer lauter klang es ihr ins Ohr. Schwere Gewissensbisse kamen ihr, ob das wohl recht war, was sie zu tun im Begriff stand, ob es nicht noch ein anderes Mittel gab als dieses letzte, fürchterliche. Plötzlich hörte sie vom Weg her eilige Schritte, rasch wollte sie sich umwenden, da verlor sie das Gleichgewicht, ein leiser Schrei, dann versank sie in der Tiefe.

Ob sie es noch gehört, wie eine tiefe, angstvolle Stimme „Grete, Grete!“ und immer wieder „Grete!“ rief?

Als man sie in der Villa vermißt hatte, war Herr Schmidt ihr nachgeeilt; eine Ahnung sagte ihm, wohin sie gegangen war. Man hatte noch gestern von einer Kaffernfrau gesprochen, die im Teich versunken und schon nach einer Minute nicht mehr zu retten war.

Mit Händen und Füßen sich festklammernd rutschte er bis in die Nähe des Dammes. Es war nichts mehr zu sehen. Im klaren Wasser hätte er ihr nachtauchen können, hier wäre das Selbstmord gewesen — „Selbstmord!“, murmelte er vor sich hin. Sie hatte zur rechten Zeit den Mut gefunden, den er damals nicht gehabt. Kühn

und frei hatte ſie in ihrer Reinheit die Tat begangen, die er ſelbſt immer hinausgeſchoben, bis das aus ihm geworden war, bis er ſich ſelbſt verachten mußte.

Das kleine deutſche Mädchen hatte getan, wozu er, der große ſtarke Mann, trotz Ehrgefühl und Standesbewußtſein nicht den Mut gefunden.

Er kroch nach dem Weg zurück und warf ſich mit einem wütenden, verzweifelten Aufſchrei ins hohe Gras. Dann ſtarrte er lange in den klaren Mond, als ſähe er darin das ſüße, reine Geſicht der kleinen Grete, als könne er zu ihr beten wie zu einer Heiligen.

Von der Bar her aber klang es von neuem durch die Einſamkeit: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

21. Kapitel.

Pretoria.

Nach mehr als dreimonatlichem Aufenthalt verließ ich Johannesburg in recht gedrückter Stimmung. Ich hatte zweifellos ſehr viel gelernt in dieſer Stadt, irgend etwas Poſitives hatte ich indes nicht zu erreichen vermocht, denn daß es mir gelungen war, durch eine Reihe von Situationsbildern und Berichten von der Johannesburger Börſe mit einer Anzahl namhafter europäiſcher Blätter in Verbindung zu treten, ſchlug ich damals noch nicht zu hoch an, weil ich den Erfolg meiner Reiſe auf einem ganz anderen Gebiete ſuchte: ich wollte dauernd im Goldlande Fuß faſſen. Aber ſo eifrig ich mich auch bemüht, ſo energiſch ich auf den verſchiedenſten Wegen um Fortunas Gunſt geworben, die Göttin hatte mir noch nicht einmal den kleinen Finger gereicht, und ärmer als ich gekommen, trabte ich eines Tages auf einem Baſutopony, den ich um nicht allzu viel Geld auf dem Pferdemarkte erworben, aus der Stadt wieder hinaus, die ich doch lieber gewonnen hatte, als ich mir eingeſtehen wollte.

Wie Sirenenſtimmen lockten dort drüben vom Witwatersrand her, die Hämmer und Stempel, welche das goldhaltige Geſtein zermalmten; überall Gold, Gold, Gold! Auf Gold war dies Johannes-

burg erbaut, eine der reichſten Goldadern lief unter ſeinem Marktplatz hin, eine andere unter der Rennbahn, eine dritte unter dem Grund, auf den jetzt mein Rößlein den Fuß ſetzte. So nahe war dieſes Gold und doch ſo unerreichbar fern für mich, für Tauſende, die hier jahraus jahrein ihr armſeliges Daſein über die Milliardenſchätze dahin ſchleppten, welche einen Fieberdurſt erzeugten, den ſie nicht zu löſchen bereit waren. Wie ſouverän ſpricht man bei uns vom Goldfieber wie von einer Romankrankheit und doch, wie quälend, alles überwuchernd, alles anſteckend kann dieſe Krankheit ſein, dieſe unbändige Sehnſucht nach dem Beſitz deſſen, was uns hier am Witwatersrand viel konkreter entgegentritt als in der Heimat, und was ſich doch auch hier immer wieder zu einem Abſtraktum verflüchtigt, wenn man es haſchen, greifen will. Ich wußte, ich hätte Jahrzehnte am Rand ſein können, ohne dem Golde näher zu kommen, als in dieſen drei Monaten, und doch trennte ich mich jetzt in bitterer Wehmut von Johannesburg und ſeinen Schätzen wie von einem perſönlichen Beſitz, den man im Stiche laſſen muß .....

Dreißig engliſche Meilen nur liegen zwiſchen der lauten, geſchäftigen Goldſtadt und der ſtillen Reſidenz des Transvaal. Den Eiligen bringt eine Eiſenbahnfahrt von dritthalb Stunden von der Minenkönigin am Witwatersrand zu der nüchternen Beamtenſtadt. Wer indes einen flotten Ritt der Fahrt im dumpfen Coupé vorzieht, den führt ſein Weg vorüber an einer für die Mineninduſtrie bedeutſamen Stätte, an der Modderfonteiner Dynamitfabrik. Auf ſonniger Bergeshöhe tauchte nach etwa anderthalbſtündigem Ritt das weite, gewiſſenhaft eingezäumte Areal der Factory vor mir auf, welche damals noch das Monopol für die Herſtellung des bei der Goldgewinnung ſo wichtigen Sprengſtoffes beſaß und dadurch zu einer wahren Geißel der Hauptinduſtrie geworden war. Um die Fabrik- und Oekonomiegebäude zieht ſich ein Kranz von kleinen, ſauberen Wohnhäuſern, in denen die zahlreichen Beamten der Factory je nach Rang und Stellung ein mehr oder minder elegantes Heim fanden. Wie die Inhaber der Konzeſſion Deutſche waren, ſo waren es auch viele der Angeſtellten, die ich zum Teil in Johannesburg kennen gelernt hatte. Der Direktor war gerade abweſend, aber der Chef des Laboratoriums, gleichfalls ein Deutſcher, lud mich ein, gemeinſam mit ihm und einigen ſeiner Chemiker ein Frühſtück in dem hübſchen Kaſino zu nehmen, das die höheren Beamten zu luſtigen Mahlzeiten zu vereinigen pflegt. Mit franzöſiſchem Sekt ſtießen wir auf die deutſche Heimat an, dann begleiteten mich noch einige der

Herren ein Stück Weges auf vorzüglichen Pferden, mit welchen mein Pony kaum Schritt zu halten vermochte.

Von der Kuppe des Berges überblickte ich noch einmal das umfangreiche Gebiet der kleinen arbeitsamen Kolonie, das am Fuße des Hügels gelegene New-Rietfontein und die rauchenden Schornsteine des Witwatersrand in der Ferne. Dann führte der Weg ziemlich der Bahnlinie entlang, vorüber an kleinen Ansiedelungen und einfachen Kaffernstores, den befestigten Hügeln entgegen, von denen Pretoria umsäumt und geschützt ist. Die Forts beherrschten den Zugang zu der Hauptstadt des Transvaal absolut, sie hatten der Südafrikanischen Republik viel Geld gekostet, waren zum Teil unter der Leitung ehemaliger preußischer Offiziere erbaut worden und machten einen so imposanten Eindruck, daß ich mich später nicht genug darüber wundern konnte, als ihnen im Ernstfalle durchaus keine Rolle beschieden war. Abend für Abend wurde auf den Forts eifrig manövriert, und riesige Scheinwerfer beleuchteten meinen Weg, als ich recht spät am Abend in die Stadt hinabritt.

Pretoria ist bei weitem nicht so schön gelegen wie Johannesburg, aber das stille Tal mit den villenumsäumten Hügeln, mit den gleichmäßigen Straßen, den zierlichen gartenumkränzten Häusern und den in ernstem, würdigem Stil gehaltenen staatlichen und kommunalen Bauten, den schönen Parks und den großen, luftigen Plätzen macht einen sehr ansprechenden Eindruck. Es erinnert auf den ersten Blick an eine kleine mitteldeutsche Residenz fernab von der großen Heerstraße, aber selbstsischer und geruhsam großen Erinnerungen nachträumend. Gerade den Deutschen gefällt denn auch Pretoria meist sehr gut; sie vergessen hier die endlose Entfernung, die sie von der Heimat trennt, sie fühlen sich angeheimelt von der Gemütlichkeit, die hier noch nicht im wilden Hasten nimmersatter Erwerbsgier verloren gegangen ist, sie fassen hier rascher Fuß als in der großartigeren, aber seltsamen und gerade für das deutsche Herz schwer begreiflichen Goldstadt.

Zwar nicht das deutschsprechende aber das rein germanisch-deutsche Element war denn auch in Pretoria weit stärker vertreten als in Johannesburg. Dort übte der deutsche Jude einen fast beherrschenden Einfluß aus — hörte man doch den Namen der Goldstadt oft genug in „Jew-hannesburg" verdrehen — hier war der blonde Typ vorherrschend. Große Geschäfte freilich wurden hier wie dort gemacht, hier wie dort wurden Millionenvermögen gewonnen, aber Habgier und Spekulationswut, in Johannesburg der offen ausgesprochene Daseinszweck, grassierten in Pretoria mehr in der Form

einer geheimen, uneingeſtandenen Krankheit. Wie weitgehend gewiſſe Kreiſe der Reſidenz von ihr infiziert waren, das vermochte nur der gründliche und ausdauernde Beobachter zu ahnen; wer nur kürzere Zeit im „Dorf" verweilte, wie die Buren Pretoria nannten, dem konnte es ſehr wohl als ein naives Idyll erſcheinen, welches von dem Treiben am Witwatersrand vorteilhaft abſtach. Schließlich beſchränkte ſich in Pretoria die Beute des Habſuchtsteufels auf eine immerhin begrenzte Geſellſchaftsſchicht, leider allerdings gerade auf die einflußreichſte und maßgebendſte, in deren Händen die Geſchicke der Republik lagen, die ſie denn auch dem Untergang entgegenführte.

Die Deutſchen in Pretoria — ein ſtarkes Kontingent ſtellten ehemalige deutſche und öſterreichiſche Offiziere, deren Antezedenzien zwar auch nicht immer ganz einwandfrei waren, die aber doch weit über dem ſittlichen Niveau ihrer in Johannesburg großenteils völlig verkommenen, ja vielfach zu Zuhältern herabgeſunkenen ehemaligen Standesgenoſſen ſtanden — waren eine bedeutend angenehmere Geſellſchaft als die in Johannesburg. Im deutſchen Klub in Pretoria ſah man neben wenigen deutſchen Beamten, welche die Regierung ſich, hauptſächlich für das Staats-Minendepartement, aus Deutſchland verſchrieben hatte, angeſehene Induſtrielle, Kaufleute, Gewerbetreibende, Gendarmerieoffiziere, auch einige Hoteliers und Reſtaurateure,

die sich eines guten Rufes erfreuten. Dieser deutsche Klub, dem auch die offiziellen Vertreter des Reiches angehörten, war sehr geachtet. Trotzdem konnten die Deutschen in Pretoria nicht so recht aufkommen. Wie gegen die Engländer hatten die Holländer auch gegen sie Mißtrauen gesät bei den maßgebenden Burenführern, und diese hatten denn auch kein Bedenken getragen, die Deutschen, die am Majuba Hill Schulter an Schulter mit ihnen gefochten, die stets eins mit ihnen waren, wo es sich um eine Abwehr britischer Uebergriffe handelte, allmählich wieder aus dem Staatsdienst hinauszuekeln, in dem sie nach der ersten Erhebung gegen die Engländer eine Reihe einflußreicher Ämter innegehabt. Die Holländer hatten es dahin zu bringen gewußt, die Deutschen, in denen sie ihre gefährlichsten Konkurrenten sahen, weil sie unterrichteter, gediegener und ehrlicher waren, und mit denen sie sich nicht in die Macht teilen konnten, weil es sonst mit den Durchstechereien jeder Art und der ganzen erbärmlichen Wirtschaft, die es ihnen ermöglichte, die eigenen Taschen recht voll zu stopfen, vorbei gewesen wäre, jedes Einflusses auf die Regierung zu berauben. In den letzten Jahren vor dem Kriege waren die Deutschen für die Buren ganz ebenso „Uitlander" wie die Briten, d. h. die Holländer warfen Alles, was ihnen unbequem war, was ihre trüben Machenschaften durchkreuzen konnte, in einen Topf, den sie dann dem gläubigen Burengemüt als einen wahren Hexenkessel malten, vor dem man auf der Hut sein müsse.

Es war indes nicht nur Vertrauensseligkeit, was die Burenführer auch hier den Holländern nachgeben ließ und eine Wand zwischen ihnen und denjenigen aufrichtete, von denen die unparteiischen Elemente im Volksraad sehr wohl anerkannten, daß sie die zuverlässigsten und wertvollsten Freunde, Helfer und Ratgeber der Buren sein könnten, es spielte hier vielmehr ein anderes Moment hinein: das schlechte Gewissen Paul Krügers und seiner Umgebung. Die Erinnerung an gemeinsame Sünden ist ein festes Band, und durch nichts konnten die Holländer die Burenführer zu so unbedingter Solidarität zwingen, als indem sie sie mitschuldig werden ließen — an Hunderten von Verfehlungen, die sie gegen die einfachsten Gesetze der Moral und des Anstandes begangen. Wer A sagt, muß auch B sagen, und als Paul Krüger sein erstes faules Geschäft mit den Holländern gemacht, als er zum ersten Mal gleich ihnen — nur daß er der verantwortliche Präsident und sie die unverantwortlichen Führer waren — das allgemeine Interesse dem seines eigenen Geldbeutels hintangesetzt hatte, da war er in ihren Händen und mit ihm die Regierung des Landes, das Geschick des ganzen Burenvolkes. Selten

hat sich der „Fluch der bösen Tat" so grausam dokumentiert wie in dem Verhältnis zwischen Burenführern und Holländern. Erst in die Rollen von Verführern und Verführten sich teilend, dann Spießgesellen, wurden die Letzteren immer mehr das willenlose Werkzeug der Ersteren.

Eine Gedankenlosigkeit, eine gewissenlose Indifferenz ohne gleichen, eine Hartschlägigkeit, wie sie kaum mehr dagewesen ist, dazu bodenloser Eigensinn, durch angsterfülltes Schuldbewußtsein zu schroffster Aeußerung getrieben, — das alles machte nicht nur den Holländern den Sieg leicht, es bereitete auch einer schrecklich waltenden Nemesis den Weg.

Geradezu ein Abscheu allen, die sehen wollten, wurde schließlich die innere Verlogenheit des Regimes, und Mitleid konnten nur die so schmählich um ihr Erbe Betrogenen erregen. Es ist meine heiligste Überzeugung, daß die öffentliche Meinung Europas niemals so haarsträubend düpiert worden ist wie durch Paul Krüger und die, welche ihn vor uns inszenierten. Freilich noch mehr durch die Letzteren als durch den Präsidenten selbst. Denn dieser war schließlich nur noch ein Wrack, ein Pagode, ein Ausstellungsstück. Der so starke, kühne, eigensinnige Mann, der gewaltige Löwenjäger, der in tausend Kämpfen gestählte Bauernprimas, der einst selbst seinen Feinden Achtung abrang, selbst seinen Gegnern imponieren mußte durch die Geschlossenheit seiner Persönlichkeit und seiner Weltanschauung, dieser heldenhafte Hüne hatte sich ein einziges Mal verführen lassen, einer Horde von Spitzbuben „Schmiere zu stehen", und war von diesen seit jenem Augenblick zu einer „schönen Kulisse" degradiert worden. Paul Krüger war ein anständiger Mensch; wäre er ein Lump gewesen wie jene Holländer, sie hätten ihn nie so weit bringen, nie so gängeln können. Aber Paul Krüger schämte sich ja so! Glaubt mir, dieser starke, große, prächtige Mann, dieser Held von hundert Abenteuern, hat sich geschämt, wie wenige Menschen sich geschämt haben, er ist menschenscheu, er ist einsam, er ist — abhängig geworden aus Scham. Er war grob, er war trotzig, verschlossen, unnahbar aus Scham. Er hat mit Gott, er hat mit sich selbst gerungen, er hat tausendmal die Verführer verflucht, tausendmal die schwache Stunde verwünscht, in der er ihnen den kleinen Finger zu bieten glaubte, und bei der sie einsetzen konnten, um mit Haut und Haaren von ihm Besitz zu ergreifen.

Oh wie waren sie schlau, diese Gauner, wie richtig hatten sie ihr Objekt gewählt in diesem grandiosen Bauern, diesem gehörnten Siegfried, dessen einzige verwundbare Stelle die Profitsucht war;

wie geſcheit hatten ſie den Pfeil abgeſchoſſen! Er ſaß und vergiftete raſch dieſe große, gewaltige Perſönlichkeit! Paul Krüger wollte keine Millionen anhäufen, er wollte ja garnicht einer der reichſten Leute Südafrikas werden, der er tatſächlich geworden ſein muß, mögen ſeine Erben und ein Dutzend Unberufener dazu es hundertmal ableugnen. Paul Krüger hat auch von dieſen Millionen nichts gehabt, ſie ekelten ihn, er hätte ſie vielleicht verſchenkt, hätte er nicht gefürchtet, Verdacht zu erwecken; vielleicht iſt ihm auch ein Teil davon wieder geſtohlen worden, was mochte ihm daran gelegen ſein. Sie hatten ihm das Gold in die Taſchen geſteckt, ſie konnten es ihm wieder herausnehmen, er rührte ſchließlich keinen Finger mehr; er nickte nur noch mit dem Kopfe — ein Pagode! Er verſenkte ſich viele Stunden des Tages in die Bibel. Er glaubte an ſeinen Heiland, es war ihm ernſt mit der Religion, er wollte Buße tun, ſich entſühnen. Mit der Bibel unterm Arm, war er früher ſtolz erhobenen Hauptes in den „Raadzaal“ zu Pretoria getreten wie ein Hoheprieſter vor ſein Volk. Wie ein prieſterliches Königtum im altteſtamentariſchen Sinne war ihm einſt ſeine Miſſion erſchienen. Ein Hauch echter Größe ging damals von dieſem einfachen Bauern aus, er bezwang die Gemüter durch die Reinheit ſeines Wollens, durch den Reichtum ſeines Herzens. Eine Joſuanatur!

Stolze Träume hat Paul Krügers Ehrgeiz geträumt! Ein gewaltiges Reich wollte er aufrichten zwiſchen Kap und Zambeſi. Abhacken wollte er die Klaue des britiſchen Löwen, der er, ein zehnjähriger Junge, einſt entflohen war, mit den erſten Vortreckern, die gen Norden und Oſten landeinwärts zogen. Aber dann iſt er ſchuldig geworden, ſchuldig durch die Profitwut des niederdeutſchen Bauern, die ſich leichten Gewinn nicht entgehen laſſen wollte und ein Auge zudrückte. Und ſchließlich: „Wärs möglich, könnt ich nicht mehr, wie ich wollte, nicht mehr zurück, wie mirs beliebt?“ Sie hatten einen Keil getrieben in dieſen geſchloſſenen Charakter, ſie hatten ihn auf einen Pfad gelockt, den er raſch als gefährlich erkannte, auf dem aber ſeine Einfalt nicht zurückzufinden vermochte. Dem in ſeinem geraden Fortſchritte gebrochenen Mann verkehrten ſich alle Tugenden in Fehler, allen Fehlern ſah er ſchreckliche Verbrechen entwachſen. Sein feſtes, ſtolzes Chriſtentum wurde zum Myſtizismus. Sein ſtarker Wille zum lächerlichen Eigenſinn, zum kindiſchen Trotz, ſeine offene Rede zur taktloſen Herausforderung, ſein Rechtsgefühl aber zur Scham — zur grenzenloſen Scham, die ihn zu Boden drückte, ihn apatiſch machte gegen das, was um ihn herum vorging, ihn ſeiner Umgebung preisgab, Zorn und Spott aller Wiſſenden auf

ihn häufte, ihm schließlich die tragende Rolle in der größten Schwindelsensation des Jahrhunderts zuwies, in der er in Wahrheit doch nur der bemitleidenswerteste Statist war, dessen große Geste zu Reklamezwecken ausgebeutet wurde.

Ich weiß, es ist nur eine subjektive Seelenanalyse, die ich hier versuche. Sie stützt sich nicht einmal auf eine nähere persönliche Bekanntschaft. Ich habe nicht mehr von dem letzten Präsidenten der Südafrikanischen Republik gesehen als viele Tausend andere, nicht mehr von ihm gehört, als die Unzahl derer, die einmal auf der Veranda des Transvaalelysée eine Tasse Kaffee aus „Tante Susas" Hand empfingen, aber ich habe mir diesen Charakter aus seinem Milieu zu enträtseln gesucht, das mir ziemlich gut vertraut war, und ich finde nur diese eine Lösung des seltsam ergreifenden Problems. Gefaßt sehe ich den Protesten der Betrüger wie der Betrogenen entgegen. Den Letzteren kann ich einwenden, daß ich aus einer Nähe gesehen habe, vor der Flitter und Schminke nicht bestehen können, den Ersteren aber — ach, sie haben sich mit schönen Renten zur Ruhe gesetzt, es wird sie kaum nach Dokumenten gelüsten!

Die Holländer sind in den Transvaal gekommen wie die Motten in den Pelz. Als die Entdeckung der Goldfelder des Witwatersrand die patriarchalische Regierung des primitiven Bauernstaates vor Aufgaben stellte, denen sie in keiner Weise gewachsen sein konnte, da waren die Holländer plötzlich da. Unter den Buren gab es, trotzdem sie im allgemeinen einen sehr beschränkten Gesichtskreis haben und von recht langsamer Auffassung sind, doch eine ganze Reihe anschlägiger Köpfe, wie die Verhandlungen im Volksraad bewiesen, bei denen man manch kluges Wort vernehmen, manche recht vernünftigen Gedanken entwickeln hören konnte, aber die vorhandene Intelligenz bedurfte der politischen Schulung, der Erziehung für die gewissermaßen über Nacht veränderten Verhältnisse. Hier nun boten sich die Holländer an. Ein kleiner Teil von ihnen hatte schon früher unter den Buren gelebt; vorwiegend hatten sie Stellungen als Hauslehrer, Winkeladvokaten usw. innegehabt, manche hatten sich auch im Handel versucht, zu dem die Buren nicht taugen. Die Mehrzahl der Holländer war erst durch die Entdeckung der Goldfelder nach dem Transvaal gelockt worden; sie waren vom Goldfieber zum mindesten ebensosehr besessen wie die Briten, über welche sie unablässig moralisierten, und da sie am Witwatersrand nicht aufkommen konnten, wollten sie wenigstens indirekt aus der dort rasch emporblühenden Industrie Nutzen ziehen, und dazu schien ihnen die Regierungskrippe in Pretoria sehr geeignet.

Sie wollten die Briten schon zwingen, diese Krippe zu füllen. Das haben sie denn auch in der Tat meisterlich verstanden.

Wie ich jedes Generalisieren für verfehlt halte, so denke ich auch nicht daran, die gesamte holländische Kolonie Pretorias über einen Kamm scheeren zu wollen. Ich weiß sehr wohl, daß es in dieser Kolonie sehr brave, ehrliche und anständige Leute gab, die im Transvaal wirklich ein Arbeitsfeld suchten, die nicht nur ernten, sondern auch säen wollten, die in rastlosem Eifer und mit anerkennenswerter Treue wirkliche wirtschaftliche Werte schafften und mit Recht die Früchte ihrer Mühen genossen. Es muß sogar besonders anerkannt werden, daß gerade der holländische Arbeiter, der holländische Ingenieur, der holländische Gelehrte in Pretoria sich in bemerkenswerter Weise gegen den Spekulationsbazillus immun erwies, aber leider hatten diese Leute auf die Regierung der Republik keinerlei Einfluß. Sie kümmerten sich meist überhaupt nicht um die Politik, vertrugen sich leidlich mit den Buren, welche sie als diejenigen anerkannten, denen sie in letzter Linie ihr gutes Brot verdankten, ohne daß sie indes mit ihnen besonders eifrig Fühlung gesucht hätten. Sie waren loyale Untertanen der Südafrikanischen Republik geworden, machten sich in Pretoria nach Möglichkeit heimisch, schufen ihr Quartier, das um die Skoemanstraße herum lag, zu einem kleinen Harlem, einem lieblichen Blumenparadies um, in dem sie ihren häuslichen Neigungen lebten. Im allgemeinen verkehrten sie nur unter sich, einzelne schlossen sich auch an die deutschen Kreise an und spielten dann und wann in der Standardbar ihren Skat. Ihre einzige politische Empfindung war ihr Engländerhaß, den sie meist aus der Heimat mitgebracht hatten, und den ihre Arbeitgeber natürlich nach Kräften pflegten. Sonst waren sie der Typ der friedlichen Pfahlbürger, die niemandem ein Härchen krümmen und froh sind, wenn man sie in Ruhe läßt.

Wenn ich von den Holländern als einer politischen Clique spreche, so meine ich deshalb niemals diese arbeitsame holländische Kolonie, deren Gastfreundschaft ich mehrfach gern genossen habe, und in der ich mir manchen Freund gewinnen durfte sondern jenen kleinen aber ungeheuer einflußreichen Kreis, welcher vermittels des Präsidenten Krüger und seiner Anhänger in der Hauptstadt sich einen beherrschenden Einfluß auf die gesamte Politik der Regierung und — auf die Verwaltung des Landes sichern konnte. Ich meine, um es kurz und bündig zu sagen, den Dr. Leyds und — seine Kreaturen. Denn seine Kreaturen waren sie alle. Von seinen Kollegen im Amte angefangen bis herunter zum kleinsten Exekutiv-

beamten, die Besitzer der wertvollen Konzessionen wie die kleinen Pfründeninhaber, die Kontraktors der Delagoabai-Eisenbahn wie die Landwirte und Feldkornets, der Pfarrer wie der Polizist. Eifersüchtig wachte er über der Regierungskrippe; wer an sie heran wollte, der mußte bei ihm den Passierschein lösen, und das war nicht immer billig. Krüger war der Präsident der Republik, aber in den letzten Jahren seiner Amtsführung war Leyds der Herr im Lande.

Wer war Leyds? Ein holländischer Jurist, der es in einer kleinen exotischen Republik zum Staatssekretär gebracht? Nein, damit ist diese Persönlichkeit nicht abgetan. Ich will Leyds Gerechtigkeit widerfahren lassen: er ist zweifellos einer der klügsten Menschen unter denen, welche sich in den letzten fünfzig Jahren politisch betätigt haben; unter den Persönlichkeiten, welche der Entwickelung der Dinge in Südafrika ihren Stempel aufgeprägt, stand er nur Rhodes an Genialität nach, aber er war ein viel ruhigerer, viel geschickterer Spieler als dieser, er war viel skrupelloser in der Wahl seiner Mittel, viel nüchterner in den Zielen, die er sich gesteckt. Und doch tut man Rhodes unrecht, wenn man Leyds mit ihm vergleicht. Rhodes hatte Charakter, einen schwer verständlichen Charakter, der sich auch über vieles hinwegzusetzen vermochte, was dem Alltagsmenschen Moral heißt, bei Leyds aber war von Charakter auch mit dem besten Willen nicht die Spur zu entdecken. Rhodes war das Geld immer nur Mittel zum Zweck, Leyds war es, wenigstens zuletzt, nur noch Selbstzweck.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß Leyds einmal ähnliche Träume geträumt hat wie Cecil Rhodes. Auch ihn muß jene glühende Phantasie zu stolzem Gedankenfluge beschwingt, auch er muß aus schöpferischen Ideen die erste Kraft zu seinem großen Wagnis genommen haben, sich ein Volk zu unterjochen, indem er seinen stärksten Mann unter seinen Bann zwang. Der Name der Südafrikanischen Republik mag auch ihm einmal gleich Paul Krüger als die stolze Devise erschienen sein, unter der er ruhmreiche Taten einritzen wollte in die Tafel der Klio, — zuletzt aber war ihm dieser Name nur noch die Aufschrift eines riesigen Tresors, in den er eingebrochen war, und aus dem er für sich und die Seinen bei Seite bringen wollte, was irgend bei Seite zu bringen war, ehe ihm das Handwerk gelegt würde. Denn daß es ihm gelegt würde, daß es eine sehr kurze Frist zu nützen galt, das wußte keiner besser als Dr. Leyds, nachdem er, selbst der Versuchung unterlegen, Krüger und den ganzen Staat mitgerissen auf die schiefe Ebene, auf der es kein

Halten mehr gab. Wie Leyds Persönlichkeit Krügers Verderben war, so die Krügers das des Dr. Leyds. Was hätten beide Männer vereint Südafrika leisten können, Größeres, viel Größeres, Schöneres, Erhabeneres vielleicht noch als Rhodes — wenn sie intakt geblieben wären. Leyds war darauf angewiesen, sich in Südafrika eine Existenz zu schaffen. Seinen Fähigkeiten nach wäre kein anderer so geeignet gewesen, Krüger zu beraten, wo Kenntnisse und natürliche Veranlagung des schlichten Bauern nicht ausreichten, um die schwierigen staatsmännischen und Verwaltungsprobleme zu lösen, vor welche die südafrikanische Republik durch die Entdeckung der Goldfelder, durch den Umstand gestellt war, daß der bisher patriarchalisch geleitete Agrarstaat plötzlich mit einer mächtig sich entwickelnden Industrie zu rechnen hatte, an der binnen kurzem die Kapitalien der ganzen Erde, der Weltwirtschaftsverkehr das lebhafteste Interesse nahmen. Paul Krüger als intakter Mann mit Leyds als intaktem Berater, beide von dem ehrlichen Willen erfüllt, Hüter und Schirmer der internationalen Werte zu sein, in welche der Zufall plötzlich einen Teil des Weidelandes der weltentlegenen Republik verwandelt — das wäre eine Regierung gewesen, der sich wie der Bur auch der Uitlander willig gebeugt hätte, das wäre eine Regierung gewesen, die ohne weiteres die Garantien bot, welche die Finanzgesellschaften am Rand für die ihnen anvertrauten Kapitalien fordern mußten, und die sie zu suchen erst gezwungen wurden, als das Gegenteil von Ehrlichkeit und gutem Willen von Pretoria her die Früchte ihrer Arbeit und diese selbst bedrohte.

Wie leicht hätte der stolze, starke, sittlich gefestigte, in seiner klaren Reinheit so überwältigende Bauernführer den glänzend begabten, hochgebildeten, damals noch so jungen und für wahrhaft Großes sicher empfänglichen Holländer auf ein höheres moralisches Niveau heben, ihn sich erziehen, ihn seiner hohen Mission dienstbar machen können, hätte Krüger der Versuchung widerstanden, zuerst „nur nebenher" auch für sich selbst zu sorgen, hätte der niederdeutsche Bauer in ihm die Profitsucht überwunden. Hätte Leyds nicht auf diese Blöße seinen Pfeil abschießen können, er hätte sich begnügen müssen, auf geradem Wege, freilich etwas langsamer aber ebensosicher, zu einer einflußreichen Stellung sich emporzuarbeiten; ein intakter Präsident hätte ihn jederzeit „innerhalb der Flaggen" zu den stolzesten Zielen zu „steuern" gewußt. So aber fiel Krüger, und die ungeheure Macht, welche dieser Fall dem Verführer gerade über eine gegen sich so unerbittliche Persönlichkeit gab, wurde ihm selbst zum Verderben.

Vor sich selbst mit einem Makel behaftet, konnte sich Krüger nicht mehr länger als zur Durchführung „seiner Mission" ausersehen fühlen, er leistete innerlich auf dieselbe Verzicht. Aus einer merkwürdigen Logik heraus, zu der nur eine genaue Kenntnis des Burencharakters den Schlüssel gibt, wollte er sich nun zunächst für diesen geistigen Verzicht, den er sich zweifellos erst in sehr schweren inneren Kämpfen abringen konnte, nach der anderen Richtung hin wenigstens teilweise entschädigen. Leyds konnte ihm unschwer klar machen, wie notwendig es hierzu war, daß er äußerlich auf seinem Piedestal blieb, und Krüger verstand sich hierzu. Es folgte die zweite Periode, in der Krüger bewußt heuchelte. Nachdem er die ersten Skrupeln überwunden, wurde er mit allen anderen sehr leicht fertig. Auch eminent typisch für den Boerencharakter, der keine Kompromisse kennt, der bewußt gut oder bewußt schlecht ist!

Leyds und Krüger waren Spießgesellen geworden, aber auf dem dem Präsidenten neuen Boden, auf dem dieser sich doch nur vorsichtig tastend zurechtfand, wurde Leyds rasch der Meister. Einer nach Java ausgewanderten holländischen Familie entstammend war der spätere spiritus rector des Krügerregimes schon früh mit allen Schlichen und Kniffen vertraut geworden, und mit ungeheurer Geschicklichkeit handhabte er seine geistigen Waffen. Schritt um Schritt wurde auf dem abschüssigen Wege getan. Immer weiter wußte der gefährliche Ratgeber den Präsidenten zu drängen. Aber je reicher die Einkünfte aus den von Leyds erschlossenen Quellen flossen, desto größer wurden die Ansprüche, desto wilder wurde mit dem von der Industrie erpreßten Gelde gewirtschaftet. Es mag hier zur Beleuchtung der Hinweis genügen, daß in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges das Budget der südafrikanischen Republick rund 400 Frcs. auf den Kopf der Bevölkerung betrug, daß die Verwaltung also fast doppelt so viel kostete als die Frankreichs, die teuerste Europas.

Wie schon erwähnt war Leyds viel zu klug, um zu dieser Zeit selbst noch der Republik einen langen Bestand zutrauen zu können. Es gab für ihn deshalb schließlich nur noch zwei politische Ziele; erstlich mußte er Paul Krügers Prestige erhalten und zweitens sich selbst sichern, weniger vor dem Präsidenten, mit dem ihn ja schließlich eine weitgehendere Solidarität verband, als vor seinen eigenen Landsleuten, die nun auch stürmisch an die Staatskrippe herandrängten.

Dem ersten Ziele dienten die verschiedensten Mittel. In großen politischen Versammlungen, die an historischen Stätten und auf dem

flachen Lande wie bei Paardekraal, Krügersdorp und Potchefstrom abgehalten wurden und außerordentlich geschickt arrangiert waren, wurde das patriarchalische Vertrauen der Buren zu ihrem Oberhaupte immer aufs neue gestärkt. Paul Krüger war von jeher der Hauptpfeiler der Orthodoxen gewesen, so hatte er unter den Farmern eine riesige Gemeinde. Diese suchte er nach Kräften „vor den Schädigungen der ihnen durch die Goldindustrie so nahe gerückten Kultur zu bewahren", indem er ihnen jeden Uitlander als einen Gottseibeiuns schilderte und immer wieder mit biblischem Schwung erklärte: „Ich sage Euch, jede Unze Goldes, die aus den Eingeweiden unserer Erde kommt, wird mit Strömen von Tränen aufgewogen werden, mit

dem Blute von Tausenden in der Verteidigung dieses Bodens, nach dem es andere gelüstet." Einst durfte Krüger so sprechen, damals, als er noch an sich selbst glaubte, als er sich noch nicht mit diesem Golde beschmutzt hatte. Wenn er dieselben Reden später wiederholte, so war es bewußte Heuchelei, aber seine Worte blieben wirksam, weil sie der selbe Mann mit der selben Geste sprach, dem sie einst vor dem selben Auditorium aus schwer bedrückter Seele hervorgequollen waren.

Freilich da und dort züngelten schon die Flammen des Mißtrauens empor, eine neue Generation wuchs heran, die Krügers Verdienste auf dem großen „Trek", seine früheren Taten nur noch vom Hörensagen kannte, die nicht mehr gegen Kaffernschanzen

angestürmt war unter seiner heldenhaften Führung, nicht mehr vor Dingaan und Cetewayo gebangt hatte, die vielmehr die Segnungen der Industrie bereits zu spüren begann und nicht ungern an der wirtschaftlichen Arbeit teilgenommen hätte, welche vor ihren Augen von den Uitlandern geleistet wurde. Erst schüchtern einsetzend, dann mächtig anwachsend erstand dem von den Alten noch immer vergötterten Nationalheros allmählich eine junge, schneidige Oppositionspartei. Männer wie Schalk Burger und Lukas Meyer, wie Botha und Delarey, denen sich selbst der alte Joubert, der Generalissimus der „Armee" gesellte, traten für dieselben Forderungen ein, die im Jahre 1857 Krüger selbst geltend gemacht, als unter Pretorius Führung der Lydenburgdistrikt gegen den Zusammenschluß der Republiken protestierte, weil den Lydenburgern die neue Verfassung nicht liberal genug erschien und vor allem, weil sie verlangten, daß alle Einwohner europäischer Herkunft das Wahlrecht erhalten sollten. Genau was Ende der neunziger Jahre die Johannesburger Uitländer von dem Krügerregime forderten, und was zu bewilligen auch jene jungburischen Liberalen für billig hielten, denen es später ein seltsames Schicksal bestimmte, in dem Kriege, den der Präsident trotz ihrer Warnungen und gegen ihren Willen heraufbeschworen, als letzte auszuharren im Kampfe für die Selbstständigkeit der Republik, welche Krüger mit seinen Holländern längst verlassen.

Dieselben Männer, die später dem Burenvolke die Ehre retteten, wurden damals von der Krüger-Leydsklique niedergeschrieen und verunglimpft. Im Volksraad warf der Präsident ihnen vor, sie würden das Land in Fetzen an die Engländer verkaufen, wenn er, Stephanus Johannes Paulus Krüger, nicht über dessen Selbstständigkeit wachte. Eine schmähliche und widerliche Komödie!

Aber es war nicht die einzige, die gespielt wurde, wie eine Schilderung des Lebens und Treibens in Pretoria während der letzten Zeit vor dem Kriege dartun mag.

Wer aus den orthodoxen und reaktionären Kundgebungen des Krügerregimes geschlossen, daß es in Pretoria so gar ehrsam und langweilig zugehe, der hätte sich angenehm enttäuscht gefunden. Pretoria war sogar eine sehr lustige und amüsante Stadt für den, dem es gelang seinen Uitländerverstand so harmlos erscheinen zu lassen, daß ihm die „besseren Kreise" ihre Pforten öffneten nnd auch kein Bedenken trugen, ihn einmal hinter die Kulissen blicken zu lassen; für den, der auch die kleinste Spur eines spöttischen Lächelns zu unterdrücken wußte, wenn bei auserlesenen Weinen und bei hoch-

modernen kulinarischen „Fantaisies“ von der einfachen Ehrlichkeit, von den schlichten, patriarchalischen Sitten des hart bedrängten Burenstammes geschwärmt wurde.

Ich habe da manche fröhliche Reminiszenzen an stimmungsvolle Abende unter notleidenden Freunden agrarischer Observanz in der lieben Heimat gefeiert.

Aber auch dem weniger gut eingeführten Fremden konnte Pretoria vieles bieten; in Hinsicht auf die äußeren Annehmlichkeiten des Lebens und Verkehrs sicher mehr als Johannesburg. Es war in Pretoria nicht schwer mit den einzelnen Persönlichkeiten Fühlung zu gewinnen, die damals dem politischen Leben im Transvaal die Signatur gaben. Dem Oberflächlichen mochte es sogar manchmal scheinen, als verkörpere sich der demokratische Idealstaat in jenen freundlichen Herren, deren Amtsstuben jedem Fremdling weit offen standen, und die durchaus nicht wählerisch waren, wenn sie zu einem gemütlichen Skat einen dritten Mann brauchten. In Wahrheit aber war dies ganze demokratische Gehaben eine Kulisse und nichts weiter; in Wahrheit waren die herrschenden holländischen Herren, war selbst die junge Krügergarde, die zum großen Teil eine europäische Erziehung genossen hatte, so exklusiv wie nur irgend eine Aristokratie Europas; und wer nur einmal in den Salons der reizendsten unter den Krügerenkelinnen getanzt, nur einmal ein Herrendiner bei einem der Minister mitgemacht hat, der wird mir gerne zugeben, daß hier alles eher zu finden war als ernste Schlichtheit, oder gar ein stark ausgeprägtes republikanisches Gleichheitsgefühl. Im Randklub des verrufenen Johannesburg ist es nicht protziger hergegangen als bei diesen sonderbaren Aposteln. Eine Welt trennte diese „Pretorianer“ von dem einfachen Farmervolk da draußen auf dem flachen Lande. Freilich: in mancher Beziehung mußte aus den geschilderten politischen Gründen der Empfindung der Landbevölkerung doch Rechnung getragen werden, ging es doch nicht an, ihre Beziehungen zur Residenz auf die Wählerversammlungen vor deren Toren zu beschränken.

Besonders einmal im Jahr, zur Feier des heiligen „Nachtmahls“, überfluteten die braven Buren „ihr Dorf“. Dann konnte man wahre Wagenburgen und Zeltlager zu sehen bekommen, „dann senkte sich ein biblischer Hauch auf das lustige Pretoria,“ wie mir eine der elegantesten Residenzlerinnen mit ironischem Lächeln versicherte. Es war eben alles Farce in der Oberschicht dieses beim ersten Anblick so ehrbaren, so fleißigen, so nüchternen Pretoria; und nur wer einmal tiefer hineingesehen hatte in die Geheimnisse, welche die Burenoligarchie hinter den Schleiern naiver Weltfremd-

heit und einer geradezu abstoßenden Bigotterie barg, ließ sich nicht mehr täuschen.

Zugestanden muß allerdings werden, daß in Pretoria kaum etwas leichter zu bewerkstelligen war, als ein Besuch beim Präsidenten. Je ruppiger die Jacke, je verwegener der Hut, desto sicherer wurde man mit unendlichem Händeschütteln empfangen, und jeder einzelne, den man beobachtete, mochte es nun Excellenz Leyds sein, dessen Engländerfeindschaft ihn nicht hinderte, seine Garderobe am Leicester Square anfertigen zu lassen, oder der Postmastergeneral van Alphen, der im Tennisanzug mit Monocle den jovialen Bonvivant spielte, oder der geschniegelte junge Eloff, der sich auf sein elegantes Englisch Wunder was zu gut tat, — jeder machte dann den Eindruck, als kenne er auf der Welt kein größeres Vergnügen, als irgend einem nach dem Stall duftenden Burenjüngling die schmutzige Hand zu drücken, oder sich bei einer dicken, alten Burenmama über die Kartoffelpreise zu erkundigen. Schließlich brachte das Geschäft etwas ein, denn nachdem man sich von 6—8 Uhr morgens — den üblichen Empfangsstunden im Transvaalelysée — zur Schau gestellt und den höchst mäßigen Kaffee der allverehrten Tante Sanna mit Geschick in die Blumentöpfe manövriert hatte, besprach man sich im Transvaalhotel des Herrn Ferrandi, das übrigens die beste Küche in ganz Südafrika führte, bei gut frappiertem Mumm über Konzessions- und Monopolgeschäfte, und sei es nun, daß einer ätherische Öle, sei es, daß er Whisky oder Dynamit fabrizieren wollte, sei es, daß er für Automobile oder irgend eine andere Erfindung ein Monopol wünschte, er durfte guten Mutes sein, wenn sein freundliches Herz ihm geraten, seine Gönner an dem Geschäft entsprechend zu beteiligen.

Wie weit Paul Krüger im Einzelnen von diesem Treiben gewußt, das läßt sich von außen nicht entscheiden, daß er nicht leer ausgegangen, wissen wir. Aber nicht nur hat er für sich, seine Kinder und Enkel sehr reichlich gesorgt, er hatte auch einem seiner Freunde das Apothekenmonopol gegeben und alles, was sonst ihm nahe stand, hatte in den Hatherley Whisky-Brennereien in Eerste Fabriken, bei der Delagoa Bay-Bahn, in Modderfontein usw. ein recht sorgenfreies Unterkommen gefunden.

Und hier kommen wir zu einem weiteren, vielleicht dem verhängnisvollsten Mittel, welches das Krüger-Leydsregime anwandte, anwenden mußte, um sich zu behaupten. Auf demselben Wege, auf dem einst der schlaue Javaner von dem Präsidenten Besitz ergriffen, suchten nun beide vereint, einen größeren Kreis unbedingt solidarisch

mit ſich zu machen. Den Charakter des Tieres erkennt man, wenn es Blut, den des Menſchen, wenn er Geld ſieht. Auch Leyds und Krüger benutzten das Geld als Prüfſtein, aber in dem Sinne, daß, wer ihm nicht widerſtand, ihnen verfiel. Zunächſt zog Leyds einige ſeiner Freunde in wichtige Verwaltungsämter, um an ihnen einen Rückhalt, oder, beſſer geſagt, gefügige Werkzeuge zu haben. Als dann die Bevorzugung dieſer ihm Naheſtehenden, ihr raſcher Aufſtieg Neid erweckten, dem ſie ſelbſt durch lächerliche Überhebung, allerhand Herausforderungen, Taktloſigkeiten und Übergriffe reichlich Nahrung

gaben, als dieſer Neid ſchließlich ihrem Protektor gefährliche Feinde ſchuf, galt es dieſelben zu beſchwichtigen, indem man ihnen ſelbſt einen Platz an der Krippe einräumte.

Auf ſolche Weiſe wurde ein fähiger und ehrlicher Beamter nach dem anderen entweder durch reine Protektionskinder, oder durch Freibeuter erſetzt, die ihrem unverſchämten Begehren Geltung zu verſchaffen gewußt hatten. Als ſolche Elemente aber ſich erſt einmal im Regierungsapparat eingeniſtet hatten, merkten ſie raſch, wie die Dinge ſtanden. Sie hatten es bald heraus, daß Krüger ihrer Raubluſt keine Zügel anzulegen vermochte, und ſie ſahen, wie unverfroren Dr. Leyds in fremde Taſchen griff.

Wenn ihnen zu Fischzügen so großen Stils auch die Macht fehlte, so wollten sie sich doch wenigstens soweit bereichern, als ihre Kompetenzen es ihnen ermöglichten, war doch niemand da, der ihnen das Handwerk gelegt hätte. Freilich: es war ein himmelweiter Unterschied zwischen der Art, wie Dr. Leyds nahm, und den plumpen Erpresserkünsten dieser korrupten Beamten. Er blieb immer der vornehme Diplomat, er ließ die Dinge an sich herankommen, und er konnte sie auch an sich herankommen lassen, nachdem er das „Geschäft" einmal in Gang gebracht. Er ließ sich wohl an einer Konzession beteiligen, um die er sich „eifrig bemüht", er ließ sich von seiner Regierung in höchst legitimer Weise belohnen, wenn er ein neues Muster von Daumenschrauben für die Witwatersrandindustrie „lanciert", wenn er wieder eine Anleihe unter Dach gebracht hatte, aber er war doch viel zu schlau, um sich offenkundig zu kompromittieren — er hatte den „Anstand der großen Summen".

Diese hat er vor allem eingeheimst bei dem Projekt der Delagoa Bay-Bahn, in dem eine wahrhaft geniale Staatskunst in bewundernswerter Weise kulminierte. Ein ostafrikanischer Hafen, das war für den Transvaal, für das Burenregime geradezu eine Lebensfrage, und wenn man frägt, was wohl die Buren gefordert haben würden, wenn sie in ihrem Kampfe mit der britischen Weltmacht zu bestehen vermocht hätten, so kann man zunächst jedenfalls ohne weiteres behaupten, daß dieser Ausweg nach der See die erste Friedensbedingung gewesen wäre, die sie dem Besiegten auferlegt hätten. Sehr früh schon hat der ostafrikanische Hafen in der Berechnung der Buren eine Rolle gespielt, wie die Gründung der ersten Republiken in Natal beweist. Man wußte ganz genau, was es für das politische Fundament der Südafrikanischen Republik zu bedeuten haben würde, wenn es gelänge, dasselbe am indischen Ocean zu verankern. Aber auch die Engländer waren sich von vornherein über die Tragweite solcher Bestrebungen klar, und im Widerstreit mit ihnen konnte das Ziel nicht erreicht werden.

Mußten die Buren nun aber auch darauf verzichten, einen Hafen der Ostküste politisch zu beherrschen, so blieb doch immer noch die Möglichkeit, einen solchen wirtschaftlich in die Hände zu bekommen und daran die stille Hoffnung zu knüpfen, daß man auf diese Weise auch eine politische Besitzergreifung vorbereiten könne. Diese Möglichkeit war verwirklicht in dem Augenblick, wo ein Schienenstrang die Hauptstadt der Südafrikanischen Republik, unter Vermeidung britischen Gebietes, mit dem wichtigsten Zugangshafen des Transvaal verband, mit der Delagoa Bay, die zugleich als der beste Hafen

der afrikanischen Ostküste, zumal bei der zunehmenden Versandung Port Natals, riesige Entwickelungsaussichten bot.

Wer den Buren diese Bahn baute, der erfüllte ihnen nicht nur einen Herzenswunsch, sicherte sich nicht nur auf alle Zeiten ihre Dankbarkeit, sondern mit der Herrschaft über die Bahn fiel ihm auch ein ungemein wirksames Machtmittel in die Hand, das denn auch sehr weitgehend, ja in fast erpresserischer Weise ausgenutzt worden ist. Die Buren selbst konnten diese Bahn nicht bauen, noch sie nach ihrer Vollendung sofort in eigene Regie übernehmen. Der Schienenstrang war aber für sie eine solche Notwendigkeit, daß sie sich schließlich sogar mit uitländischen Unternehmern hätten einigen müssen, um ihn zu erlangen, auch wenn sie ihn unter diesen Umständen selbst als ein Danaergeschenk ansehen mußten. Indem nun Dr. Leyds einer holländischen Kapitalistengruppe die Konzession verschaffte, verpflichtete er sich erstlich diese in einer Weise, daß sie zur festesten Säule seiner politischen Position wurde, verpflichtete er sich zweitens die Buren, die so eine dem britischen Einfluß völlig entzogene Zufahrtslinie zum Ozean erhielten, verpflichtete er sich drittens alle, welche durch seine Vermittelung an dem großen Verkehrsunternehmen profitierten, und deren Zahl war Legion, und viertens gab es nun im Transvaal neben dem offiziellen „dumping place“ Leydsscher Protektion noch einen inoffiziellen, der gleichfalls eine nicht unbeträchtliche Aufnahmefähigkeit besaß.

Nach dem Bau der Delagoa Bay-Bahn kannte denn auch die Selbstsicherheit, die Anmaßung, die Gewinnsucht der Holländer keine Grenzen mehr. Durch die Landsleute, welche sich durch die Aussicht auf lohnende Arbeit bei dem neuen Unternehmen nach dem Transvaal hatten locken lassen, erfuhr das holländische Element auch nummerisch eine beträchtliche Verstärkung, und wenn auch viele dieser Neueingewanderten die Politik Politik sein ließen, so glaubten die Drahtzieher doch mit Grund auf sie zählen zu dürfen, wenn es einmal nötig werden sollte. Um das Exempel aber für alle Fälle zum Stimmen zu bringen, wurde ein Teil dieser neuen holländischen Invasion sofort in die offiziellen Kanäle geleitet, wobei die Auswahl sich wiederum nur unter den früher geschilderten Gesichtspunkten vollzog. Das Heer der korrupten holländischen Officials, die sich wie Blutegel an der Goldindustrie festsaugten, wurde dadurch wieder beträchtlich vermehrt, andererseits schien der Bau der Delagoa Bay-Bahn durch die Holländer nicht nur Cecil Rhodes, sondern auch den verantwortlichen Männern in Downing Street bedenklich, sodaß der geniale Coup des Dr. Leyds ganz im Stile seiner früheren „Erfolge“

zwar für ihn ein gutes Geschäft bedeutete, das Hereinbrechen der großen Krisis aber nur noch beschleunigte. Leyds hat sich darüber auch klar sein müssen, und ist sich klar darüber gewesen, aber er rechnete damals eben ohnehin nicht mehr mit langen Fristen, er trieb bewußt Raubbau, ein System, an dem Krüger sich ebenso bewußt beteiligte.

Es hat somit für mich gar keinen Zweck, auf die sattsam bekannten Einzelheiten der Verhandlungen einzugehen, welche zu jener Zeit zwischen Pretoria und Johannesburg über die Wahlrechts- und die mit ihr zusammenhängende Naturalisierungsfrage geführt wurden Ihren Kern habe ich bereits in einem früheren Kapitel charakterisiert durch die Bemerkung, daß die Goldindustrie zwar zunächst keineswegs auf die Depossedierung der Burenherrschaft ausging, sondern nur gewissermaßen Einsicht in die Bücher verlangte, nachdem sie hinreichend Material besaß, das nicht nur bewies, wie wild mit den von ihr aufgebrachten Geldern gewirtschaftet wurde, sondern auch daß in Pretoria eine Klique direkt darauf ausging, ihren Lebensnerv zu durchschneiden. Gewiß befand sich den Anträgen der Uitländer gegenüber die Krüger-Leydsklique schließlich in der Notwehr, aber es war die Notwehr des unehrlichen Kassierers, der mit seinem Leib die von ihm bestohlene Kasse vor der Arbeit des Revisors zu schützen sucht. Trotzig und verstockt lehnte das schlechte Gewissen der Herrschenden die revisorischen Wünsche der Uitländer ab. Man wollte Zeit gewinnen, nicht um Verfehlungen wieder gut zu machen, sondern um noch möglichst lange plündern zu können und — um sich „einzuschießen". Die Burenregierung war auf dem Standpunkt eines Hochstaplers angelangt, der, in die Enge getrieben, Ohrfeigen austeilt, um den Gegner zu zwingen, sich von dem vermeintlichen Gentleman ritterliche Genugtuung zu verschaffen, welcher seinerseits darin doch nur eine Chance sieht, dem Gericht zu entgehen.

Auch dieser alte Kniff glückte zuerst; aber den Ausgang des Duells kennt man, er wurde bei Vereeniging protokollarisch festgelegt. Dem Zusammenbruch der Republik war der Krügers noch vorausgegangen. Als sich das Kriegsglück wandte, fiel es dem Präsidenten wie Schuppen von den Augen. Wie eine Riesenbürde begann plötzlich die Last der Verantwortung sich auf seine Schultern zu senken, und dieser Bürde ist seine Psyche rasch erlegen. Wie aus dem prächtigen, in sich geschlossenen Heldengeist, der, eine große Mission vor Augen, voll reinem Wollens in ruhiger Unentwegtheit seinen Zielen zugestrebt, unter dem Einfluß einer nicht bestandenen Versuchung ein gewissenloser Spekulant geworden war, über dessen

kleinliche Profitwut, deſſen hohlen Dünkel, deſſen innere Verlogenheit den Fernerſtehenden nur noch die große Geſte zu täuſchen vermochte, ſo entſtand nun unter dem ungeheuren Druck ein neuer Aggregatzuſtand dieſer Pſyche. In Scham und Verzweiflung ſuchte Paul Krüger ſich ſelbſt wiederzufinden — es gelang ihm nicht. An der Wende der Siebzig zieht man keinen neuen Menſchen mehr an, da vermag man nur noch zu trauern am Grabe des Vergangenen. Paul Krüger hat getrauert, und die Aufrichtigkeit dieſer Trauer darf uns heute ſein Charakterbild verklären. Denſelben Mann, den das Gold zu korrumpieren vermochte, konnte die Größe ſeiner

Schuld zermalmen, als er ihre Folgen überſchaute. Wenn auch kaum zu der erſchütternden Tragik eines ſolchen Konfliktes geſteigert, ſo finden wir doch einen ähnlichen Zwieſpalt zwiſchen faſt naivem Idealismus und kleinlich rechnender Profitgier in der Bruſt der meiſten ſüdafrikaniſchen Bauern. Es iſt deshalb auch grundfalſch, in Krüger gewiſſermaßen ein Original ſehen zu wollen, als welches er aus dem Rahmen ſeines Volkstums völlig herausgetreten ſei. Wäre das der Fall, ſo könnte uns dieſe Perſönlichkeit hier kaum in ſolcher Weiſe beſchäftigen. Krüger aber iſt im Gegenteil intereſſant gerade als ein typiſcher Bur, der zum Schulbeiſpiel des Burencharakters eben deshalb ſo vorzüglich taugt, weil hier eine

eigenartige Entwickelung, die alle Linien so scharf nachgezogen, alle schlummernden Kräfte geweckt, uns auch fast alle überhaupt möglichen Emanationen dieser Psyche so klar vor Augen gerückt hat.

Den Blick streng nach innen gewandt, verlor Krüger mehr und mehr das Interesse für die Außenwelt. Nur eine kurze Spanne Zeit konnte ihm noch beschieden sein, um mit sich und seinem Gott ins Reine zu kommen, er mußte sie nutzen. Seine nach außen hervortretende Apathie war bei ihm die notwendige Begleiterscheinung unerbittlichster innerer Konzentrierung auf den einen Gegenstand. Kennt er doch auch hier kein Kompromiß. Nur diese Apathie ermöglichte, daß er zum Schaustück degradiert werden konnte von denen, die ihm das innere Gleichgewicht geraubt, das er jetzt wiederzugewinnen suchte. In diesem letzten Kapitel des Krügerepos finden wir den vielgewandten Dr. Leyds als geschickten Impresario, als ein Sammelgenie, das, mit dem Finger stets nach seiner „Attraktion" zeigend, den Klingelbeutel in beständiger Zirkulation hält. Das Unglück, das seinen Gram im finstersten Winkel bergen, das sich ausweinen möchte, wird von diesem Allerweltsgaukler auf die Gasse gezerrt, um seiner letzten großen Spekulation zu dienen, der auf die sentimentale Rührseligkeit, welche den großen Massen die Taschen öffnet.

Und wieder hat Dr. Leyds richtig kalkuliert. Er hat die alte und die neue Welt zu düpieren gewußt, er hat die Schleusen eines Stromes geöffnet, gegen den zunächst nicht anzukämpfen war. Freilich er hat auch etwas „daraufgehen lassen" — Pariser Redaktionen könnten da vielleicht manches Interessante erzählen, wenn sie reden wollten. Wie die Verhältnisse im Transvaal, so hat dieser Mann auch die öffentliche Meinung in Europa korrumpiert. Aber damit nicht genug ist er den Tapferen in den Rücken gefallen, die drunten in Südafrika mit ihrem Blute für seine Schuld zahlen mußten. Noch ehe die Generale nach Europa kamen, ließ Dr. Leyds seine Preßmeute gegen sie los. Aber er konnte nicht verhindern, daß sie dennoch eines Tages vor ihn traten und Rechnungsablegung von ihm verlangten. Daß es dabei nicht zum offenen Skandal kam, hat wohl nur die Rücksichtnahme der Generale auf Krüger verhindert, der ihnen offenbar als der Hauptschuldige dargestellt worden ist. Doch sollen Kombinationen und Vermutungen hier die Wucht der Tatsachen nicht abschwächen. Wo gewisse Fonds hingeraten sind, kann ich in zuverlässiger Weise heute ebensowenig angeben, wie diejenigen, welche ein weit unmittelbareres Interesse daran haben. Aber auch das allein spricht doch wohl schon Bände.

Paul Krüger hat die Augen für immer geſchloſſen, und Dr. Leyds wird in die Geſchicke Südafrikas nie wieder einzugreifen vermögen. Dies „Geſchäft“ iſt für ihn abgeſchloſſen und erledigt, er muß ſich nach einem neuen umſehen.

Wir aber wollen einen kurzen Blick noch der Zukunft des Burenvolkes gönnen. Der Krieg hat ihm ſeine Selbſtändigkeit geraubt und ihm ſchwere Wunden geriſſen, aber er hat es nicht vernichten können, und der Sieger hat das Seine getan, um Südafrika dies wichtige Element zu erhalten. Die Engländer haben richtig erkannt, welch hochbedeutſamer Anteil den Buren bei dem großen Wiederaufbau zufallen mußte, und ſie haben deswegen der Neuetablierung der buriſchen Landwirtſchaft eine nicht geringere Aufmerkſamkeit gewidmet als der Hebung der Goldinduſtrie. Im allgemeinen haben ſich die Buren denn auch in vernünftiger Weiſe mit der Neuordnung der Dinge abgefunden, und die aufreizende Propaganda ihrer Kommandanten im Feldzuge, die nach dem Frieden von Vereenigung ein Recht auf eine politiſche Führerſtellung geltend machen zu müſſen glaubten, hat eine beſondere Reſonanz nicht zu finden vermocht. Aber daß dieſe Propaganda überhaupt aufgenommen wurde, muß im Intereſſe einer ruhigen Entwickelung bedauert werden. Niemand kann es den Buren verdenken, wenn ſie ihre alten Traditionen bewahren, wenn ſie an ihrer Sprache und ihrem religöſen Bekenntnis feſthalten wollen; aber man weiß auch, daß ſie hierbei kaum von irgend einem Volke der Erde ſo viel Rückſicht zu erwarten haben könnten wie gerade von den Engländern, die ihren Prinzipien in dieſer Richtung einen wichtigen Teil ihrer Stellung als Kolonialmacht verdanken. Die Buren ſollen und dürfen nicht zu den Polen Südafrikas werden, ſie ſollen und dürfen nicht im ewigen Kleinkampfe gegen die britiſche Raſſe ihre und des Landes beſte Kraft verzetteln. Die beiden Raſſen ſind in Südafrika nun einmal auf einander angewieſen und ergänzen ſich auch in der Tat in vielen wichtigen Punkten, vor allem aber in ihren wirtſchaftlichen Funktionen. Die Engländer werden ſich nach wie vor überwiegend der Induſtrie und dem Handel, der Bur wird ſich dem Bebauen der Felder und der Viehzucht widmen. Nirgends brauchen ſich die beiderſeitigen Intereſſen zu kreuzen, überall aber werden fruchtbare Wechſelwirkungen hervortreten können.

Beide Raſſen müſſen ſolidariſch ſein in dem Beſtreben, jeder an ſeinem Teil zur Hebung des allgemeinen Wohlſtandes und zur inneren Konſolidierung Südafrikas beizutragen, das ſie nun doch einmal beide zu beherbergen hat. Beide aber müſſen auch ſolidariſch

sein dem Farbigen gegenüber. Und hier werden die Engländer Konzessionen machen müssen. Ihre Eingeborenenpolitik ist undurchführbar, die des Buren hat sich bewährt. Will man sich nicht eines Tages Schulter an Schulter in verzweifelter Notwehr den farbigen Stämmen gegenübersehen, so muß man dem Weißen seine Autorität erhalten, gleichviel ob er Bur oder Brite ist. Vor allem aber sollte von englischer Seite darauf verzichtet werden, den Kaffer dem Buren gegenüber auszuspielen. Man unterlasse daher das törichte Gerede von der Möglichkeit einer Verleihung des Wahlrechtes an die Farbigen, und man vermeide überhaupt alles, was dazu beitragen könnte, die Eingeborenen sich der Macht bewußt werden zu lassen, die ihnen ihre numerische Überzahl verleiht, sobald sie, allen Stammeszwist, alle Kraalseifersucht vergessend, sich gegen die weißen Herrn organisieren. Sind sich die Schwarzen einmal darüber klar, daß es nur solcher Organisation bedarf, um ihre theoretische Übermacht zu einem praktisch wirksamen Faktor zu machen, dann werden die Apostel des Äthiopianismus mit ihren Lehren leichtes Spiel haben, und von da ist es nur noch ein Schritt zu einer allgemeinen Eingeborenenrevolte.

Muß schon diese Perspektive alle Weißen Südafrikas immer und immer wieder zusammenzwingen, so auch die Notwendigkeit, einer ganzen Reihe von Fragen eine Lösung zu finden, welche die verschiedenen herrschenden Rassen und Produktionskreise in gleicher Weise berühren. Solche Fragen sind die der Versorgung mit billigen ungelernten Arbeitern, deren die Landwirtschaft in Südafrika, soll sie sich rentieren, genau ebenso bedarf, wie die Industrie, ferner das Verkehrsproblem, dem die Regierung bekanntlich durch ein großzügiges Programm für den Ausbau des Schienennetzes zu Leibe gegangen ist und weiter das zollpolitische Verhältnis der südafrikanischen Kolonien untereinander und zu dem Mutterlande.

Lange genug ist zum Schaden der wirtschaftlichen Entwickelung Südafrikas immer nur das beide weiße Rassen Trennende hervorgesucht worden, jetzt fordern die einigenden Momente gebieterisch ihr Recht. Die Politik der neuen Regierung der ehemaligen Republiken trägt dieser Tatsache in jeder Hinsicht Rechnung und muß denn auch als eine durchaus versöhnliche schon nach den bisher von ihr gezeitigten Früchten anerkannt werden. Mit weitem Blick und warmem Herzen hat Lord Milner seine großen Aufgaben erfaßt, und immer mehr ringt sich auch in den Kreisen, die ihm früher feindlich oder doch kühl gegenüberstanden, die Überzeugung durch, daß er der richtige Mann am richtigen Platze ist. Ihm dankt es

die Vaalriverkolonie, wenn ſchon in nächſter Zeit der bisher von der Regierung berufene „legislative council“ wenigſtens zum Teil von der Bevölkerung gewählt werden kann und damit auf dem Wege zur Autonomie ein wichtiger Schritt vorwärts gemacht wird. Ihm dankt es Südafrika, daß die Repatriierung der Boeren ſich über Erwarten glatt vollzogen hat, daß die wirtſchaftlichen Fragen nach Möglichkeit dem parteipolitiſchen Hader entrückt worden ſind, daß Ruhe und Sicherheit für Perſon und Eigentum, für Handel und Wandel da eingekehrt ſind, wo früher die Korruption ihr immer neue Opfer heiſchendes Weſen trieb.

Es iſt von hoher Bedeutung für Südafrika, daß dieſer Perſönlichkeit beſchieden iſt, das umfaſſende Programm des Wiederaufbaues auch zu Ende zu führen. Rhodes und Krüger haben die Augen für immer geſchloſſen, Leyds und Chamberlain gehören in ihren Beziehungen zu Südafrika der Geſchichte an; als letzter in der Reihe der Hauptakteurs des gewaltigen Dramas blieb Milner auf der Szene zurück. Er verkörpert heute den reichen Schatz an Erfahrungen, der von wahrlich nicht alltäglichen Intelligenzen in ſtürmiſcher Zeit geſammelt werden mußte, ehe die Perſönlichkeit erſtehen konnte, welcher nun endlich wenigſtens die fundamentalen Fragen löſen darf.

22. Kapitel.

Zum indiſchen Ozean.

Es iſt fünf Uhr Nachmittags. Glühend heiß brennt die afrikaniſche Sonne hernieder auf das Pflaſter des Governmentsplatzes von Pretoria, auf dem eine Anzahl Planwagen ſteht, an welche die Pferde oder Maultiere nur loſe angebunden ſind. Die Pfeifen im Mund ſtehen da und dort ein paar Burenfarmer zuſammen, breitbeinig, phlegmatiſch, mit einem philoſophiſchen Stirnrunzeln, als ob ſie wunder welche Welträſel zu löſen hätten. Vor dem Poſtgebäude: ein paar Geſchäftsleute, einige Kaffernboys, denen man die Reitpferde anvertraut hat, dazwiſchen Radler, welche auf Telegramme warten, um ſie ſo raſch wie möglich nach Bureauſtraat zu befördern, und ein paar Juden, welche eine Kleiderbörſe improviſiert haben. Vor der Kirche ein paar alte Weiber und hie und da ein hübſches Burenmädchen mit der kleidſamen Faltenhaube. Auf der Rampe des Governmentsgebäudes eine Anzahl Abgeordneter des Volksraads, eine Wache aus Artilleriemannſchaften, Würdenträger der Republik in mehr oder minder elegantem Aufzug. Auf der Außengallerie des Grand Hotel, von deren Seitenfront aus man den Governmentsplatz überſchauen kann, drei oder vier neugierige Damen in hellen,

modischen Kostümen, Johannesburger Makler, die geschäftlich für ein paar Tage in Pretoria weilen, befrackte Kellner und livrierte Kaffernboys.

Die Uhr schlägt, das Glockenspiel läßt eine melancholische Weise ertönen — es kommt plötzlich Leben in die Szene; im weiten Halbkreis drängen sich die Leute um das Gouvernementsgebäude. Paul Krüger fährt heute zum Volksraad, wo eine wichtige Sitzung stattfindet. Das Staatsoberhaupt läßt nicht lange auf sich warten. Durch die Poststraße kommt ein Zug Artilleristen auf bildschönen Pferden herangesprengt, schwenkt sehr elegant ein und läßt den Wagen des Präsidenten passieren, den er eskortiert hat. Dieser Staatswagen ist ein Monstrum, das man nicht ohne Lächeln bewundern kann. Auf riesigen Rädern ruht ein gewaltiger, viereckiger Kasten, der grasgrün angestrichen ist und auf dem Schlag das Wappen der Republik in grellsten Farben und abnormer Abmessung zeigt.

Der Wagen fährt die Rampe hinauf und hält vor dem Eingang. Phlegmatisch tritt die Wache heraus und präsentiert in einer Manier, für die in Preußen noch keine Kasernenhofblüte erfunden ist. Phlegmatisch steigt einer der beiden Diener, die hinter dem Fonds auf einem Tritt stehen, herab, er ist in großer Gala mit vielen Tressen, aber — ohne Handschuhe. Der Schlag wird geöffnet, und der Lakai holt den Präsidenten mit einer derben Bewegung heraus. Dieser und jener aus dem Publikum bietet dem Staatsoberhaupt „Guten Abend!" Von Begeisterung ist nichts zu spüren. „Das alte Heupferd!" brummt ein Farmer respektlos in seinen Bart. Paul Krüger in dem bekannten Habit, den vorsintflutlichen Cylinder auf dem schneeweißen Haupte, schielt einen Augenblick mißtrauisch hinter den schwarzen Gläsern seiner Brille hervor, spuckt in weitem Bogen in das Vestibül hinein, gibt einem Mann der Wache mit seinem Knotenstock einen kleinen Klaps und verschwindet dann, von dem Diener gestützt, in dem Eingang. Ich habe eine Passierkarte für den Volksraad und gehe hinter ihm her.

Im Raadzaal hat sich inzwischen eine ziemliche Anzahl von Volksvertretern versammelt, welche den Eintritt des Präsidenten zunächst nicht weiter beachten. Eigenartige Typen, diese Volksvertreter! Meist eisgraue Männer mit wallenden Bärten, gebeugt vom Alter und harter Arbeit. Dazwischen dandyhaft gekleidete holländische Regierungsbeamte, elegante Sekretäre; da und dort sieht man auch die schlichte Artillerieuniform, welche der unserer Polizisten ähnelt. Die Abgeordneten sind alle in Schwarz gekleidet, die meisten tragen Gehrock, einige sogar Frack. „Gesellschaftsanzug" war vor-

geschrieben, weil zu dem neuen eleganten Raadzaal die Farmerbluse und die Khakijacke nicht mehr passen wollten. Die „Gesellschaftsanzüge" waren großenteils vom Trödler erstanden, meist zu kurz und zu eng für die robusten Gestalten, aber immerhin, der Vorschrift war damit genügt. Daß zum Gesellschaftsanzug auch ein weißes Hemd, Kragen und Binde gehören, schienen viele nicht zu wissen. Wenn sie den Kopf nach der Seite drehten, sah man das Lodenhemd, das sonst der Bart verdeckte.

Die Sitzung begann. Mit monotoner Stimme las ein Sekretär einen Bericht vor, an dem niemand Interesse nahm. Dann kam die Debatte. Ein Burenfarmer meinte, daß alles schön und gut sei, und Dr. Leyds nickte beifällig, während Krüger sich völlig teilnahmlos in seinen Polstersessel vergraben hatte. Auf einmal kam Bewegung in die Versammlung, der General Joubert hatte sich zum Wort gemeldet. Mit einer wohlklingenden Predigerstimme hielt er eine salbungsvolle Rede, in welcher es an bissigen Ausfällen gegen die „verblendete Regierung" nicht fehlte. Krüger winkte Leyds heran und fing an, sich mit ihm zu unterhalten. Als Joubert sich wieder gesetzt hatte, erhob sich ein noch ziemlich junger Herr, der gegen alle Vorschrift einen weißen Tennis-Anzug trug und mit einer Bewegung, welche einem preußischen Gardeoffizier Ehre gemacht hätte, das Monocle ins Auge schob; es war der Generalpostmeister van Alphen. Mit scharfer, heller Stimme warf er in nicht gerade respektvollen Worten Joubert seine altmodischen und landesfeindlichen — landesfeindlich ist eine hübsche Bezeichnung für den Generalissimus einer Armee — Ansichten vor.

Joubert zuckte mit den Achseln, als wenn er sagen wollte: „Es ist doch alles verlorene Liebesmüh!" aber Schalk Burger trat für ihn in die Schranken. Er nannte van Alphen einen „unreifen Jungen" und dann, plötzlich auf einige Konzessionsgeschäfte der Regierung übergehend, Paul Krüger einen „abgefeimten Schurken" und Leyds einen „ehrlosen Betrüger". Nun ging ein Höllenlärm los, der aber etwas Künstliches, Inszeniertes an sich hatte. Paul Krüger stand mit einer so heftigen Bewegung, daß man sie dem alten Herrn garnicht zugetraut hätte, von seinem Sessel auf, reckte seine mächtige Gestalt und begann seine Verteidigung. Im ersten Augenblick verblüffte die lächerlich hohe Stimme dieses Hünen, der seine Worte in den Saal krähte, daß man sie im hintersten Winkel hören konnte. Der Präsident war ein schlechter Redner. Es schien, als ob er die Worte aus seinem Pult herauskratzte, alle Augenblicke stockte er und warf einen halb wütenden, halb verlegenen Blick um sich, dazu

ſchlug ſeine Stimme häufig über. Aber das alles fiel nur am Anfang auf, denn immer mehr nahm er durch ſeine Worte ſeine Hörer gefangen und ſchließlich begriff man ſehr wohl den gewaltigen Zauber, mittels deſſen dieſer Mann in entſcheidenden Augenblicken auch die Nüchternen mit fortzureißen wußte. Während der Rede des Präſidenten hatte ſich der Sturm im Saale wieder gelegt, und ſchließlich hörte man da und dort beifälliges Murmeln, das zum Schluß der Rede in warmen Applaus überging.

Die Sitzung bot in ihrem weiteren Verlauf nur noch wenig Intereſſantes. Immer mehr Abgeordnete verließen den Saal und trieben ſich teils im Veſtibül, teils auf dem Governmentsplatz

herum, teils ſuchten ſie die nahen Bars auf. Unter dieſen Schankhäuſern war bei den Buren wie bei den Deutſchen Pretorias wohl das am meiſten beliebte die „Standardbar", welche ein gewiſſer Heiſterhagen, ein Kaſſelaner, mehr im deutſchen, als im engliſchen Geſchmack, mit runden Stammtiſchen, Jagdtrophäen aus aller Herren Länder und tropiſchen Pflanzen ſehr hübſch und gemütlich eingerichtet hatte. Heiſterhagen wäre mit dieſer Bar in kurzer Zeit ein reicher Mann geworden, wenn er nicht eine Afrikanderin geheiratet hätte, ein bildhübſches, pikantes Weib, das aber außer dem Verſchwendungsteufel auch noch verſchiedene andere Teufel im Leibe hatte und den Ärmſten nie zur Ruhe kommen ließ. Mme. Heiſterhagen zog zwar

viele Gäste ins Lokal hinein, aber das Gold verflüchtigte sich derartig zwischen ihren schlanken, weißen Händchen, daß die großen Einnahmen nie ausreichen wollten. Als sich schließlich auch die junge Frau selbst „verflüchtigte", und zwar mit einem hübschen kalifornischen Abenteurer, schoß sich der arme Heisterhagen eine Kugel vor den Kopf, ohne zu bedenken, daß die durchgegangene Frau — keinen „Schuß Pulver" wert war.

Damals schien indessen zwischen dem Ehepaar noch das beste Einvernehmen zu bestehen, und es war wirklich reizend in der „Standardbar". Wenn ich einmal einen Verleger für einen zweibändigen Roman finde, dann werde ich darin die Gesellschaft beschreiben, die sich in der „Standardbar" zusammenfand und an Vielgestaltigkeit der Typen wahrlich nichts zu wünschen übrig ließ. Allein aus den Schicksalen der Freunde und Bekannten, die mit mir Abend für Abend um den kleinen Ecktisch gleich beim Eingange saßen, ließen sich mehr Novellen herausholen, als ich jemals schreiben zu müssen hoffe. Da war unser lieber Herr v. B., der ehemalige Gardeartillerist, welcher damals an den Forts von Pretoria bauen half und damit schon ein Jahr früher so viel Geld verdient hatte, daß er eine Reise in die alte Heimat wagen wollte. Um sich zu akklimatisieren, ging er erst für ein paar Tage nach Monte Carlo, wo sich indes seine Pfundnoten so viel rascher akklimatisierten als er, daß sie sich von ihm trennten. Nach Deutschland sind weder die Pfundnoten noch Herr v. B. gekommen — „es hat nicht sollen sein" meinte er resigniert.

Dann hatten wir auch eine veritable Durchlaucht an unserem Tisch — österreichischer Hochadel und ehemaliger Vortänzer am Wiener Hofe. „Wir waren zwei Brüder" so erzählte er mir einmal in aller Gemütsruhe, „beide sehr lustig, beide sehr auf unser Amüsement bedacht, hatten ja steinreichen Vater. Eines Tages starb alter, lieber Herr, war aber, wie sich herausstellte, noch vielmehr auf Amüsement bedacht gewesen, als wir beide zusammen. Ganze Erbschaft ein paar hunderttausend Gulden, reichte gerade aus, Schulden meines jüngeren Bruders zu bezahlen, meine! — da hätte schon kleiner Vanderbilt Hilfsaktion unternehmen müssen. Gab Brüderchen das Geld und schiffte mich nach Afrika ein. Trübe Sache! Habe in Kapstadt verpufft, was noch zu verpuffen war, rettende Erbin hat sich nicht eingestellt. Dann bin ich mit Streichhölzchen hausieren gegangen, stellen Sie sich vor: Streichhölzchen und — ein österreichischer Reiteroffizier! Schließlich waren meine sechs paar Lackstiefel durchgetreten, da bin ich zu einem Rabbiner gegangen und habe mir

ein Paar neue erbettelt. Die alte Herzogin v. D., meine Tante, hat immer gesagt: die Rabbiner sind die einzigen, die auch helfen, wenn sie nichts davon haben. Auf den Rabbinerstiefeln bin ich dann bis Pretoria gekommen, und da hat mir Herr v. B. eine Anstellung beim Museum verschafft, für das ich nun jedes Jahr am Zambesi wilde Tiere schieße — jedenfalls standesgemäßer als Streichhölzchen und Rabbinerstiefel, wenn sie auch noch so à propos kommen. Sehen Sie da drüben den Grafen Z., dem ist's noch viel schlimmer gegangen, der war drei Monate Clown an einem Variété in Johannesburg, dann abwechselnd Stiefelputzer und Geschirraufwascher, trotzdem sein Ahnherr von Gottfried v. Bouillon zum Ritter geschlagen worden und sein Vater Oberhofmarschall an einem deutschen Fürstenhofe gewesen ist".

Ja, Oberhofmarschall und Stiefelputzer, Durchlaucht und Rabbinerstiefel, wie leicht fand dieses Afrika alle Uebergänge für sein Potpourri der Menschenschicksale, dessen Akkorde mir oft beängstigend in's Ohr klangen, wie rasch vollzog sich hier die Umwertung aller Werte. Einen Clown aus Whitechapel hat dieses Goldland zu einem der mächtigsten Männer der Erde, den letzten Sproß eines uralten Dynastengeschlechts hat es zum Clown gemacht, und in unendlichen Variationen erfindet es immer neue Karikaturen, grausame und ergötzliche, feine und brutale, leichtsinnige und nachdenkliche, erschütternde und — groteske.

* * *

Endlich einmal eine Gelegenheit, Geld zu verdienen! Zwar noch kein „job", keine feste Anstellung, aber doch eine Mission, aus der sich vielleicht etwas Dauerndes für mich herausschälen würde. Und das kam so! Eines Tages saß ich in dem quadratischen Hof von Poppers „Polar-Hotel", das dicht neben dem Transvaalhotel lag, und wenn auch keineswegs besser, so doch bedeutend billiger war als dieses, und spielte mit Herrn v. B. und unserer Durchlaucht Skat, was bei mir stets ungefähr so viel bedeutet, wie wenn jemand des Zeitvertreibs halber Groschenstücke ins Meer wirft. Plötzlich kam der Kaffernboy und meldete Herrn v. B. mit einer gewissen Ehrfurcht, daß Mr. Marks mit seinem Viererzug vor dem Hotel halte und Herrn v. B. zu sprechen wünsche. „Bring uns drei Whisky, Jim, und bestelle Mr. Marks, wenn er mich sprechen wolle, solle er in den Hof kommen!" sagte Herr v. B. und mischte mit einer Seelenruhe von neuem die Karten, als ob Mr. Marks der erste beste Kleiderjude gewesen wäre. Das war aber durchaus nicht der Fall, vielmehr war der Mann, der unseren Partner zu sprechen

wünſchte, hundertfacher Millionär, und nicht nur der reichſte, ſondern ſo ziemlich auch der mächtigſte Mann in Pretoria, trotz des guten Oom Paul, von dem ein Scherzwort behauptete, daß er nur drei Dinge fürchte: den lieben Gott, Tante Suſanne, die Beherrſcherin des Transvaal-Elyſée und Mr. Marks.

Trotzdem gehörte Mr. Marks zu den Leuten, die ſich gelegentlich auch einmal imponieren laſſen, und ſo kam er denn nach einigen Minuten ziemlich breitbeinig und in einem geradezu gigerlhaften Sommeranzug in den Hof ſpaziert und erklärte Herrn v. B., ohne ſich viel um uns zu kümmern, daß er ihn allein zu ſprechen wünſche. Die beiden Herren begaben ſich in das zur ebener Erde gelegene Billardzimmer, und Mr. Popper der gerade vorbeikam, trat bereitwillig als dritter Mann für Herrn v. B. ein.

Der Beſitzer des Polar-Hotel war einer der drolligſten Kunden, die mir je vorgekommen ſind. Dem ſchmächtigen, faſt zarten Mann konnte es niemand anſehen, daß er einſt als Löwenbändiger von Ruf durch die Lande gezogen war. Aber vorn im Gaſtzimmer zierten zwei Gemälde die Wand, welche den braven Popper zwiſchen den königlichen Tieren zeigten, die Peitſche in der Hand, und einen kühnen, überlegenen Zug um den Mund. „Ja, damals hatte ich noch ſo etwas Dämoniſches!“ meinte Popper ſtets, wenn man ihn befragte, wieſo an dem Beſitzer des Polar-Hotel nichts mehr von der kühnen Überlegenheit zu merken ſei, die den Löwenbändiger geziert habe. „Aber dann heiratete ich, und das Dämoniſche fiel von mir ab, wie eine Schuppenhaut. Immerhin iſt es in der Familie geblieben, ſehen Sie einmal meine Frau an!“ Nun war an der behäbigen Frau Popper zwar im allgemeinen nicht viel Dämoniſches zu bemerken, aber auf ihren Mann übte ſie allerdings einen faſt unbegreiflichen Einfluß. Der ehemalige Löwenbändiger, der es trotz ſeiner ſcheinbaren Schwächlichkeit noch immer mit drei ſtarken Buren aufnahm, zitterte vor ihrem „Baſiliskenblick“. Sie kommandierte ihn wie ein Feldwebel den jüngſten Rekruten, und der ſonſt ſtets ſchlagfertige Popper parierte ohne Widerrede. Einmal, als wir bei einer Bowle recht gemütlich zuſammenſaßen, tauſchten er und Adolf Schiel, der nachmals als Oberſt Schiel im Burenkrieg berühmt geworden iſt, in witziger Weiſe ihre Erinnerungen aus den Kaffernkriegen aus, die ſie beide mit großer Bravour mitgemacht hatten. Popper rühmte das hochintereſſante, abwechslungsreiche, ungebundene Leben im Felde und ſchloß, nicht ohne einen bezeichnenden Blick auf ſeine beſſere Hälfte, mit dem Stoßſeufzer: „Ach, wenn doch mal wieder ſo ein Feldzug käme!“ „Das könnte Dir gefallen, Du

Feigling!", antwortete Madame Popper mit einem fürchterlichen Blick auf den ehemaligen Löwenbändiger.

Poppers Schnurren ließen mich auch jetzt nicht zu einem vernünftigen Spielen kommen, und ich war daher ordentlich froh, als Herr v. B. wieder aus dem Billardzimmer heraustrat. Statt sich aber an den Tisch zu setzen, winkte er mir zu: Mr. Marks wünsche mich zu sprechen. Ich kannte Mr. Marks kaum und war daher einigermaßen gespannt, was er von mir wollen könnte. Ich sollte rasch Aufklärung erhalten. „Herr v. B. hat Sie mir sehr warm empfohlen," begann der Krösus. „Ich habe da nämlich eine wichtige Sache, für deren Durchführung ich einen energischen und vertrauenswürdigen Herrn brauche. Können Sie noch mit dem Abendzug nach Durban abreisen und sich meinem dortigen Vertreter zur Verfügung stellen? Es handelt sich darum, eine größere Anzahl Maultiere für mich anzukaufen, und zwar ohne daß irgend jemand merkt, daß ich der Käufer bin. Mein Vertreter wird Ihnen genaue Direktiven geben. Steigen Sie im Royal-Hotel ab und seien Sie — heute ist Freitag, also sagen wir Montag Abend, im Bahnhofsrestaurant von Bellair, einer Vorstadt von Durban, wo mein Vertreter, dem ich telegraphieren werde, Sie erwarten wird. Die Angelegenheit kann Sie drei Wochen in Anspruch nehmen, ich zahle Ihnen 25 Pfund und alle Kosten. Einverstanden?" „Einverstanden!", antwortete ich. Mr. Marks gab mir einen Scheck, drückte mir kurz die Hand: „Strengste Diskretion ist bei dieser Sache selbstverständlich!" Wir trennten uns. „Könnens ruhig machen, er will nur seinem schlimmsten Feind, dem Grünmann, einen Streich spielen!" meinte Herr v. B., als ich ihn fragte, was er über die Sache dächte. Drei Stunden später saß ich im Zug mit dem angenehmen Gefühl eines Menschen, der wieder Boden unter den Füßen spürt. Kurz vor Mitternacht war ich in Johannesburg, wo ich noch ein Telegramm aus Durban abwarten sollte.

„A trip to the sea" — eine kleine Reise nach der See! Was für das fashinable London Brighton ist, das ist für die elegante Welt Johannesburgs und Pretorias Durban. Freilich, den Londoner „weeksender" führt der Luxuszug in einer Stunde nach dem reizenden Seebad, während der Johannesburger selbst mit der besten Verbindung 24 Stunden braucht, um zu den Gestaden des indischen Ozeans zu gelangen, aber dafür schlägt man auch in Johannesburg die Entfernungen nicht so hoch an wie in England, und die See kann der Brite dort auf die Dauer ebenso wenig entbehren wie da. So hat sich Port Natal immer mehr zu dem Ostende Südafrikas

entwickelt, denn eine Europareise ist selbst für den Krösus vom Witwatersrand eine Sache, die er sich und den Seinen denn doch nur in angemessenen Zwischenräumen gönnt, und vom Geldpunkt abgesehen, sind auch die Unzuträglichkeiten zu groß, die solche weite und naturgemäß auch längere Entfernung von den Geschäften mit sich bringt, um nicht auch bei dem entgegenkommendsten Familienvater berechtigte Einwände zu zeitigen. So heißt denn in der „goldenen Stadt" schon seit Jahr und Tag das Kompromiß zwischen unternehmungslustiger Frauenschönheit und überlegender Gattenliebe — Durban. Und wenn es stille wird im sonst so geräuschvollen „Kaffernzirkus", wenn dichte, undurchdringliche Wolken rötlichen Staubes sich zusammenballen in den Straßen von Johannesburg, dann ist auch dort der „trip to the sea" die Losung; jene Quintessenz europäischer Fashion, auf die der moderne Kulturmensch nun einmal eingeschworen ist. Auf der Park-Station von Johannesburg sah ich denn auch dicke Broker schmerzbewegt Abschied nehmen von ihren schöneren Hälften und mit scheinheiliger Miene das Martyrium des Strohwitwertums auf sich nehmen, nicht ohne Schadenfreude über die eleganten Regierungsbeamten, denen unkontrollierbare Geschäfte keine Ausrede gewähren, nachdem der Urlaub einmal bewilligt worden ist. Mögen aber auch die Johannesburger „viveurs" Durban für langweilig erklären, Tausenden geplagten Dollarjägern gewährt es doch Jahr für Jahr einen willkommenden Zufluchtsort aus dem nervenzerrüttenden Treiben, in welches der Kampf ums Gold im Transvaal jeden hineinreißt. Ich hatte mir soviel von Durban vorschwärmen lassen, daß ich ordentlich gespannt war auf dieses „Paradies". Genügt doch bei jedem, der noch nicht ganz und gar verknöchert ist, ein Aufenthalt von wenigen Monaten in dem landschaftlich so trostlos öden Transvaal, um eine unbezwingliche Sehnsucht nach schattigen Waldtälern und romantischen Bergeshöhen, nach silberhellem Felsenquell und stolz wogender See zu wecken, und Natal wurde doch sicher nicht ohne Grund der Garten Südafrikas genannt.

Das Telegramm aus Durban wies mich an, noch einen mir näher bezeichneten Herrn in Johannesburg für die Reise zu engagieren. Dieser war sofort bereit, und so traten wir denn alsbald gemeinsam die Tour an.

Das geräumige Abteil des Durban-Expreß erfüllte alle berechtigten Ansprüche auf Komfort, von dem ja gerade bei längeren Reisen die Stimmung sehr wesentlich abhängt. Über Elandsfontein, den wichtigsten Eisenbahnknotenpunkt des Transvaal, und Heidelberg,

an das ſich für manchen Minenaktionär recht traurige Erinnerungen knüpfen, kamen wir bei Morgengrauen nach Standerton. So unſchuldig dieſer Name klingt, ſo freundlich der Eindruck iſt, den dies Städtchen mit ſeinem ſpitzen Kirchturm und ſeinen ſauberen Wohnhäuſern auf den Unbefangenen macht, ſo gibt es doch in ſüdafrikaniſchen Spekulantenkreiſen manchen, der ſchon bei der Erwähnung des Namens nervös wird. Iſt doch dieſer Ort ſchon ſeit Jahren der Ausgangspunkt mancher mehr oder minder heimlichen Expedition, auf der eigenſinnige Unternehmer abſolut Diamanten entdecken wollten, ohne für ihre Proben von blauer Erde in Johannesburg Gegenliebe zu finden. Um aber auf eigene Koſten die Unternehmungen durchführen zu

können, dazu mangelte es den Leuten an Geld. Der „Diamantring“ war zu Vorſchüſſen nicht zu bewegen, und ſo konnte man in der „golden City“ oft genug auf ſtark ausgehungerte Geſtalten mit wenig vertrauenerweckenden Manieren ſtoßen, die in geheimnisvollem Flüſterton von den fabelhaften Reichtümern einer von ihnen entdeckten Diamantfarm berichteten, deren Verkaufsrecht ſie ſich geſichert haben wollten, und die eines Tages ſelbſt die großen Herren von Kimberley kaum bezahlen könnten. Wer naiv genug war, um auf derartiges überhaupt einzugehen, für den bedeutete die Erlegung des Reiſegeldes nach Standerton meiſt den erſten Verſuch, ein Danaidenfaß zu füllen.

In Volksruſt erreichte der Zug die letzte Station des Transvaal. Wir hatten keine Eile, da wir inzwiſchen ein weiteres Telegramm

erhalten, das unſer Rendezvous verſchob, und entſchloſſen uns daher einen Tag in dem kleinen Neſt zu bleiben, das einen recht anheimelnden Eindruck machte. Der Beſitzer des Bahnhofreſtaurants war ein Deutſcher und gab uns bereitwillig alle gewünſchte Auskunft. Auf ſeinen Rat kehrten wir in einem Gaſthauſe ein, das mit ſeinen zellenartig um einen viereckigen Hof herumliegenden Zimmern den Eindruck eines Miniaturkloſters machte. Die Wirtin war eine polniſche Jüdin, die, ſchon in ihrer Jugend nach Transvaal ausgewandert, Land und Leute gründlich kannte und von ihren Erlebniſſen witzig zu erzählen wußte. Sie war keine Freundin der Buren, trotzdem dieſe hart an der Grenze der engliſchen Kolonie weſentlich kultivierter waren als in anderen Teilen des Landes; ſie hielt zu den Engländern, von denen allein man ſich etwas für Südafrika verſprechen dürfe. Daß ſie aber auch den anderen europäiſchen Nationen vorurteilslos gegenüberſtand, konnten die Plakate beweiſen, mit welchen das niedrige Speiſezimmer geſchmückt war, und auf denen neben engliſchen Zigaretten und franzöſiſchen Seifen die Erzeugniſſe einer deutſchen Streichholzfabrik angeprieſen wurden.

Am anderen Morgen legten wir den halbſtündigen Weg nach der engliſchen Grenzſtation Charleſtown zu Fuß zurück. Von dem Hügel herab, über den die Scheide zwiſchen den beiden Ländern läuft, ſah ich auf das weite, wellige Gebiet zu meinen Füßen. Da lag eine ſtrategiſche Poſition neben der anderen, ein Gelände, wie es ſich kein preußiſcher Generalſtäbler intereſſanter ausmalen kann. Im Süden das in bläulichen Duft gehüllte Gebirge, das nach Norden vereinzelte Bodenerhebungen ausſendet, zwiſchen denen ſich im Südoſten der Weg manchmal wie ein Paß durchwindet. In weiter Ferne rechts von uns die ſchwarzen Kaffernberge, links der ſtarre Majuba Hill — wie viel Blut iſt auf dieſem Fleck Erde gefloſſen.

Charleſtown ſelbſt hat nichts Charakteriſtiſches: eine kleine Grenzſtation, die ſich von einem engliſchen Dörfchen nur durch die Menge uniformierter junger Leute, Grenzer, Gendarmen und Soldaten der regulären Armee unterſcheidet. Im weiteren Verlauf der Reiſe kommt dann aber doch die ältere Kultur des Landes in hübſchen Anpflanzungen und vor allem in einer gewiſſen Baumpflege zum Ausdruck, die man im Transvaal ſo völlig vermißt. Intereſſant iſt Dundee als ein Mittelpunkt des Kohlenbergbaues. Wer den Ruhrbezirk kennt, wird dort allerdings keine großen Eindrücke empfangen. Die Gruben ſind von mancherlei Unfällen heimgeſucht worden, die von den Leitern gerne als Naturkataſtrophen hingeſtellt werden,

während sich unparteiische Fachleute schon mehrfach über den grenzenlosen Leichtsinn gewundert haben, womit der Abbau betrieben wird.

Kurzen Aufenthalt hatten wir in Ladysmith. Der Bahnhofsrestaurateur bot uns Ansichtspostkarten an. Ich schrieb eine an meine Angehörigen in der Heimat, die sich mit einiger Mühe orientierten, wo das Nest lag. Ein Jahr später hätte es ihnen jeder Schuljunge sagen können; damals hatten noch keine hundert Menschen in Deutschland von dem Ort gehört. Ein Krieg ist eben auch ein guter Geographielehrer. Ich traf zufällig einen Offizier von den 9. Lancers, den ich von England her kannte, einen flotten, jungen Mann. Er beklagte sich, daß man ihn von der afghanischen Grenze hierher versetzt hatte, wo keine Lorbeeren zu ernten seien, während es in Indien jeden Tag losgehen könne. Er war ein schlechter Prophet. In Indien hätte er vielleicht recht alt werden können, und hier wurde er einer der ersten auf der endlosen Verlustliste.

Klassischen Boden südafrikanischer Kämpfe betraten wir in Pietermaritzburg. Die Stadt hat ihren Namen von dem berühmten Piet Maratz, dessen Nachkommen dort heute noch leben. Der geräumige Bahnhof verspricht freilich mehr als der kleine Ort mit seiner einzigen Straße hält. Gesellschaftlich spielt neben einigen Industriellen, deren reizende gartenumsäumte Villen meist hart an der Bahn liegen, die Garnison eine wichtige Rolle in Pietermaritzburg. Von hier aus hat die Bahn eine ziemlich scharfe Steigung zu überwinden. Der letzte Teil des Weges von Glencoe Junction bergabwärts ist dann von wunderbarer, landschaftlicher Schönheit. Gilt doch die „Berea" für eine der herrlichsten Gebirgsstraßen der Welt. Durch prachtvolle Wälder und reiche Pflanzungen zieht sich diese breite, schöngepflegte Straße von Inchanga bis Durban. Eine Villenkolonie folgt hier der anderen, elegante herrschaftliche Besitzungen reihen sich an fashionable Luftkurorte; dazwischen großartige Fabriketablissements wie die berühmten „Sugar Estates", und überall südliche Farbenpracht, blendender Reichtum, tropische Üppigkeit. Jetzt kommen wir an dem durch seine Streichholzfabriken in ganz Südafrika bekannten Bellair vorbei, wo wir in einigen Tagen den Vertreter des Mr. Marks treffen sollten, und dann geht es in vielen Windungen hinab zum Meere, von dem uns schon ein salziger Hauch entgegenschlägt. Da taucht der Leuchtturm in der Ferne auf, immer zahlreicher werden die „Bungalows" rechts und links von der Bahn, nun durchschneiden wir die „stone-yards", und dicht dahinter sind wir schon in der Stadt. Mit Donnergepolter fährt der Zug in die sehr akustische, imposante Bahnhofshalle ein: Durban!

Auf dem Bahnhof in Durban empfing uns ein gar lebhaftes Wogen und Treiben. Schreiende Kulis, kleine Hotelburschen, Fruchthändler nud am Ausgang die muskulösen, stämmigen Zulus in phantastischem Aufputz vor ihren Rikshas, diesem idealen Fortbewegungsmittel. Da war auch schon der Portier des Royal-Hotel, der uns das Gepäck abnahm und uns darauf aufmerksam machte, daß wir keinen Wagen nötig hätten, da das Hotel in fünf Minuten zu Fuß zu erreichen sei. Mr. Marks hatte es nicht schlecht mit mir gemeint, als er mir empfohlen, hier abzusteigen. Ich habe vom Pera Palace hinabgesehen auf das goldene Horn, ich habe auf der Terrasse von Shephard gesessen und die elegante Welt Kairos durch die Schubra Allee nach dem Esbekieh fahren sehen, habe auf der Veranda des Hotel des Anglais in Nizza die Schönheiten des Rivierabades auf mich wirken lassen und von Strelzows Logierhaus hinabgeblickt auf das unvergleichliche Tiflis, aber ich habe kaum etwas Reizvolleres kennen gelernt als dieses allerliebste Royal Hotel, das zwischen mächtigen Palmen schlank, elegant und blütenweiß aufsteigt und sich, von dem tropisch üppigen Stadtpark umgürtet, ausnimmt wie das Märchenschloß eines indischen Fürsten.

Von meinem Fenster aus konnte ich weit hinaus sehen auf den sonnenbeglänzten indischen Ozean, den malerischen Leuchtturm und die schwülen, geheimnisvoll prächtigen Palmenwälder an der Berea-Straße, und dabei brauchte ich keinen Komfort zu entbehren, den die raffinierteste Kultur zu bieten hat. Tadellos geschulte indische Diener in schneeweißem Anzug mit buntseidener Schärpe um die Hüften servierten duftende Zigaretten zu dem exquisiten Cocktail, mit dem wir ein wirklich schlemmerhaftes Diner abschlossen, und als ich mich dann in den breiten Madeirastuhl zurücklehnte, überkam mich eine innere Seligkeit, eine Glücksstimmung, wie sie nur dieser wunderbare Süden mit seinen weichen linden Lüften, das pikante Aroma unzähliger Blüten, vermischt mit dem würzigen Hauch des Ozeans, zu schaffen vermögen. So richtig und mit Genuß faulenzen kann man bei uns im Norden eigentlich garnicht, dort drunten aber lernt man diese Kunst gar rasch, das wohlige Hindämmern, in dem die Seele von jeglicher Sorge befreit, leicht beschwingt durch unendliche Räume fliegt und alles Körperliche von einem abzufallen scheint.

Aber wir waren ja nicht zum Faulenzen nach Durban gekommen, wenn auch die zwei nächsten Tage noch uns gehörten. Da schwamm ich denn in herrlicher Morgenfrühe von der „Beach“ (Strand) aus weit hinaus in den Ozean der Sonne entgegen, die dort drüben „über Madagaskar“ aufging und mit leisen, warmen Küssen die

kleinen Wellchen aus dem Schlaf weckte, die mich nun ſanft umſpielten. Wie traumhaft ſchön war das! Und dann das Frühſtück im „Royal“ und die Spazierfahrt im Rikſha tief hinein in die Berea-Straße. Vorbei an den reizenden, gartenumſäumten, blumenumkränzten Bungalows, an den kleinen maleriſchen Läden der Kulis fuhren wir die mählich anſteigende, prachtvoll gepflegte Bergſtraße entlang, bis wir vom Kamm den Ausblick gewannen auf den Leuchtturm von Port Natal und das weite waldige Land, das nun zu unſeren Füßen ſich hindehnte bis ans Meer. Da erzeugte der eintönige Geſang der Kaffern auf den kleinen Fruchtfarmen, das leiſe Aneinanderſchlagen der Palmblätter und das dumpfe Getön der fernen Brandung Akkorde, die noch lange, lange im Ohre nachklingen.

Nachmittags beſahen wir uns die Stadt. Das charakteriſtiſchſte Gebäude in Durban iſt die Town Hall, zugleich Hauptpoſtamt, mit dem Türmchen und dem Glockenſpiel, das mit der Melodie eines Chorals in ſeltſam beweglicher Weiſe die Stunden kündete. In der Town Hall iſt auch das naturhiſtoriſche Muſeum untergebracht, auf das Durban eigentlich ohne rechten Grund ſehr ſtolz iſt. Der Seitenfrond der Town Hall gegenüber liegt der Public Garden, und hinter dieſem das Royal Hotel. Von der Beach, dem Seeſtrand, zieht ſich als Hauptſtraße von Durban die Weſtſtreet bis zu der mählich anſteigenden Berea. Neben der Standard Bank, dem Zentral-Hotel und einer kleinen Kirche ſind es die eleganten Bureaus der zahlreichen Schiffahrtsgeſellſchaften, die hier in die Augen fallen, dazwiſchen beſonders viele Drogengeſchäfte, elegante Läden mit Modeartikeln — man trägt ſich ſehr chic in Durban — Photographenateliers und am Weſtende die kleinen, mit grellfarbigen Calicos behängten Läden der Kulis und das anſpruchsloſe Theater. Die kommerziellen Größen in Durban ſind die Leiter der großen Spediționsfirmen, unter denen F. A. Rechberg, der deutſche Konſul, und Münder und Auerswald, die Vertreter der Oſtafrika-Linie, hervorragen. Eine erſte Stelle nehmen auch De Waal & Co. und Chiaccari ein, die am Hafen große Häuſer beſitzen. Deutſche Kaufleute findet man in Durban bedeutend weniger als in Johannesburg. Seit dem Jameſoneinfall und der Stellungnahme Deutſchlands in der Transvaalfrage ſind dank dem Boykott des hier unbedingt dominierenden engliſchen Elements faſt alle deutſchen Kleinhändler verkracht. Eine eminente Bedeutung für das Deutſchtum in Natal haben die regelmäßig anlaufenden Dampfer der Oſtafrika-Linie, wie auch die leider nur recht ſelten auftauchenden

Kriegsschiffe, deren Bemannung von den Landsleuten jedesmal ein fast stürmischer Willkomm bereitet wird.

Der Hafen, Port Natal, von dem Zentrum Durbans etwa 25 Minuten entfernt, ist wenig günstig. Er ist stark versandet, für die neuen großen Passagierdampfer kaum mehr verwendbar, und seine Instandhaltung kostet Unsummen. Da nun aber Port Natal trotzdem noch der größte englische Hafen Ostafrikas ist, so kann man sich denken, wie sehr es den Engländern um den Besitz der Delagoa-Bai zu tun sein muß, des besten natürlichen Hafens der afrikanischen Ostküste, der zudem noch die wichtigste Zugangspforte für den Transvaal ist. Landschaftlich allerdings hat auch Port Natal seine Reize, trotzdem zieht der Durbaner für seine Ausflüge die Berge der See vor, er wandelt lieber die schattigen Gründe der Berea als dem sonnenbeschienenen Strand des indischen Ozeans entlang.

Der gesellschaftliche Treffpunkt für das elegante Durban ist an schönen Sommerabenden — und es gibt deren ja so viele, göttlich schöne in diesem Paradies — der Stadtpark, in dem regelmäßig eine Kapelle spielt, deren Klänge auch diejenigen anlocken, welche sonst in ihren stillen, vornehmen Villen an der Berea ruhig dahinzuleben pflegen, ohne sich um die Außenwelt sonderlich zu kümmern. Der Luxus mag in Kapstadt größer, in Johannesburg provozierender sein, in Durban ist er dafür distinguierter, wie diese Perle unter den englischen Ansiedelungen am indischen Ozean überhaupt gesellschaftlich außerordentlich hoch steht. In recht guten Kunstausstellungen, die mit Begeisterung und allgemeinem Interesse aufgenommen werden, spricht sich mehr wahrer Sinn für die Kunst aus, als man das im Durchschnitt in England selbst findet. Bei den Vorstellungen der Albani, die eine erwünschte Abwechselung in die Saison brachten, war die ganze gebildete Bevölkerung anwesend. Ich selbst war noch nicht lange genug von Europa entfernt, um gerade diese Schwärmerei teilen zu können. Mit ihrem Theater aber sind selbst die Durbaner unzufrieden.

Dafür müssen die prachtvollen Tennisplätze, die wunderbar gelegene Rennbahn jeden echten Sportsmann mit Bewunderung erfüllen, um so mehr, als hier bei den Wettkämpfen Unredlichkeit und Gewinnsucht, die sich in Johannesburg in recht häßlichen Schiebereien äußern, gegen das fachmännische Vergnügen sehr zurücktreten.

Überhaupt ist Durban weit mehr konsumptiv als produktiv. Wer Geld machen will, geht weiter nach den Goldfeldern. Dagegen zieht sich mancher, der dort reich geworden ist und das Land lieben

gelernt hat, in dem er sein Glück gemacht, nach dem stillen, vornehmen Badeort zurück, manch narbenbedeckter, alter Soldat, mancher im Dienst ergraute Beamte findet hier sein Pensionopolis — an den friedlichen Gestaden des indischen Ozeans, wo Meer und Wald, Berge und Dünen so verlockend zu einem otium cum dignitate einladen.

Ich nahm mir im stillen vor, noch einmal nach diesem Durban zurückzukehren, wenn ich einst erreicht hätte, was ich in Südafrika gewollt. Es ist anders gekommen. Zwar sollte ich Durban noch einmal wiedersehen, aber nur als Schwerkranker, als Schiffbrüchiger gewissermaßen — dies Durban, wo mir jetzt noch so frohe Hoffnung winkte.

* * *

Den zweiten Tag unseres Durbaner Aufenthaltes benutzten wir zu einer Fußtour nach New-Germany. — Als eine Fortsetzung der breiten, belebten Weststreet führt die Berearoad weit hinein, in die stille Gebirgslandschaft, die Ausläufer der Zuluberge gen Pinetown, Inchanga und weiterhin nach Pietermaritzburg.

Aber nur ein Teil unseres Weges geht diesmal der Berea entlang, dann führt uns ein Pfad rechts ab durch ein romantisch zerklüftetes Tal, über einen kleinen lebhaften Bergbach und schließlich in scharfer Steigung zwischen Maisfeldern und Bananenpflanzungen, zu dem ersten Farmerhause von New-Germany, einer der ältesten und lebensfähigsten deutschen Bauernkolonieen Natals — dem Ziel unseres Abstechers.

Eine junge blondhaarige Frau steht vor der Tür, ein kleines Kind auf dem Arme; sie singt ihm mit leise fremdländischer Betonung ein deutsches Wiegenlied. Froh erwidert sie den deutschen Gruß, durch köstliche Bananen erfreut sie den Wegmüden und gibt freundliche Auskunft. Sie ist in Afrika geboren und hat Deutschland nie gesehen, aber ihr Mann war vor ein paar Jahren erst drüben gewesen, noch vor ihrer Verheiratung; was der alles erzählen konnte, die Alten habens kaum glauben wollen, und sie waren doch dort geboren und haben die Erinnerung noch treu im Herzen. Ein bärtiger, sonnengebräunter Mann trat an uns heran, und als die Frau ihm berichtet hatte, hieß er mich und meinen Freund in wohlbekanntem Dialekt willkommen.

Aber es war beste Arbeitszeit, wir durften die Leutchen nicht aufhalten; auf dem Hof stand ein großer vierrädiger Karren; „Böhmer New-Germany" war daraufgemalt. Wir erfuhren, daß er dem nächsten Nachbar gehöre, der zugleich das älteste Mitglied der Kolonie und einer der wohlhabendsten Ansiedler war. Wir mußten

ihn unbedingt besuchen. Unser neuer Freund zeigte uns den Weg, der nicht zu verfehlen war, und nahm uns das Versprechen ab, auf dem Rückweg noch einmal bei ihm einzukehren.

Mit innerer Freude sahen wir die wohldrainierten, gutstehenden Felder; das ist „deutscher Fleiß", erklärte mein Freund, „so etwas kennen die Engländer doch nicht".

In einer halben Stunde haben wir Herrn Böhmers Farm erreicht. Ein alter weißbärtiger Herr in der landesüblichen Farmertracht, tausend Runzeln in dem guten, freundlichen Gesicht, stand am Wege; wir frugen nach dem Besitzer, er war es selbst. In heller Freude geleitete er uns ins Haus und stellte uns seiner Gattin vor, einer noch jugendlich rüstigen Frau im besten Alter. Der Mittagstisch war gerüstet, und wir mußten uns dazu setzen.

Mit dem Wohlbehagen der Feinschmecker genossen wir die Speisen, die trotz der Einfachheit in dieser Vollendung doch nur eine deutsche Hausfrau zu bereiten versteht, und die wir nach der immerhin etwas öden englischen Kost doppelt zu schätzen wußten.

Und dann gings ans Fragen. Wir mußten erzählen, zunächst von Hannover, wobei wir trotz unserer Kenntnis durch die Gründlichkeit der Leutchen fast in die Enge getrieben wurden. An der Wand hing des alten Königs Bild, in der Uniform seiner Garde, aber gleich daneben ein anderes, das unseres Kaisers, und die Böhmers waren stolz darauf, daß sie ihn gesehen hatten, als sie vor ein paar Jahren zum ersten Male nach langer Zeit in Deutschland weilten. Einer der Söhne trat ins Zimmer, schon ein älterer Mann, die Frau konnte unmöglich seine Mutter sein. Da erzählte Herr Böhmer denn auch, daß sie seine zweite Gattin sei, und wie sie seinen verwaisten Kindern eine so gute, fürsorgliche Mutter gewesen, daß er, ihrem Herzenswunsche folgend, vor ein paar Jahren von dem Sauer ersparten Gelde die teuere Reise in die Heimat mit ihr gemacht. Sie war keine Hannoveranerin, sie stammte aus Kassel, und dort haben die beiden denn auch den jungen Kaiser an der Spitze seiner Truppen gesehen. Mit leuchtenden Augen berichtete der alte Herr davon.

Er war selbst in der Heimat nie Soldat gewesen. Mit fünfzehn Jahren war er mit seinem Vater ausgezogen ins fernere Land, aber das Soldatische lag ihm im Blute. Der Vater, der vor wenigen Jahren als Neunzigjähriger gestorben war, hatte seiner Zeit aus den Farmersöhnen der Umgegend ein Volontärkorps gebildet, das, zur Verfügung des Gouverneurs, ein starker Stützpunkt für die Kolonialregierung war, in einem Lande, wo das schwarze Element,

im Verhältnis zu dem weißen Ansiedler, so bedeutend überwog. Hier hatte der Sohn den ersten militärischen Schliff empfangen, um später als Kapitän an des Vaters Stelle zu treten, die er heute noch inne hatte. Ein englischer Orden zierte seine Brust, er hatte die Anerkennung gefunden, die er um Organisation um Fortbildung der Truppe verdient.

Die frischen, blühenden Töchter trugen nach deutscher Art die Gerichte selbst auf, was gegen die landesübliche Bedienung durch Kaffern angenehm abstach; währenddem unterrichtete uns der Vater über die kleine Kolonie.

Es waren fleißige deutsche Bauern, die hier ihr Brot vielfach ebenso sauer verdienen mußten wie in der Heimat, und die sich redlich plagten und mühten. Reich war die Kolonie nicht, daran

mochte in vieler Beziehung die für den Verkehr wenig günstige Lage schuld sein. Der Boden war ja wohl heute an und für sich mehr wert als der Ankaufspreis; aber diese Leute sind keine Terrainspekulanten, dazu liegt ihre Ansiedlung auch zu sehr abseits vom Wege. Während auf den Goldfeldern des Transvaal Millionen-Vermögen erworben wurden, machte man hier die Erfahrung, daß es — ehrlich doch am längsten währt. Aber zu einer deutschen Kirche hatte sich doch das nötige Geld gefunden; hinter den Hügeln konnten wir die Turmspitze sehen, dort lag auch das eigentliche Dorf. Herr Böhmer gab uns ein Stück weit das Geleite. Seine Felder, die Früchte seiner Arbeit, waren es, durch die unser Weg zunächst führte. Man merkte ihm den Stolz an, wenn er auf diese oder jene Kultur aufmerksam machte. Von der Kuppe des nächsten Hügels konnten

wir die Siedelung liegen sehen; aber noch hatten wir eine ziemlich tiefe Schlucht zu durchwandern, ehe wir ankamen.

Das erste, was wir erblickten, war hinter einer niedrigen Steinmauer ein kleiner Friedhof. Um das Grab ihres verehrten ersten Pastors lagen die verstorbenen Mitglieder der Gemeinde. Die sorgfältig gepflegten Hügel waren mit Kränzen oder Steinen geschmückt, wo neben dem Namen das Geburts- und Todesjahr das biblische Alter zeigten, das viele erreicht haben: — geboren in Hannover, gestorben in Natal.

Ein deutscher Friedhof in der blühenden, duftenden, reichen Welt des Südens! Wie mochte der letzte Gedanke derer, die da lagen, ein sehnsüchtiger Gruß gewesen sein an die Heimat, während das innere Auge über Meer und Weltteile hinweg den Weg gesucht zum „Garten unter Baumeskronen", zu den deutschen Eichwäldern, unter denen das Herz seinen ersten Traum geträumt hatte.

Wie wehmütig stimmen solche Gräber in fernem Lande! Mehrstimmiger Gesang weckte uns aus unserer Betrachtung. Vom Friedhof wandten wir uns zur nahegelegenen Schule, von dem vergangenen zu dem aufblühenden Geschlecht. Sauber, ordentlich und bedeutend geweckter als der Durchschnitt deutscher Schuljugend sahen die kleinen Mädchen und die frischen Jungen aus. Im Verkehr mit den deutschen Eltern, den englischen Nachbarn und den schwarzen Dienstboten, wachsen sie mit der Beherrschung dreier Sprachen heran. Den Kaffern gegenüber lernen sie früh auf sich achten, liegt doch auf ihren jungen Schultern schon eine gewisse Verantwortlichkeit. Der Unterricht ist zweisprachig: englisch und deutsch nebeneinander. Die Nachmittagsstunde wurde eben durch ein deutsches Lied beendigt. Der Lehrer, ein äußerst sympathischer, liebenswürdiger junger Mann, zeigte uns den Schulraum, der mit den Landkarten, den Tierbildern und der großen Tafel uns an die eigene Kindheit gemahnte. Die Kinder erfreuten uns noch durch eine kleine Sondervorstellung. Ihre Deklamationen und die guten geographischen Kenntnisse belohnten wir durch Erzählungen aus Deutschland, denen sie mit atemloser Spannung lauschten, durch kluge Zwischenfragen das volle Verständnis verratend. Dann mußten wir noch des Lehrers hübsche Wohnung bewundern und wurden seiner Frau vorgestellt, einer Tochter des Herrn Böhmer. In ihrem kleinen Sprößling begrüßten wir die vierte deutsche Generation in New-Germany. Der Lehrer war uns dann auch weiter freundlicher Führer. Hier und da mußten wir in ein Bauernhaus eintreten und immer wieder erzählen. Ein Wirtshaus gibts hier nicht; mein

Begleiter meinte, daraus könne man sofort sehen, daß man denn doch nicht in Deutschland sei. Im Vorübergehen traten wir dann auch in eine kleine Kaffernkirche, in der den Schwarzen das Evangelium gepredigt wird. Die protestantische Kirche steht auf einer Anhöhe, dicht dabei das Haus des Vikars und gegenüber das des Pastors.

Als der freundliche Herr, der uns schon aus der Ferne gesehen, uns in seinem kleinen, wohlgepflegten Vorgärtchen empfing, konnte man sich völlig nach Deutschland versetzt glauben. Das hübsche, grünumrankte Häuschen ist ganz in europäischem Stil eingerichtet. Darinnen rasselte die Nähmaschine unter der Hand des fleißigen Töchterchens, das von ein paar Freundinnen in seiner Arbeit unterstützt wurde. Eine prächtige Pastorenfrau ist dem Gemahl die beste Hilfe in seiner Missionsarbeit und in seiner Fürsorge für die Pfarrkinder. Das Ganze macht einen behäbigen, freundlichen Eindruck. Der würdige Pfarrherr mit dem grauen, kurzgeschnittenen Vollbart, der goldenen Brille und dem feinen Gelehrtengesicht zwischen seinen Rosenbeeten unter dem blauen Himmel des Südens ist manchem Deutschen in Durban ein liebes, unvergeßliches Bild. Das angebotene Nachtquartier konnten wir zwar nicht annehmen; aber es war spät genug, als wir uns nach ein paar frohen Stunden trennten, die wir der Erinnerung an die Lieben in der Heimat geweiht. In den kleinen Farmerhäusern war es schon dunkel; wir konnten nicht mehr Abschied nehmen, wie wir es vorgehabt hatten. Diamantenfunkelnd stand das Kreuz des Südens über dem kleinen Friedhof, und der Mond zeigte mit hellem Licht den Weg. Auf die Berea warfen die hohen Bäume unheimliche Schatten. Wir beide überlegten uns, wie wir als Dank unseren Landsleuten in New-Germany eine Freude machen könnten. Meine rasche Abreise aus Durban verhinderte einen weiteren Besuch; so mögen diese Zeilen der Beweis dafür sein, daß die Freunde im Süden nicht vergessen sind!

* * *

Voll fieberhafter Erwartung saß ich am nächsten Abend mit meinem Reisegefährten in Bellair, wo wir den Vertreter des Mr. Marks treffen und von ihm nähere Aufklärung über unsere Mission erhalten sollten. Wir hatten uns in Durban Pferde gemietet und waren durch die Berea herausgeritten nach dem reizenden Bellair, um die wundervolle Straße noch einmal in ihrer Schönheit so recht auszukosten. Mit einiger Verspätung erschien denn auch Mister Retham in Firma Marks & Co. Er war ein großer, energischer Engländer mit einem kühlen, berechnenden Ausdruck in dem wetter-

gebräunten Gesicht. Ziemlich cynisch legte er uns die Angelegenheit dar: Herr Grünmann, ein großer Johannesburger „Kontraktor" hatte mit der Regierung in Pretoria ein Abkommen getroffen, nach dem er bis zu einem bestimmten Datum 500 Maultiere zu liefern hatte. Für jeden Tag Verspätung sollte eine sehr hohe Konventionalstrafe gezahlt werden. Herr Grünmann hatte nun durch einen Angestellten die Maultiere in Indien kaufen lassen, da damals in Südafrika eine Seuche herrschte; sein Angestellter hatte dann ein Schiff gechartert, und die „Mulis" sollten am nächsten Tage in Durban ankommen, um per Bahn nach Pretoria gebracht zu werden. Mr. Marks wollte nun, daß wir dem Angestellten Grünmanns für einen hohen Preis die Tiere abkauften, wodurch der ihm verhaßte Konkurrent eine ganz enorme Konventionalstrafe zahlen mußte, während Marks seinerseits der Regierung, welche die Maultiere aus einem seuchenfreien Gebiet dringend brauchte, dieselben zu einem riesigen Preise anbieten und leicht mit ihr zum Abschluß kommen konnte. Gelang der Plan, so hatte der schlaue Krösus zwei Fliegen mit einer Klappe geschlageu: er hatte seinen Feind und Rivalen schwer getroffen und dabei nicht nur keinen Pfennig eingebüßt, sondern noch ein großartiges Geschäft gemacht.

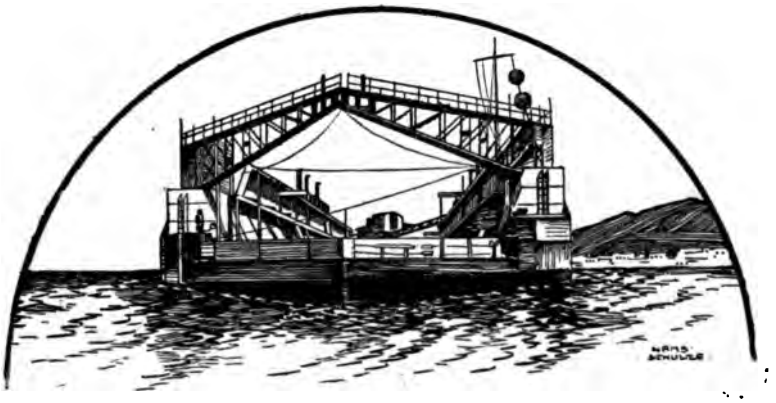
Dank Grünmanns unbegreiflicher Vertrauensseligkeit war der Plan wenigstens in seinem ersten Teil sehr rasch durchgeführt. Wir luden den Transportleiter ins „Royal Hotel" ein und wurden nach einigem Hin und Her auch wirklich mit ihm handelseinig. Unter unserer Aufsicht sandte er den Kaufpreis an Grünmann. Mit seiner Provision dampfte er mit dem nächsten Schiff nach Australien ab, und wir sandten Mr. Marks freudestrahlend ein Telegramm, daß die Mulis unser seien und in Durban zu seiner Verfügung ständen. Sofort kam die Antwort, wir hätten unsere Sache vorzüglich gemacht und sollten nun die Mulis vorläufig in Durban lassen. Mr. Marks erzählte nun mit einem Siegeslächeln seinen Freunden im Government zu Pretoria seinen Streich, und nachdem diese sich überzeugt hatten, daß Grünmann die Tiere nicht liefern konnte, schlossen sie wirklich mit Marks einen gleichen Kontrakt ab: Lieferung von 500 Maultieren aus seuchenfreiem Gebiet innerhalb einer bestimmten (diesmal sehr kurz bemessenen) Frist bei Zahlung von 100 Pfund Sterling Konventionalstrafe für jeden Tag Verspätung.

Soweit war alles in schönster Ordnung, und wir wollten schon am nächsten Tag mit den Mulis nach Pretoria fahren, da erhielt ich am Abend die Nachricht, daß in dem Quartier, wo die Tiere untergebracht waren, zwei von ihnen von der Seuche befallen seien.

Ich wollte nun die Tiere noch in der Nacht durch Extrazug befördern laſſen, und wir waren auch ſchon beim Einladen, da trat die Durbaner Veterinärpolizei, die ein Spion Grünmanns uns auf den Hals gehetzt hatte, dazwiſchen. Alle Tiere mußten in ihr Quartier zurückgebracht werden, über welches ſofort eine dreiwöchentliche Quarantäne verhängt wurde.

Nun konnten Mr. Marks und Mr. Grünmann um die Wette Konventionalſtrafe zahlen, und die guten Buren hatten wieder einmal den Gewinn. Es bewahrheitete ſich das alte Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein!“ Daß ich unter dieſen Umſtänden in Pretoria von Mr. Marks nicht beſonders freundlich empfangen wurde, obgleich ich an dem Malheur wirklich unſchuldig war, und was mich anbetraf, die Miſſion doch erfüllt hatte, kann man ſich denken. Jeder Krösus hat auch etwas von einem Darius an ſich und ließe den Unglücksboten am liebſten köpfen. Meinen Kopf behielt ich nun zwar, meinen heißerſtrebten „Job“ aber nicht. Mr. Marks hatte keine weitere Verwendung für mich, und tief entmutigt über dies Afrika, das mir nun einmal kein Glück bringen wollte, ging ich einige Tage ſpäter nach Johannesburg zurück.

Von da an ging es nun nicht nur mit meinem Geld, ſondern auch mit meinem Selbſtvertrauen raſch abwärts, ich wurde allmählich reif für die größte Dummheit meines Lebens.



23. Kapitel.

„Des weißen Mannes Grab“.

Auf der letzten Seite des Johannesburger „Evening Star“ ſtand eine höchſt auffällige Annonce. Ein Mr. Redmond ſuchte 50 bis 60 junge, kräftige Leute für die neuen Bahnbauten nach Rhodeſia. Techniſche Vorkenntniſſe nicht notwendig, Zeugniſſe und Ausweispapiere nicht verlangt, Ausrüſtung und Beförderung nach Ort und Stelle bezahlt die „Company“, Monatsgehalt 85 Pfund Sterling, 5 Pfund Handgeld ſofort bei Unterzeichnung des Kontraktes.

Am nächſten Morgen um 9 Uhr ſtand ich mit ein paar Dutzend verwegen ausſehenden Kerlen vor dem Goldfields Hotel, ich war entſchloſſen mich zu melden, trotzdem mir von allen Seiten abgeraten worden war. Aber was wußten die anderen, wie es um mich ſtand. Seit ich nach Johannesburg zurückgekehrt, war mir nichts, aber auch garnichts mehr geglückt. Dabei verſchlechterten ſich die politiſchen und damit auch die geſchäftlichen Verhältniſſe zuſehends, immer größer wurde die Maſſe der Beſchäftigungsloſen jedes Berufs, und ich mußte mir ſagen, daß meine Ausſichten geradezu verzweifelte waren. Selbſt meine tadelloſe Garderobe war ſchon Stück für Stück zum Trödler gewandert, den letzten Anzug hatte ich vor drei Tagen in einem Vorſtadtlädchen gegen das Khakihabit vertauſcht, das ich jetzt

auf dem Leibe trug. Ich hatte bei dem Geschäft zehn Schillinge herausbekommen, von denen jetzt glücklich noch drei in meiner Tasche klapperten — die letzte Barschaft. Sobald die Zimmervermieterin entdecken würde, daß meine Garderobe, die sie bisher als eine Art Bürgschaft angesehen, verschwunden war, würde sie mich, wie ich ging und stand, auf die Straße setzen.

Da viele Hunderte in Johannesburg in der gleichen Lage waren wie ich, da Dutzende von Obdachlosen Nacht für Nacht auf den Bänken des Jouberts-Parkes kampierten, so wunderte ich mich eigentlich, daß der Andrang vor Mr. Redmonds Tür nicht größer war. Was man in Johannesburg von dem Schicksal der nach Rhodesia ausgewanderten Arbeiter zu hören bekam, war ja allerdings wenig ermutigend. Bei den neuen Bahnen der „Chartered Company" südlich vom Zambesi, sollte jede Schienenmeile ein Menschenleben kosten, „des weißen Mannes Grab" nannten die, welche zurückgekehrt waren, das von giftigen Fiebern und manchen anderen Plagen schwer heimgesuchte Land; ich hatte jedoch während meines südafrikanischen Aufenthaltes schon öfter die Erfahrung gemacht, daß bei solchen Erzählungen viel übertrieben wird, und da ich in meiner Stimmung schließlich sogar auch das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorgezogen hätte, so stand mein Entschluß fest.

Die Verhandlungen mit Mr. Redmond waren sehr kurz; er rief einen nach dem anderen herein, fragte nach Namen, Nationalität, ob man gesund sei und arbeiten wolle. Darauf mußte ein Revers unterschrieben werden, in welchem man sich damit einverstanden erklärte, daß die Gesellschaft über den ausbedungenen Monatsgehalt hinaus keinerlei Garantie für Leben und Gesundheit übernehme und keinerlei Schadenersatz leiste: „eine bloße Formulität!" meinte Mr. Redmond jovial. Der eigentliche Kontrakt wurde uns noch nicht vorgelegt; diese Formalität, nach deren Erfüllung wir erst das Handgeld erhalten konnten, sollte kurz vor der Abreise erledigt werden, welche auf den nächsten Sonntag festgesetzt war.

Soviel ich bemerken konnte, wurde keiner von den Leuten, die sich gemeldet, zurückgewiesen, trotzdem es mehr waren, als Mr. Redmond in der Annonce gesucht hatte, und die Kandidaten keineswegs alle „jung und kräftig" aussahen. Das ganze Verfahren stimmte mich doch recht bedenklich, ich suchte mich aber über den Eindruck hinwegzutäuschen, und drei weitere Tage verzweifelten Stellungsuchens taten das übrige. Nachdem der Sonntag für mich zum unfreiwilligen Fasttag geworden war, trat ich am Montag mit

einem Gefühl „allgemeiner Wurstigkeit“ in dem uns bezeichneten Bureau in der Pritchard Street an.

In einem großen dumpfigen Lagerraum fand ich dort schon einige halbnackte Gestalten, die von einem Kreis jüdischer Händler umgeben waren. Die Leute hatten großenteils schon ihre ganze Leibwäsche für ein paar Pence verkauft und waren, da die neue Ausrüstung eben verpaßt werden sollte, im Begriff, auch ihre armseligen Drillichanzüge gegen etwas Tabak oder Schnaps den Händlern zu überliefern. Alte Sachen, sogenannte „second hand clothes“ sind im Transvaal ein sehr gesuchter Artikel; selbst wenn sie noch so verdorben sind, findet sich ein Abnehmer; für gut erhaltene europäische Anzüge aber werden geradezu außerordentliche Preise gezahlt, sie werden zurechtgemacht und als neu für drei bis vier Pfund Sterling verkauft — vom hygienischen Standpünkt aus ein großer Unfug.

Man ließ mir übrigens nicht lange Zeit zu Reflexionen. Ich erhielt wollene Unterkleider, einen neuen Khakianzug, der mehr dauerhaft als kleidsam war, ein Paar derbe Schuhe, die wie Gewichte an den Füßen hingen, eine wollene Leibbinde, die ich erst später schätzen lernte, drei Paar graue Strümpfe, einen Tropenhelm und einen aus Bockshaut genähten Wasserschlauch — wie ich schon früher erwähnte, ein unentbehrliches Requisit für jeden, der in Südafrika reist. Ein Kaffer gab dann noch jedem ein Paket mit Mundvorrat und führte darauf je drei Mann in das Bureau, wo in aller Eile der Kontrakt unterzeichnet und das Handgeld gezahlt wurde.

Die fünf Pfund machten mich außerordentlich froh, ihre freudenschaffende Kraft sollte ich jedoch in Johannesburg nicht mehr erproben. Wir wurden alsbald in Reihe und Glied aufgestellt, und unter starker Bedeckung — Herr Redmond hatte zu diesem Zweck über ein Dutzend Burenpolizisten engagiert, welchen der Sicherheitsdienst in Johannesburg stets sehr viel Zeit übrig ließ — ging es nach Parkstation, dem Bahnhof der Goldstadt. Ein paar tobende Gläubiger warfen uns wenig liebenswürdige Abschiedsgrüße zu; sie haben leider nicht die Genugtuung gehabt, sich zu überzeugen, wie rasch ihre Flüche sich erfüllten. Vor dem Einsteigen in den Zug wurden wir nochmals abgezählt, wobei sich herausstellte, daß es zweien meiner „Kameraden“ gelungen war, trotz aller Vorsichtsmaßregeln zu entkommen! Man konnte sich indes nicht damit aufhalten, sie zu suchen. Fünf Minuten später sauste der Zug schon an dem reizenden Vorort Bramfontein vorbei, und kurz darauf war der letzte Hügel des Witwatersrand unseren Blicken entschwunden.

Um mit der Eisenbahn von Johannesburg nach Rhodesia zu gelangen, muß man einen großen Umweg machen, da die englische Bahnlinie, welche das Kap mit der rhodesischen Hauptstadt Bulawayo verbindet, die Republiken umgeht und eine Verbindung zwischen deren Hauptstädten und der westlichen Grenze nicht besteht. Wir mußten also zunächst in südlicher Richtung über Vereeniging, Kronstadt und Bloemfontein nach Naauw-Poort im Norden der Kapkolonie fahren, dann in nordwestlicher Richtung nach De Aar, wo wir auf die Kap-Kimberley-Strecke kamen, deren Verlängerung nach Norden hin die Rhodesiabahn ist.

Daß die Gegend, durch welche wir fuhren, dem Auge irgend welche Abwechselung bot, konnte man nicht behaupten. Endlose Weideflächen, hie und da in ihrer Eintönigkeit unterbrochen durch ein Farmerhaus, welches zwischen einigen Eukalyptusstämmen hervorschimmerte, kleine rotfarbene Hügel mit spärlicher Grasnarbe, dann und wann ein einsamer Kaffernkraal, ein kleines Landstädtchen mit seinem spitzen Kirchturm, ein Bur auf seinem trippelnden Pony — man hatte sich rasch daran satt gesehen.

Viel interessanter als das Landschaftsbild, war jedenfalls ein näheres Studium unserer Reisegesellschaft, zu dem diese denn auch

bald aufdringlich genug herausforderte. Wir waren zwölf Mann in unſerem Abteil dritter Klaſſe, ſaßen alſo für eine Reiſe von mehreren Tagen wahrlich dicht genug beieinander, und ich fragte mich, wie das wohl mit dem Schlafen werden würde. Meine Nachbarn ließen mir indes nicht lange Zeit, darüber nachzudenken; der eine hatte Karten herausgeholt und ſchlug eine Partie „Napoleon" vor, ein Lieblingsſpiel der Engländer und Schotten, welch' letztere unter uns entſchieden in der Mehrheit waren. Ich fühlte mich vorläufig zum Spielen wenig aufgelegt, ſagte mir auch, daß ich in den nächſten Tagen noch Anlaß genug haben würde, die Zeit damit totzuſchlagen und beſchränkte mich aufs Zuſehen. Die Leute ſpielten übrigens anſtändiger, als ich erwartet hatte, augenſcheinlich weil es keinen „Trick" gab, der nicht jedem von ihnen bekannt geweſen wäre.

Mittags hatten wir kurzen Aufenthalt an einer kleinen Station, wo das Eſſen für uns telegraphiſch beſtellt war. An langen Tiſchen war gedeckt, und als der Zug einlief, wurde ſchon die Suppe aufgetragen. Die Mahlzeit war gut und reichlich, wie auch faſt alle anderen, die wir auf dieſer Reiſe einnahmen, bei der ſich Mr. Redmond als ein wahres Organiſationsgenie erwies. Soweit es an ihm lag, klappte alles. Der Eiſenbahnverwaltung aber machte unſer „Extrazug" offenbar viel zu ſchaffen; oft hatten wir viele Stunden lang Aufenthalt, manchmal mitten in der Nacht auf freiem Felde.

Auf dieſe Weiſe dauerte es ſechs Tage, bis wir in Bulawayo ankamen — ſechs Tage und ſechs Nächte waren wir zu zwölf im Abteil ohne Möglichkeit, uns auch nur einmal auszuſtrecken, um eine halbe Stunde zu ſchlafen. Die Luft im Coupé war geradezu entſetzlich, ohne Unterlaß wurde gequalmt, dabei brannte tagüber die ſüdafrikaniſche Sonne erbarmungslos auf das Dach des Wagens — in den venezianiſchen Bleikammern kann es auch nicht ſchrecklicher geweſen ſein. Wir waren alle an Strapazen gewöhnt, trotzdem hatten wir ſchon nach dem zweiten Tage einige Schwerkranke unter uns, und bei der Ankunft ſtürzten mehrere der Länge nach auf den Perron, ſie waren in einem Maße erſchöpft, daß ſie nur mit Gewalt wieder auf die Beine gebracht werden konnten — ein häßliches Schauſpiel, aber es war nur der erſte Schritt auf unſerem Leidenswege.

Die ſtete und nicht unberechtigte Furcht vor Maſſendeſertationen zwang Mr. Redmond, uns die Feſſeln einer unbarmherzigen Disziplin aufzuerlegen. Man ging mit uns um wie mit einem Gefangenentransport. Zwei Tage blieben wir in Bulawayo. Dadurch, daß ich bei Mr. Redmond mein Geld bis auf wenige Pence als

Kaution hinterlegte, gewann ich mir die Erlaubnis, die Stadt näher anzusehen — freilich, eigentlich stets unter Aufsicht. Meine „Kameraden" gaben mehrfach ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß ich überhaupt noch irgend welches Interesse für die Außenwelt besaß. Daraus entnahm ich, daß meine Konstitution doch weit kräftiger und zäher sein müsse, als die der meisten meiner Genossen, und das gab mir neuen Mut.

Indes freute auch ich mich wie ein Kind auf die erste Nacht, in der mir wieder ein paar Stunden Schlaf gegönnt sein würden, und totmüde warf ich mich auf das Stroh — einer großen Scheune, in der wir alle untergebracht wurden, außer uns aber noch etwa dreißig Kaffern, die gewöhnlich darin kampierten. Die Scheune war lang und schmal und hatte nur an der Ostseite einen Ausgang. Ich lag ziemlich in der Mitte — die Kaffern ganz hinten an der Westseite. Wir hatten den Kerlen etwas Tabak geschenkt, um nicht durch ihren monotonen Gesang gestört zu werden, aber natürlich ausbedungen, daß sie in der Nacht nicht mehr rauchen dürften. Die meisten fingen denn auch ebenso wie meine Genossen bald an tüchtig zu schnarchen, während ich noch einige Zeit mit offenen Augen ins Dunkle starrte und meinen Gedanken Audienz gab.

Plötzlich sah ich, wie an der hinteren Wand ein Kaffer seine Pfeife anzündete. Um nicht eine allgemeine Rauferei heraufzubeschwören, blieb ich ruhig, aber unwillkürlich malte ich mir aus, was daraus werden würde, wenn auch nur ein Funke in das an der hinteren Wand aufgeschichtete Heu fiele. Da — betrog mich meine Phantasie oder war das schreckliche Wirklichkeit? — sah ich ein kleines Flämmchen emporzüngeln. Im ersten Augenblick wollte ich aufspringen und schreien, dann aber überlegte ich mir die Konsequenzen: ich selbst wäre dann verloren gewesen. Noch einen Augenblick starrte ich nach der Wand, da sah ich, wie der Kaffer die Flamme auszutreten versuchte, was ihm natürlich nicht mehr gelingen konnte. Nun gab es kein Zögern mehr: Auf allen Vieren kroch ich, so rasch es irgendwie möglich war, zwischen den langen Reihen der von todesähnlichem Schlaf Umfangenen durch, der Tür zu. Als ich ihr auf etwa zehn Schritt nahe gekommen war, sprang ich auf die Füße und schrie aus Leibeskräften: „Feuer!" Die Wirkung war eine grauenhafte. Von dem nun in hellen Flammen stehenden Hintergrund hob sich ein wirrer Menschenknäuel ab, ein einziger gewaltiger Schrei, alles stürzte, drängte übereinander. Die zur Bewachung gedungenen Leute, und die, welche am nächsten bei der Tür ihr Lager hatten, waren im Nu munter, und mit den

Fäusten rissen wir die Latten aus dem losen Gebälk der Scheune, um den Ausgang zu erweitern.

Wenige Minuten später war ganz Bulawayo auf den Beinen, und Mr. Redmond nahm die Leitung der Rettungsarbeiten in die Hand, die sich im wesentlichen darauf beschränkten, die Wände an der Südseite zusammenzuhauen, um einen Ausgang zu schaffen. Durch Redmonds ruhige Besonnenheit gelang es, 80 Personen zu retten; 9 Weiße und 28 Kaffern fanden ihren Tod in den Flammen. Von den Geretteten erlagen später noch 6 ihren Verletzungen. Auch die anderen waren zum Teil bös zugerichtet. Bei der Panik hatten sie gegenseitig mit Fäusten und Messern auf einander losgestoßen.

Da einige die Gelegenheit benutzt hatten, auszukneifen, konnte Mr. Redmond nur mit etlichen 50 Leuten den Weitermarsch nach Gwelo antreten. Auch dieser Marsch forderte noch einige Opfer, da es der Bahntrace entlang durch völlig schattenloses Steppengebiet ging. In Gwelo fanden wir eine größere Anzahl Portugiesen vor, die gleichfalls als Arbeiter angeworben waren. Wir wurden dort neu eingeteilt, wobei ich zu einem Trupp kam, der fast nur aus Portugiesen bestand. Mit diesen wurde ich nach Umnyati an den Sanyati-Fluß dirigiert, über den eine Eisenbahnbrücke gebaut werden sollte. Dort erst sollte ich die ganze Tragweite meines dummen Streiches ermessen lernen.

Als ob es gestern gewesen wäre, steht der Tag meiner Ankunft in Umnyati vor meiner Seele. In den Prospekten, welche die Chartered Company zu Propagandazwecken in vielen Hunderttausenden von Exemplaren nach allen Kulturländern der Erde sendet, wird Umnyati als ein hübsches kleines Landstädtchen mit günstigem Klima, herrlicher Umgebung und angenehmen Lebensverhältnissen geschildert, und nachdem ich von Bulawayo und Gwelo tatsächlich einen recht guten Eindruck empfangen, hatte ich mir auch von Umnyati keinen zu schlimmen Begriff gemacht. In Wirklichkeit aber war dieses Nest — heute eine wichtige Station der Bulawayo-Salisbury-Bahn — damals noch von europäischer Kultur so gut wie garnicht beleckt. Dafür aber hatte europäische Unkultur nach Kräften dazu beigetragen, um es auch für den Abgehärtesten zu einem wahrhaft scheußlichen Aufenthalt zu machen. Von dem internationalen Pack, das sich hier ein Rendezvous gegeben hatte, vermag auch die realistischste Schilderung keinen Begriff zu verschaffen, — Johannesburg erschien im Vergleich dazu eine harmlos friedliche mitteldeutsche Residenz. Ich bin unter vielerlei Volk herumgekommen und habe in manchen Abgrund menschlicher Verkommenheit geblickt, die Gesellschaft aber,

die ich in Umnyati vorfand, erweckte in mir ein nie gekanntes Grauen, so sehr ich durch physische und psychische Erschöpfung abgestumpft war.

Die Chartered Company mußte für ihre Bahnbauten Arbeiter haben um jeden Preis, sie konnte nicht wählerisch sein, wußte in Südafrika doch jeder von dem grauenhaften Massengrab, das die Durchführung der gigantischen Rhodes'schen Pläne den Europäern im Herzen Rhodesias schon bereitet hatte. Selbst mit Riesenlöhnen gelang es nur, den Auswurf des weißen Proletariats in Südafrika, Desperados aus aller Herren Länder, zusammenzutrommeln. Die farbigen Eingeborenen waren schon nach kurzer Zeit für die Arbeit inmitten einer sumpfigen Einöde unter der mitleidslosen tropischen Sonne, welche das totbringende Fiebergespenst aus dem giftigen Wasser hervorlockte, nicht mehr zu haben. Nur Weiße ließen sich noch durch die scheinbar abnorm hohen Löhne locken. Sie hatten ja auch keine Ahnung, wie unsinnig teuer das Leben in dieser Wildnis war, wo das Mineralwasser fast ebensoviel kostete wie in der Heimat der Champagner, und wo die primitivste Mahlzeit mehr Geld verschlang, als das glänzenste Diner in den Hotels europäischer Weltstädte, so daß niemand in der Lage gewesen wäre, etwas zu sparen, selbst wenn seine Gesundheit es ihm gestattet hätte, länger als kurze Wochen auszuhalten.

Tatsächlich aber packte das schreckliche Fieber die meisten schon nach wenigen Tagen, und außer dem Fieber grassierten noch andere gefährliche Epidemien aller Art. Weit über die Hälfte aller Weißen, die mir in Umnyati begegneten, hatte der Tod schon gezeichnet: abgemagert bis zum Skelett sahen sie aus großen fiebrigen Augen in die Welt, müde schleppten sie sich durch die Dorfgassen zur Kneipe, wo erst der Whisky sie wieder zu einem Scheinleben erweckte, der zugleich alle schlechten Instinkte dieser Gefallenen wachrief, denen das Leben des Nächsten nichts galt, weil sie ihres eigenen nicht mehr achteten.

Mord und Totschlag waren in Umnyati etwas so Alltägliches, daß man sich von der Größe solcher Verbrechen kaum mehr Rechenschaft ablegte: heute dir, morgen mir! Die berittene Polizei der Chartered Company war zu wenig zahlreich, um ein anderes als das Prinzip der Nichtintervention befolgen zu können, sie beschränkte sich auf den Schutz einiger Unternehmer und Ingenieure, die in Umnyati ihre Bureaus hatten. Die ständige Einwohnerschaft Umnyatis bestand nur aus ein paar Handwerkern, die sich ihre Arbeit mit Gold aufwiegen ließen, ein paar jüdischen Händlern und Kneipwirten, die ihr

Leben an ein gutes Geschäft wagten, ein paar Beamten und Ärzten, die alle paar Wochen abgelöst wurden.

Unsere Arbeitsstätte lag nicht dicht bei Umnyati, sondern, etwa drei Kilometer davon entfernt, am Sanyati-Fluß. Wenn es bis zu einem gewissen Grad begreiflich erscheinen mag, daß die Chartered Company ihre großartigen Verkehrspläne auch auf Kosten so vieler Menschenleben durchzuführen versuchte, so blieb mir doch völlig unbegreiflich, warum sie so gar nichts tat, um ihren unter so großen Kosten angeworbenen Arbeitern Leben und Gesundheit, wenigstens soweit das an ihr lag, zu erhalten. Im Camp am Sanyati herrschten geradezu fürchterliche Zustände. Wir waren der zweite Trupp, der dort anlangte, aber für nichts war Vorsorge geschaffen. Die Gesellschaft kümmerte sich weder um unsere Verpflegung, noch darum, wie wir Unterkunft finden sollten. Ein paar Ingenieure hatten ihre eigenen Zelte, alle übrigen Weißen konnten sehen, wie sie unterkamen, d. h. sie mußten, da es nur Sonnabends gestattet war, nach Umnyati hineinzugehen, bei jeglichem Wetter unter freiem Himmel kampieren, um ein Wachtfeuer gelagert, das zwar die wilden Tiere, aber nicht den Morgenfrost abhielt, der so scharf war, daß der übrige Körper vor Kälte zitterte, während man auf der dem Feuer zugeneigten Seite fast briet. Dabei war der Temperaturumschlag so heftig, daß man oft schon um 8 Uhr morgens vor Hitze umsinken zu müssen glaubte.

Ich war mir bald klar, daß auch mein durch jeglichen Sport gestählter Körper selbst ohne jede Arbeit diesen Verhältnissen auf die Dauer nicht gewachsen sein könnte. Die mir zugewiesene Arbeit war aber kein Kinderspiel. Unter der Aufsicht der Ingenieure hatten wir den Unterbau der Sanyatibrücke fertigzustellen. Dabei mußten wir gleich am ersten Tag 6 Stunden in der glühendsten Sonnenhitze bis an den Leib im Sumpf stehen, von unmenschlichem Durst gequält, mitten im Wasser, von dem doch jeder Tropfen uns den Tod gebracht hätte. Am ersten Abend schon waren meine Beine ganz unheimlich angeschwollen. An den nächsten Tagen kam ich mir vor wie ein Automat. Ich lebte eine Art Traumleben, unablässig lag ein solcher Druck auf meinem Kopf, daß das Empfindungsvermögen sehr herabgesetzt wurde. Meine Genossen waren ausschließlich Portugiesen, deren Sprache ich nur wenig verstand; ich war völlig einsam, bis ich einem jungen Menschen näher trat, der aus guter Lissaboner Familie war und in Frankreich studiert hatte, also französisch konnte. Es war ein stiller, schwächlicher Junge, der sehr viel Schweres durchgemacht hatte und im Camp wahre Höllen-

qualen litt. Abends erzählten wir uns manchmal von der Heimat und unſeren Lieben, die wir wohl beide nie mehr wiederſehen würden. Wir hatten uns mit unſerem Schickſal abgefunden und glaubten nicht, daß wir jemals aus dieſem Rhodeſia herauskämen.

Am vierten Abend begruben wir unſeren erſten Toten, das Fieber hatte ihn innerhalb weniger Stunden hingerafft. Joſé und ich waren aufs äußerſte deprimiert, als wir den kleinen Hügel verließen. Von nun an hatten wir jeden Tag zwei oder drei Tote. Jeden Abend wurden einige Leute zu Totengräberdienſten abkommandiert. Sie waren alle ſo gleichgültig geworden, daß ſie

nichts mehr dabei empfanden. Da es kein Entrinnen zu geben ſchien, ſo wünſchten wir uns nur noch ein raſches Ende. Die Ingenieure hatten Mitleid mit uns und gaben uns nie ein böſes Wort, aber ſie konnten uns nicht helfen. Die Brücke mußte gebaut werden.

Nach acht Tagen kam ein neuer Trupp: 120 zähe Schotten, kerngeſunde Kerle, die uns etwas aus unſerer Lethargie aufrüttelten. Wir fingen an Schnaps zu trinken, und ich wunderte mich, welch gewaltige Quantitäten Whisky ich vertragen konnte. Der Schnaps bekam mir ſogar recht gut. Die Schotten beſtanden darauf, daß die Toten nicht mehr in der Nähe des Camps begraben werden

dürften und die Kranken nach Umnyati geschafft werden müßten. Ein paar Tage lang nahm sie dann der Händler, der uns die Lebensmittel aus Umnyati brachte, gegen hohe Entschädigung auf seinem Wagen mit, dann weigerte er sich, und es ging alles wieder den alten Gang.

Die Schotten hielten noch weniger aus als die Portugiesen. Einige von ihnen wurden von religiösem Wahnsinn ergriffen und sangen ohne Unterlaß Psalmen und Kirchenlieder, dazwischen sich auf die Knie werfend, um mit schriller Stimme zu beten. Das Camp bot ein immer greulicheres Bild. Große Rudel von Hyänen raubten uns durch ihr Geheul die Nachtruhe, unsere Arbeit schritt sehr langsam fort, weil die Pfähle immer wieder im Sumpf versanken und die Maschinen schlecht waren.

Eines Morgens konnte José, mein portugiesischer Freund, sich nicht mehr erheben, das Fieber schüttelte ihn, daß er aussah, als hätte er Krämpfe. Am Abend begruben wir auch ihn. Zwei Tage später packte es auch mich und zwar während der Arbeit. Ich wurde ohnmächtig, und zwei Portugiesen fingen mich auf und warfen mich auf den glühenden Sand. Allmählich kam ich da wieder zur Besinnung, aber ich wußte so bestimmt, daß ich innerhalb ganz kurzer Zeit sterben würde, wie ein Verbrecher, der aufs Schafott geführt wird. Merkwürdigerweise hatte der Gedanke an den Tod aber gar nichts Unangenehmes für mich, es wurde mir im Gegenteil ganz leicht ums Herz. Die angenehmsten Bilder vergangener Tage zogen an meiner Seele vorüber, und trotzdem die Sonne mir wie wahnsinnig auf die Lider brannte, wurde ich ordentlich froh.

Plötzlich hörte ich eine mächtige tiefe Stimme über mir. Irgendwer warf den Portugiesen ein paar Schimpfworte an den Kopf, daß sie mich hier in der glühendsten Sonne umkommen ließen. Ich fühlte mich von ein paar starken Armen in die Höhe gehoben und in ein Zelt getragen. Dort hatte ich zunächst eine zweite, noch heftigere Fieberatacke zu bestehn. Als ich wieder zu mir kam, sah ich alles wie durch einen roten Schleier: ein großer blonder Mann stand vor mir, ich erkannte den Ingenieur, der am Morgen gekommen war, um unsere Arbeit zu inspizieren. Auf meine Fragen gab er mir nur ganz knappe Antworten in portugiesischer Sprache. Am Abend erklärte er mir, daß er nach Salisbury fahren müsse und mich auf seinen Wagen nehmen wolle, wenn ich verspreche, mich zusammen zu nehmen: „Die Fahrt geht zum Teil durch völlige Wildnis", erklärte er mir in seiner barschen Weise, „wenn das Fieber zunimmt, muß ich Sie aussetzen. Aber hier sind Sie in zwei Tagen

längſtens doch verloren, bringe ich Sie jedoch bis Salisbury, ſo können Sie vielleicht gerettet werden".

Ich ſah ihn nur dankbar an, ſprechen konnte ich nicht. Am Abend lud er mich auf ſeine hochrädrige Karre, auf der ihn noch ſeine zwei farbigen Diener begleiteten, dann begann die ſeltſamſte Fahrt meines Lebens. Wir fuhren meiſt die Nacht hindurch, ſo daß ich wenig von der Umgebung zu ſehen bekam, aber einzelne Bilder haben ſich doch unauslöſchlich in mein Gedächtnis eingegraben, ſo eine Morgendämmerung bei New Hartley am Umfulfluß, wo wir von einen fernen Hügel einen Löwen brüllen hörten, deſſen Stimme ſchaurig über die Ebene hintönte, die, in gelblich-bläulichen Nebel gehüllt, einen grenzenlos unheimlichen Eindruck machte, ſodaß man ſich auf einen anderen Planeten verſetzt glauben konnte.

Mit Aufgebot meiner ganzen Energie kämpfte ich einen Fieberanfall nach den anderen nieder, dazu verurſachte mir das in Maſſen genoſſene Chinin unerträgliche Zahnſchmerzen, und die Stöße des Wagens griffen mein zerrüttetes Nervenſyſtem derart an, daß ich ſtundenlang ſtill vor mich hinweinte. Mein Retter ſorgte für mich wie für ein kleines Kind, aber er hatte nie ein freundliches Wort für mich. Schließlich glaubte ich, dem Fieber nicht widerſtehen zu können, meine Energie ſchwand immer mehr dahin, ich fühlte, wie mich allmählich die Sinne verließen. Trotzdem ich aus den Bemerkungen der Kaffern entnahm, daß es heller Tag war, ſah ich nichts mehr als eine dicke rote Wand, bald konnte ich auch nichts mehr hören, als ein gewaltiges Brauſen und Rauſchen, durch welches hie und da nur eine Stimme wie aus einer endloſen Entfernung zu mir drang. Den Sinn der Worte vermochte ich nicht mehr zu erfaſſen. Ich gab den Kampf auf . . . .

Als ich erwachte, lag ich in einem ſauberen weißen Bett, und neben mir ſtand eine weiße Frau, die mir wie eine himmliſche Erſcheinung vorkam und mir gütig zunickte. Ich war im Miſſionsſpital in Salisbury und auf dem Wege zur Beſſerung. Allerdings fühlte ich mich noch ſo ſchwach, daß mir jede Bewegung Schmerzen verurſachte. Dank meiner kräftigen Konſtitution erholte ich mich indes raſcher, als ſelbſt die Aerzte erwartet hatten, die ſich mit viel Intereſſe meiner annahmen. Mein einziger Wunſch war nun, meinem Retter zu danken, der aber zeigte ſich nicht.

Endlich am Abend des erſten Tages, an dem ich eine halbe Stunde hatte aufſtehen dürfen, trat er ein. Er ließ mich garnicht zu Worte kommen, ſondern teilte mir nur mit, daß ich jetzt möglichſt raſch an die Küſte müſſe, um mich vollends zu erholen, er werde

alles Nötige veranlassen und ich solle morgen Abend reisen. Ohne meinen Dank anzuhören drehte er sich um und wechselte noch ein paar Worte mit der Schwester. Ich wunderte mich, daß er vorzüglich englisch sprach und mit mir trotzdem nur portugiesisch gesprochen hatte, obgleich er mich unmöglich für einen Portugiesen halten konnte. Ein merkwürdiger Mensch! Ich versuchte die Schwester nach ihm auszufragen, die aber konnte mir auch nichts weiter von ihm sagen, als daß er John heiße und ihrer Ansicht nach ein Deutscher sei.

Am nächsten Abend fuhr er mich nach der Bahn, nahm mir ein Billet und setzte mich in ein Abteil: „Ich habe an einen deutschen Kaufmann in Beira geschrieben, der Sie von der Bahn abholen wird, hier sind zehn Schillinge für unterwegs. Adieu!“ Damit drehte er sich, ohne mir die Hand zu geben, um und ging seiner Wege. Ich habe ihn niemals wiedergesehen und trotz vieler Fragen bei einflußreichen Beamten der Chartered Company, mit denen ich später in London geschäftlich in Berührung kam, nie etwas über ihn in Erfahrung bringen können. Warum er unter so vielen Unglücklichen gerade mich rettete, ist mir bis auf den heutigen Tag unklar, aber man wird begreifen, daß ich ihn für den edelsten Menschen halte, der mir je begegnet ist, und den sehnlichsten Wunsch hege, ihm eines Tages doch noch meine Dankbarkeit beweisen zu können.

24. Kapitel.

Schluß.

„You never get it out of the bones“ hatte mir der engliſche Arzt in Salisbury kopfſchüttelnd verſichert, als ich in wohliger Rekonvaleszentenſtimmung ſchon wieder neue Zukunftspläne baute. Er hat nicht ſo unrecht gehabt. Die Malaria ließ mich nicht ſo raſch aus ihren Klauen, wie ich hoffte. Wer einmal ihre Bekanntſchaft gemacht, der hat „einen Knacks“ weg fürs Leben. Nachdem es mir anfangs etwas beſſer gegangen, erlitt ich in Beira nur zu bald einen Rückfall und noch immer ſchwer krank beſtieg ich nach herzlichem Abſchied von meinem deutſchen Gaſtfreunde den norwegiſchen Segler, deſſen Kapitän ſich bereit erklärt hatte, mich ohne weitere Entſchädigung nach Madagaskar mitzunehmen. Es lag ein gut Teil Naivetät in der Zuverſicht, mit der ich dieſe neue Reiſe, nicht ganz einen Sovereign in der Taſche, antrat. Aber wenn Frau Fortuna auch alles eher als geneigt war, mich in die Reihe ihrer Schoßkinder aufzunehmen, ſo ließ ſie mich doch nicht ganz im Stich. In Tamatave traf ich einen alten Bekannten aus der Seineſtadt, der mir lebhafte Anteilnahme erwies, mich, nachdem ich einigermaßen wiederhergeſtellt, in den Kreis ſeiner Freunde einführte und mir ſchließlich eine Sekretärſtelle bei einem Importeur verſchaffte, mit dem ich dann

auch eine interessante Reise ins Innere antrat. Die Beschreibung dieser Fahrt, auf der ich zum ersten Male tropische Urwaldpracht schauen durfte, und der ich auch sonst manch wertvolle Erinnerung verdanke, will ich in den Rahmen dieses Buches nicht mit einbeziehen. Genug, daß auch die neuen Perspektiven, die sich mir hier auftaten, nur die Überzeugungen in mir bestärkten, die ich auf dem südafrikanischen Festlande gewonnen.

Nach etwa einmonatigem Aufenthalt auf der unvergleichlichen Insel kehrte ich nach Durban zurück, wo ich aufs neue erkrankte, schließlich aber nach viel schweren Erfahrungen meine erste Stellung in Südafrika fand. Sie war recht bescheiden diese Stellung, aber wie glücklich machte mich das Gefühl, endlich festen Boden unter mir zu wissen! Indes sollte ich, nachdem ich diese erste Sprosse erstiegen, die „Leiter des Erfolges" wenigstens unter dem südlichen Himmel nicht weiter emporklimmen. Familienverhältnisse riefen mich nach der Heimat zurück, und gegen mein Erwarten hielten mich neuauftauchende Aussichten, die sich inzwischen in überraschender Weise verwirklicht haben, dort fest.

Südafrika blieb eine Episode in meinem Leben. Eine hochwichtige freilich und trotz aller Bitternisse — oder vielleicht gerade wegen dieser — eine in ihren Früchten erfreuliche! Wenn ich aber gefragt würde, ob ich irgend jemandem, den ich lieb habe, eine solche Episode in sein Leben hineinwünschen möchte, dann müßte ich antworten: „Nur wenn ich die Bürgschaft dafür hätte, daß es auch für ihn bei der Episode bliebe." Wo aber ist diese Bürgschaft vorhanden bei all den Tausenden, die hinauszogen und noch immer hinausziehen nach dem Lande des Goldes und der Diamanten? Ich habe mich bemüht, was ich dort fand, objektiv und wahrheitsgetreu zu schildern; trotzdem verfolgt meine Darstellung eine Tendenz, und wo ich meine persönlichen Schicksale eingehender behandelte, wo ich mich der novellistischen Verbrämung bediente, da geschah es, um diese Tendenz wirksamer herausarbeiten zu können. Meine südafrikanischen Erlebnisse sind in keiner Weise außerordentlicher Natur gewesen, mit Ausnahme der Momente, wo ich durch eine Verkettung von Umständen, mit der man im allgemeinen nicht wird rechnen dürfen, vor den allerletzten, allerbittersten Folgen verhängnisvoller Illusionen bewahrt geblieben bin.

Solche Illusionen aber bei meinen jungen auswanderungslustigen Landsleuten gar nicht erst aufkommen zu lassen, das ist der Zweck meines Buches. Die Enttäuschungen, die meiner in Süd-

afrika harrten sind typisch, und typisch sind auch die Enttäuschungen all der Unglücklichen, von denen ich in der einen oder der anderen Form zu berichten Gelegenheit hatte. Man muß nicht nur an Charakter und Begabung den Durchschnitt weit überragen, man muß auch über eine eiserne Gesundheit und über einen gewissen materiellen Rückhalt verfügen, will man mit einiger Aussicht auf Erfolg den Kampf mit den Verhältnissen wagen, deren Schwierigkeiten meine Darstellung noch lange nicht nach allen Seiten hin gerecht werden konnte. Und selbst für den, der das notwendige Rüstzeug besitzt, wird der Erfolg in Südwestafrika immer noch weit mehr „Glückssache" sein als in der Heimat. Wenn ich aber einerseits betone, daß es nur einer Elite unserer deutschen Jugendkraft beschieden sein könnte, in Südafrika höhergespannte Erwartungen wirklich in Erfüllung gehen zu sehen, so mag sich aus meinem Buche andererseits ergeben, daß dieser Elite dankbarere Aufgaben winken dürften, als die, der Transvaalsphinx gefährliche Rätsel zu lösen.

Ich glaube über die weiten Möglichkeiten der neuesten englischen Kolonien in vorurteilsfreier Weise berichtet zu haben; ich wünsche unserem Handel nichts wärmer als einen reichen Anteil an der Versorgung der sich hier darbietenden hochbedeutsamen Absatzgebiete; unserer Industrie, unserer Technik, unserem Kapital endlich wünsche ich von ganzem Herzen baldige Erfüllung der berechtigten Hoffnungen, welche auf die Erschließung der unerschöpflichen Schatzkammern des Witwatersrand gesetzt werden. Dem Transvaal winkt unter den Voraussetzungen, die ich eingehend gekennzeichnet, und unter denen eine richtige Eingeborenenpolitik mir als die wichtigste erscheint, eine glänzende Zukunft, aber niemand wird mir verdenken, wenn ich unter den Opfern, welche die unbarmherzige Sphinx noch in den Abgrund schleudern wird, ehe sie ihren Ödipus gefunden hat, möglichst wenig deutsche Landsleute beklagen möchte.

Seit dem Frieden von Vereeniging haben die südafrikanischen Verhältnisse ein in vielen Zügen wesentlich verändertes Gesicht gewonnen, und manche Fragen, in die ich mich in diesem Buche vertiefte, haben heute nur noch historische Bedeutung. Aber bestehen blieben und werden noch auf lange hinaus bleiben, die Schwierigkeiten, die sich dem Fortkommen speziell des jungen deutschen Kaufmannes in Südafrika in den Weg stellen, unverändert sind die wirtschaftlichen Grundprobleme und die Charaktere der beiden Rassen, die sich auch fürderhin in ihre Lösung zu teilen haben werden, nur langsam endlich wird ein großer Zug sozialen Verstehens die unheimlichen Wucherungen kapitalistischer Allmacht beseitigen können,

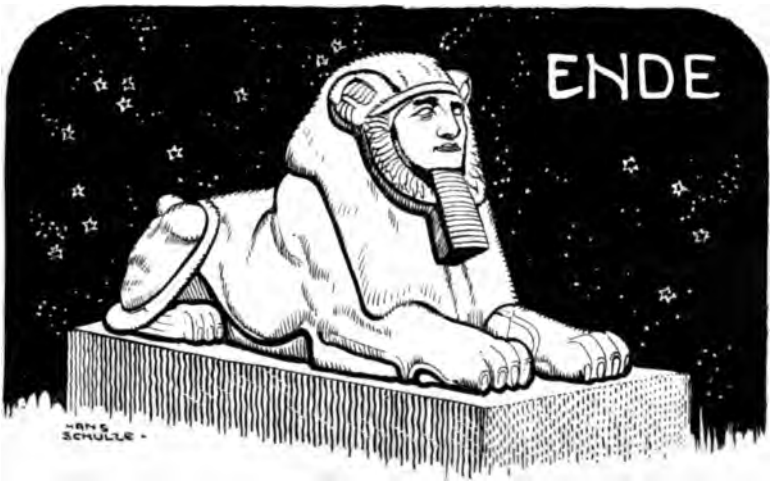
die ſich kaum irgendwo ſo brutal bemerkbar machen wie in der gleißenden Metropole am Witwatersrand.

Der Transvaal iſt heute kein Neuland mehr; ein gewaltiger Konſolidierungsprozeß zeitigt immer neue Früchte, und immer geringer wird damit auch die „Ellbogenfreiheit", die mancher „dort unten" noch finden zu können glaubt. Wer am eigenen Leibe erfahren hat, was alles in den Kolonien bei dieſer Formel Aſylrecht begehrt, der kann das kaum bedauern. Andererſeits aber wird noch manches Luſtrum ins Land gehen, ehe die Spuren der Sünden getilgt ſind, die in politiſcher, ſozialer und wirtſchaftlicher Beziehung begangen wurden und jene gefährliche Vertrauenskriſe heraufbeſchworen haben, deren vielſeitige Wirkungen ich zu würdigen verſuchte. Freilich hat der Kriegsſturm die Atmoſphäre von manchen Miasmen gereinigt, aber jede neue Poſt aus Südafrika beweiſt, wie viel noch zu tun übrig bleibt.

Wenn es mir in erſter Reihe am Herzen lag, für den Transvaal die Fragen zu beantworten, die der deutſche Auswanderer ſich bei der Wahl einer neuen Heimat vorlegen muß, wenn ich andererſeits verſuchte, die herben Prüfungen, die zahlreichen Landsleuten eine falſche Vorſtellung von ihren Ausſichten im Goldlande bereits zugezogen, denen zu ſchildern, die durch Nutzbarmachung derſelben helfen könnten, wenn ich damit Bauſteine zu einer Brücke ſammeln wollte, mittels deren der deutſche Export noch erfolgreicher und impoſanter als bisher ſeinen Einzug halten könnte in ein außerordentlich vielverſprechendes und daher mit Recht vielumworbenes Abſatzgebiet, ſo fühle ich doch auch für die Zukunft des Transvaal an ſich die regſte Anteilnahme.

Meine Kritik wo ich mir eine ſolche erlaubte, mag manchem als die der „unerwiderten Liebe" erſcheinen, in Wahrheit iſt ſie einzig und allein eingegeben durch den ernſten Wunſch ſubjektiv Geſchautem durch gewiſſenhafte Verarbeitung die Früchte heranreifen zu laſſen, die keiner ehrlichen Stellungnahme verſagt bleiben. Eine ſolche Stellungnahme aber habe ich vor allem für nötig gehalten gegenüber denen, die der Selbſtändigkeit der Burenrepubliken das Gift gemiſcht, um dann, bemitleidet von Europa, ſcheinheilig an ihrem Grabe zu beten. Nicht Rhodes, nicht Krüger über deren Wirken nur vor dem Forum der Geſchichte das letzte Wort geſprochen werden darf — jener bisher noch viel zu ſehr durch das Dunkel unberechtigter Sympathieen geborgenen Holländerklique, die in Pretoria und ſpäter in Europa ihr unheilvolles Weſen trieb, gilt mein „j'accuse!" Und mein beſter Wunſch für Südafrika lautet, daß nie mehr unlautere

Elemente ſich zwiſchen die beiden Raſſen drängen möchten, die, ſo ſehr auf einander angewieſen, auf die Dauer nur durch künſtliche Machenſchaften an einer Verſtändigung verhindert werden können. Nirgends kreuzen ſich die wahren Intereſſen von Bur und Brite. Jeder hat ſein weites Betätigungsfeld, jedem ſind ſeine beſonderen Aufgaben zugewieſen, ſeitdem das Schwert darüber entſchieden hat, wer in Südafrika Herr ſein ſoll. Vor die gemeinſamen Probleme aber dürfen Beide nur Arm in Arm treten. Nur ihr reſtloſes Verſtehen, nur ihre aufrichtige Solidarität kann den Oedipus gebären, dem auch das letzte Rätſel der Transvaalſphinx nicht widerſtehen wird.



Inhalts-Verzeichnis.

Kapitel:		Seite
I	Rien ne va plus!	1
II	Southward Bound	9
III	Perlen des Atlantic	19
IV	Am Kap	29
V	Süd-Afrikas ungekrönter Imperator	35
VI	Die Afrikanderin	49
VII	Landeinwärts	54
VIII	Auf einer Freistaat-Farm	68
IX	Der König von Smithfield	77
X	Die Freistaat-Windmühlengesellschaft	90
XI	Eine Fahrt ins Basutoland	99
XII	Die „golden city“	113
XIII	Die Jagd nach dem Glück	120
XIV	Momentbilder	125
XV	Winke	138
XVI	Der Witwatersrand	158
XVII	Die Arbeiterfrage	179
XVIII	Transvaalgold und Weltwirtschaft	208
XIX	Hinter den Kulissen	229
XX	Die Silbervilla	235
XXI	Pretoria	244
XXII	Zum indischen Ozean	270
XXIII	„Des weißen Mannes Grab“	292
XXIV	Schluß	305

HOOVER INSTITUTION

STANFORD LIBRARIES

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

PS2852-1278-15M

DT 9
N4
DT 916 .N4
Die Transvaalsphinx : AJT3816
Hoover Institution Library
3 6105 081 466 430